

Das revolutionäre China „von der Rückseite“.

Reiseberichte über China von Arthur Holitscher, Egon Erwin Kisch, Lili Körber
und Richard Huelsenbeck in der Weimarer Republik

Dissertation

zur Erlangung des Grades eines

Doktors der Philosophie

am Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften

der Freien Universität Berlin

vorgelegt von Chaoran Huang

Berlin, Dezember 2021

Erstgutachterin: Prof. Dr. Almut Hille

Zweigtachterin: Prof. Dr. Friederike Felicitas Günther

Tag der Disputation: 19.01.2022

Danksagung

Die vorliegende Arbeit ist eine überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die im Januar 2022 vom Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien Universität Berlin angenommen wurde. Ihre Entstehung wurde von einer Reihe von Personen und Institutionen unterstützt, denen ich an dieser Stelle meine große Dankbarkeit aussprechen möchte.

Zuallererst richtet sich mein besonderer Dank an Frau Prof. Dr. Almut Hille, die mich seit unserer ersten Begegnung während der Austauschsemester 2015/16 stets gefördert und mir vieles beigebracht hat. Sie hat meine Dissertation von Anfang an betreut und mir unermüdlich Ratschläge, Unterstützung und Verständnis geboten. Ohne ihr Vertrauen und ihre Begleitung wäre diese Arbeit nicht zustande gekommen. Mein herzlichster Dank gilt auch Frau Prof. Dr. Friederike Felicitas Günther, meiner Zweitgutachterin, die mir konstruktive Anregungen sowie die Möglichkeit gegeben hat, in ihrem Forschungskolloquium vorzutragen, wo ich inspirierende Hinweise zur literarischen Textanalyse erhalten habe. Bedanken möchte ich mich auch bei Herrn Prof. Dr. Hans Richard Brittnacher und Frau Prof. Dr. Jutta Müller-Tamm für Ihre Zusage, als Kommissionsmitglieder mitzuwirken.

Zu großem Dank bin ich auch meinen Mitdoktorand*innen aus Almut Hilles Kolloquium verpflichtet, mit denen ich einzelne Kapitel diskutiert und hilfreiche Kommentare und Lektürevorschläge bekommen habe. Insbesondere dankbar bin ich Dr. Benjamin Langer, der mich nicht nur als Mitglied in der Kommission, sondern auch mit wertvollen Anmerkungen für die Überarbeitung der Druckfassung unterstützt hat, Dr. Jin Zhuo Lee, die mir während des ganzen Arbeitsprozesses sowohl wissenschaftlich als auch emotional beigestanden hat, und Jinlei Zhong für seine Hilfe im letzten Jahr der Promotion, bei der Vorbereitung auf die Disputation und den unzähligen Formalitäten nach meiner Rückkehr nach China.

Ich möchte mich auch bei Herrn Prof. Dr. Ernst Osterkamp von der Humboldt-Universität zu Berlin und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und Herrn Dr. Michael Jaeger von der Freien Universität Berlin bedanken, deren Interesse am Thema meiner

Arbeit über die Jahre nicht nachgelassen hat. Des Weiteren bin ich meinen Freund*innen sehr dankbar; Jing Bai, Yang Cao, Dr. Teng He, Assist. Prof. Dr. Mingchao Mao, Haiqin Ning, Fiona Pietrek, Yufei Qiu, Dr. Hao Song, Ziyang Wei, Xin Yang und Weijie Zhang, die mir während des Arbeitsprozesses und der privat schwierigen Zeit den Rücken gestärkt haben, sowie vielen anderen gebührt mein Dank. Ich danke ferner ganz herzlich meiner Lektorin Karina Kreß für ihre sorgfältige Korrektur und ihre zügigen Antworten auf meine Fragen.

Das China Scholarship Council (CSC) hat mich im Rahmen eines Promotionsstipendiums für vier Jahre gefördert. Für diese großzügige finanzielle Unterstützung bedanke ich mich ausdrücklich. Dem Zentrum für Deutschlandstudien an der Peking Universität (ZDS) und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) danke ich darüber hinaus für die Organisation unterschiedlicher internationaler und interdisziplinärer Tagungen und Veranstaltungen.

Vielen Dank an alle, die mich im Laufe der Jahre begleitet, motiviert und gefördert haben. Und ein letztes und inniges Dankeschön gilt meinen Eltern, die mit ihrer Hilfsbereitschaft, Geduld und Liebe alle meine Entscheidungen im Leben begrüßen und unterstützen.

Changzhou, im April 2022

Chaoran Huang

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	I
1. Einleitung	1
2. Kultur und Medien in der Weimarer Republik	6
2.1. Neue Entwicklungen in Kultur und Medien der Weimarer Republik	6
2.1.1. Technische und mediale Entwicklungen	6
2.1.2. Linke Publizistik in der Weimarer Republik.....	9
2.2. Chinabilder in der Weimarer Republik	12
3. Die Gattung Reisebericht	19
3.1. Oberbegriff: Reiseliteratur.....	19
3.2. Begriff: Reisebericht.....	21
3.3. Von der Reportage zu Formen des Reiseberichts in der Weimarer Republik.....	23
3.3.1. Faktizität und Fiktionalität der literarischen Reportage	23
3.3.2. Egon Erwin Kischs Reportage-Theorie und der Reisebericht.....	27
3.3.2.1. Die erlebte Tatsache und die „logische Phantasie“	28
3.3.2.2. Die Kunstform und die „Kampfform“	30
4. Der Reisebericht und der Ferne Osten	35
4.1. Reiseberichte über China im frühen 20. Jahrhundert	35
4.2. Chinesische Städtebilder in der Literatur der Weimarer Republik.....	46
4.3. Auswahl der Reiseberichte über China in der Weimarer Republik.....	49
5. Arthur Holitschers Reisereportagen: <i>Das unruhige Asien</i> (1926).....	53
5.1. Der Reiseschriftsteller Arthur Holitscher und seine Chinareise.....	53
5.2. Die Stadt als Wiege der Revolution	60
5.2.1. Guangzhou als „Hauptstadt des revolutionären Südchina“	61
5.2.2. Studentenbewegung und Arbeitervereinigung in Shanghai	66
5.2.3. Der Kuli Nr. 204 in Beijing	70
5.3. Die Stadt und ihre kolonisierten Viertel	72
5.3.1. Verfallende Konzessionen in Guangzhou	73
5.3.2. Hongkong und Macao als Fremdenkolonien.....	75

5.3.3. Die ausländische Kolonie in Shanghai	79
5.3.4. Das Gesandtschaftsviertel in Beijing.....	81
5.4. Die Stadt als Bazar	83
5.4.1. Hongkong und Macao geschäftig	84
5.4.2. Rummel in den Hauptstraßen von Shanghai	87
5.4.3. Bazar des Handwerks in Guangzhou.....	89
5.5. Die Stadt als Wohnort der Chines*innen	91
5.5.1. Familie und Gilde als Grundpfeiler der chinesischen Gesellschaft.....	92
5.5.2. Guangzhou mit einem Stadtteil auf dem Wasser	94
5.5.3. Beijing als Wohn- und Wallfahrtsort für Chines*innen	97
5.6. Zusammenfassung	101
6. Egon Erwin Kischs Reisereportagen: <i>China geheim</i> (1933)	104
6.1. „Der rasende Reporter“ Egon Erwin Kisch und seine Chinareise.....	104
6.2. Die kolonisierte Stadt	110
6.2.1. Dalian und die Mandschurei.....	110
6.2.2. Die „Fremdenherrschaft“ in Shanghai.....	113
6.2.3. Geschäfte der Fremden in Shanghai	117
6.2.3.1. Kulis auf der Straße und am Hafen	118
6.2.3.2. Die Arbeiterschaft.....	121
6.2.3.3. Waffengeschäfte und Krieg	125
6.2.4. Im Dienst der Fremden in Shanghai	131
6.2.5. „Der Dachgarten“ des Grand Hotel de Pékin	134
6.3. Die Stadt des Elends	138
6.3.1. Shanghai, Alltagsleben der Bevölkerung	139
6.3.2. Nanjing, die „Stadt des Schmutzes und des Jammers“	141
6.3.3. „Wien in Peking“, Zerfall der Traditionen	144
6.4. Die Städte der Hoffnung in den Sowjetgebieten	150
6.5. Zusammenfassung	154

7. Lili Körbers Reisereportagen: <i>Begegnungen im Fernen Osten</i> (1936)	156
7.1. Die Schriftstellerin Lili Körber und ihre Chinareise	156
7.2. Die Stadt als Begegnungsort von Westen und Osten	163
7.2.1. Shanghai als die Stadt der „Weißen“	164
7.2.2. Einflüsse der japanischen Kolonisten in chinesischen Städten	169
7.2.3. Die Arbeiterschaft in Shanghai	173
7.2.4. Nanjing als Zeuge der Geschichte	177
7.3. Die Stadt der Armut	182
7.3.1. Armseligkeit der chinesischen Bevölkerung in Shanghai	182
7.3.2. Beijing mit der Pracht versunkener Dynastien	185
7.3.3. Zum „Vergleich“: Auf dem Land in China	192
7.4. Die Stadt der „Roten“	194
7.5. Zusammenfassung	200
8. Richard Huelsenbecks Reisebericht: <i>Der Sprung nach Osten</i> (1928)	202
8.1. Der „Weltdada“ auf seinen Reisen nach China	202
8.2. Der Fremdenhass in der Stadt	211
8.3. Die Klassenkluft in der Stadt	218
8.4. Das Geschichtliche und das Revolutionäre in der Stadt Nanjing	226
8.4.1. Zeugen der langen Geschichte der Stadt	226
8.4.2. Theatererlebnisse in der Stadt	229
8.4.3. Hindernisse und Hoffnungen der Revolution in der Stadt	236
8.5. Zusammenfassung	239
9. Fazit	241
9.1. Die Kunstformen der Reiseberichte der linken Schriftsteller*innen	241
9.2. Die „Kampfformen“ der Reiseberichte der linken Schriftsteller*innen	246
10. Literaturverzeichnis	251
11. Abbildungsverzeichnis	274
12. Anhang: Übersicht chinesischer Namen und Begriffe	275

1. Einleitung

Es ist eines jener Bücher, die man zunächst einmal auf einen Sitz von vorn bis hinten durchliest, um dann sogleich noch einmal, nunmehr langsam und genießerisch, von vorn zu beginnen. Er hat Amerika neu entdeckt, von der Rückseite (zit. nach Reich-Ranicki 1968: 40).

So rezensiert das *Berliner Tageblatt* Egon Erwin Kischs Reisebericht *Paradies Amerika* (1930). Der ‚Literaturpapst‘ Marcel Reich-Ranicki zitiert in seinem Aufsatz über den „rote[n] Reporter“ Kisch diese Rezension und will damit die „künstlerische Qualität“ (Reich-Ranicki 1968: 40) seiner Reportagen unterstreichen, die auch von der bürgerlichen Presse enthusiastisch begrüßt wurden. In der Weimarer Republik erschienen in der Presse zahlreiche Artikel über ferne Länder – nicht nur über Amerika, sondern auch über China, Japan sowie die anderen asiatischen Länder – und die Zahl der in Buchform veröffentlichten Reiseberichte ist beachtlich. Die Reiseberichte über China tragen dazu bei, das damalige Chinabild um neue Perspektiven zu bereichern. Und die Reiseberichte über das revolutionäre China, das sich in den 1920ern und 1930ern in Umbrüchen befindet, ermöglichen es den Leser*innen, dieses Land „von der Rückseite“ neu zu entdecken.

In der philologischen Forschung finden sich bereits viele Arbeiten über das Chinabild in der deutschsprachigen Literatur zu unterschiedlichen Zeiten. Anders als die häufig erforschten Chinaromane werden die Reiseberichte, die in der Weimarer Republik als eine der kurzen Formen in Mode waren, vergleichsweise wenig beachtet. Mit den neuen Entwicklungen der modernen Verkehrsmittel und einem aus dem Ersten Weltkrieg resultierenden Gefühl der Orientierungslosigkeit und des Fernwehs reisten neben Missionar*innen, Bildungs- und Forschungsreisenden auch immer mehr Schriftsteller*innen nach China. Während sich die meisten in ihren Reiseberichten allgemein mit geographischen, künstlerischen und kulturellen Dimensionen Chinas auseinandersetzten und einen Schwerpunkt auf das alte, traditionelle China legten, konzentrierten sich die linksorientierten Autor*innen eher auf das neue, sich wandelnde China. Sie machten sich auf den Weg in ‚revolutionäre‘ Städte und Landstriche und

verfassten Reiseberichte, die teilweise schon vor ihrer Rückkehr in Zeitungen publiziert und nach ihrer Reise in Buchform verlegt wurden. Aufgrund des engen Zusammenhangs mit dem Journalismus wird von diesen Reiseberichten, anders als von den oft abenteuerlichen Reiseromanen, erwartet, dass sie einem gewissen Wahrheitsanspruch gerecht werden.

Die vorliegende Arbeit zielt explizit auf eine Analyse von Darstellungen des revolutionären Chinas in deutschsprachigen Reiseberichten der linksorientierten Autor*innen in den 1920er und 1930er Jahren ab, da diese in der philologischen Forschung bisher kaum erforscht sind; sie ist weder eine Chronik der Wandlungen des Chinabildes in der deutschsprachigen Literatur noch der deutschsprachigen Reiseberichte über China. Es gibt weitere Reiseschriftsteller*innen, die die Revolution in China in ihren Texten zumindest erwähnt haben; ihre Reiseberichte stellen jedoch nicht den Mittelpunkt dieser Studie dar und werden nur in den einleitenden Kapiteln kurz vorgestellt. Um eine nähere Analyse des Bildes des revolutionären Chinas durchzuführen und gleichzeitig die Gattungsproblematik des Reiseberichts weiter zu differenzieren, sind vier Reiseberichte ausgewählt worden: Arthur Holitschers *Das unruhige Asien. Reise durch Indien – China – Japan* (1926), Egon Erwin Kischs *China geheim* (1933), Lili Körbers *Begegnungen im Fernen Osten* (1936) und Richard Huelsenbecks *Der Sprung nach Osten. Bericht einer Frachtdampferfahrt nach Japan, China und Indien* (1928).

Die meisten dieser Reiseberichte schildern Gesehenes und Erlebtes in chinesischen Städten, weil sich die Autor*innen wegen der beschränkten Verfügbarkeit der sich noch entwickelnden Verkehrsmittel und der komplizierten politischen Umstände in China hauptsächlich in Städten aufhielten. Dieser Fokus passt auf der anderen Seite zu einem Trend in der Literatur der Weimarer Republik: dem Schreiben über die Großstadt. Insofern ist es ein naheliegender Ausgangspunkt für die Analyse des beobachteten und beschriebenen revolutionären Chinas, die von den Autor*innen konturierten Städtebilder in den Mittelpunkt zu stellen.

Durch die Analyse der ausgewählten Reiseberichte sollen folgende Fragen beantwortet werden: Wie sieht das revolutionäre China in deutschsprachigen Reiseberichten aus der

Zeit der Weimarer Republik aus? Wie werden die damaligen chinesischen Städte von den Reiseschriftsteller*innen dargestellt? Welche Perspektiven vertreten die Autor*innen? Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten bestehen zwischen den Reiseberichten?

Zur Auseinandersetzung mit diesen Fragestellungen werden in der vorliegenden Arbeit zuerst neue Entwicklungen in der Weimarer Republik präsentiert, die unter anderem in den Bereichen Technik und Medien stattfanden und auch Einflüsse auf die Literatur und den Buchmarkt hatten (Kapitel 2.1.1). Mit der Blüte des gesamten Pressewesens entwickelte sich auch die linke Publizistik. Sie steht in enger Beziehung zu den ausgewählten Reiseschriftsteller*innen und wird anhand von Organisationen und Beispielen kurz dargestellt (Kapitel 2.1.2). In der Kultur, den Künsten und der Wissenschaft der Weimarer Republik ist ein breit gefächertes Chinabild zu beobachten, das von klischeehaften Operetten, übersetzten Werken der klassischen chinesischen Philosophie oder neuen Reiseberichten über das Land in Umbrüchen geprägt ist (Kapitel 2.2).

Der Frage der Gattungsproblematik von Reiseberichten gilt das nachfolgende Kapitel. Die Forschungsdiskussionen zum Oberbegriff Reiseliteratur nach Manfred Links Kategorisierung (Kapitel 3.1) und zum Begriff des Reiseberichts nach Peter J. Brenner (Kapitel 3.2) bieten eine Grundlage für diese Studie. Auf der Basis des Schemas von Caterina Kostenzer sollen zudem Faktizität und Fiktionalität der literarischen Reportage diskutiert werden, was sowohl für die Gattungsproblematik als auch für die Textanalyse bedeutsam ist (Kapitel 3.3.1). Anhand der Reportage-Theorie Egon Erwin Kischs wird in Kapitel 3.3.2 versucht, die für die Textanalyse wichtigsten Eigenschaften eines Reiseberichts herauszukristallisieren: Mit der erlebten Tatsache als „Bussole“ und der „logischen Phantasie“ als „Fernrohr“ sollen die Reporter*innen bzw. Reiseschriftsteller*innen Reiseberichte verfassen (vgl. Kisch 1918: 438), die sowohl als Kunstform als auch als „Kampfform“ (Kisch 1993d: 397) gelten.

Unter den zahlreichen Reiseberichten über den Fernen Osten im frühen 20. Jahrhundert gab es auch mehrere Reiseberichte über China nach der Etablierung der deutschen Kolonie in Jiaozhou. In Kapitel 4.1 werden zunächst diese deutschsprachigen

Reiseberichte vor dem Ersten Weltkrieg diskutiert. Ihr Schwerpunkt lag zumeist auf den deutschen kolonialen Interessen; andere Akzente setzten die Berichte von reisenden Frauen, Abenteurern, Missionaren und Forschungsreisenden. Hermann Hesse und Hermann Graf Keyserling sind Autoren, die sich für das alte, traditionelle China interessieren. Die in der Weimarer Republik immer zahlreicher publizierten Reiseberichte erhielten die Aufmerksamkeit einer immer breiteren Leserschaft. Sie lassen sich grob in Reiseberichte der ‚Kunstfreunde‘, der naturwissenschaftlichen Forschungsreisenden, der Missionar*innen und der Schriftsteller*innen gruppieren. Die entworfenen Städtebilder in den Reiseberichten der (linken) Autor*innen lassen sich mit dem Motiv der Großstadt in der deutschen Literatur verknüpfen. Auf einen kurzen Überblick über die Forschung zu chinesischen Städtebildern (Kapitel 4.2) folgt die Begründung der Textauswahl (Kapitel 4.3).

Arthur Holitscher erzielte seinen Durchbruch als Schriftsteller mit seinem ersten Reisebuch *Amerika heute und morgen* (1912), das in hoher Auflagenzahl erschien. Nach einem Besuch der Sowjetunion, wo er sich von der Revolution begeistern ließ, schrieb Holitscher nach seiner Chinareise die Reiseberichte *Das unruhige Asien*, in denen er verschiedene Facetten des Lebens in chinesischen Städten entwirft (Kapitel 5). Die Vorbildlichkeit seiner Reportagen wird von Egon Erwin Kisch anerkannt, der nicht nur zahlreiche Reportagen publiziert, sondern in Aufsätzen und Vorträgen eine eigene Reportage-Theorie entwickelt, die auch für die vorliegende Studie von wesentlicher Bedeutung ist. Kischs Band *China geheim* steht für seine Theorie der Reportage und unterstreicht seine Perspektive als antiimperialistischer und antikolonialer Kommunist (Kapitel 6). Als Sympathisantin der russischen Revolution und allein reisende ‚Neue Frau‘ gewinnt Lili Körber mit ihren China-Reportagen in *Begegnungen im Fernen Osten* neue Beobachtungen und Ansichten, die die Betrachtungen von Holitscher und Kisch bestätigen und ergänzen oder ihnen auch widersprechen (Kapitel 7). Richard Huelsenbecks Reisebericht *Der Sprung nach Osten* stellt seine Eindrücke vom neuen China dar, und zwar in einer etwas anderen Form des Reiseberichts, die sich nicht in engen Zusammenhang mit der Reportage-Theorie Kischs bringen lässt. Insofern

differenziert die Analyse des Buchs die Gattungstheorie des Reiseberichts weiter aus (Kapitel 8).

Im Fazit werden die analysierten Texte anhand der Gattungstheorie vergleichend betrachtet. Während diese Reiseberichte als Kunstform bestimmte stilistische Eigenschaften demonstrieren (Kapitel 9.1), werden die politischen Intentionen der Autor*innen auch durch die Reiseberichte als „Kampfform“ zum Ausdruck gebracht (Kapitel 9.2).

In der vorliegenden Studie wird bei der Nennung chinesischer Eigennamen die heute allgemein übliche Pinyin-Umschrift verwendet, außer bei denjenigen Umschriften, die immer noch universal benutzt werden. Zur Orientierung werden im Anhang die Pinyin-Umschriften den abweichenden Schreibweisen in Tabellen gegenübergestellt.

2. Kultur und Medien in der Weimarer Republik

Die Weimarer Republik ist eine Epoche voller Umbrüche und Entwicklungen, die auch für den literarischen Markt einflussreich sind. Im Mittelpunkt des folgenden Kapitels steht eine Reihe von Fragen: Welche Innovationen in Technik, Verkehr, Wirtschaft, Kunst, Kultur und Medien prägen die Weimarer Republik als eine vielfältige und wandlungsreiche Epoche? Welche Wechselwirkungen existieren zwischen den neuen Medien wie Radio und Film und dem Buchmarkt? Wie reagieren die Schriftsteller*innen auf die neuen Entwicklungen dieser Epoche? Welche Chinabilder werden in diesem Diskurs voller Kontroversen konstruiert?

2.1. Neue Entwicklungen in Kultur und Medien der Weimarer Republik

Als ein Epochenereignis übte der Erste Weltkrieg auf die Weimarer Republik sowohl technisch als auch psychisch einen großen Einfluss aus. Einerseits wurden Erfindungen in vielen Bereichen, insbesondere im Bereich der Verkehrs- und Nachrichtentechnik, während des Kriegs und in den Nachkriegsjahren entwickelt und perfektioniert. Das in Deutschland in den 1920er Jahren eingeführte Fließbandsystem, das 1913 in den USA von Henry Ford im Automobilbau durchgesetzt worden war (vgl. Curcio 2013: 71), ermöglichte die Herstellung von Massenprodukten, die Verringerung der Produktpreise und die Erhöhung der Löhne. Erfindungen wie das Auto und das Radio verbreiteten sich zunächst im Bürgertum immer weiter, was zu neuen Trends etwa in der Freizeitgestaltung führte. Andererseits empfanden Intellektuelle, Künstler*innen und das Publikum nach dem Krieg Orientierungslosigkeit und Krisenbewusstsein. Sie suchten nach einem neuen Lebensstil, mit dem sie sich von den Erinnerungen an den Krieg abkehren konnten, und auch nach neuen Ideologien und Gesellschaftsformen, die andere Möglichkeiten für die Entwicklung des Individuums und der Gesellschaft boten.

2.1.1. Technische und mediale Entwicklungen

Als Voraussetzung für die erhöhte Mobilität und die vermehrten Reisen in der Weimarer Republik fungierten die „verkürzten“ Wege des Transports durch die stetige

Weiterentwicklung der modernen Verkehrsmittel, die mit dem Automobil und dem Luftverkehr als Repräsentanten auch in literarischen Texten zu finden sind. Hermann Hesse beschreibt z. B. mehrmals seine Erfahrungen mit der Luftreise. Während sein erster Flug im Zeppelin 1911 als ein „schwebend leichte[s], weiche[s] Reisen durch die Luft“ (Hesse 2003b: 195) mit einem „behaglichen Zuschauen wie aus einer Loge“ (Hesse 2003c: 321) geschildert wird, ist sein Versuch, 1913 im „leichte[n], hölzerne[n]“ (Hesse 2003c: 319) Flugzeug für zwei mitzufiegen und „Trieb, Anstieg, Kraftgefühl“ sowie den „kleine[n], unberechenbare[n] Fall, Atempause“ (Hesse 2003c: 321) mitzuerleben, abenteuerlich (vgl. Hesse 2003c: 321–323). Das Erlebnis mit dem zivilen Luftverkehr, der nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt wurde, wird in Hesses Aufsatz 1928 als „sehr hübsch und bekömmlich“ (Hesse 2003e: 75) dargestellt, wobei er sich noch auf zukünftige „lange[] Dauerflüge[]“ (Hesse 2003e: 77) freut. Neben diesem breiteren Zugang zur Luftreise für das Bürgertum blieben die schon seit dem frühen 19. Jahrhundert verkehrenden Dampfschiffe und die sich auch in Asien schnell entwickelnden Zugverbindungen häufige Motive in den Berichten über Weltreisen, wie z. B. die Beschreibungen der Schifffahrten bei Arthur Holitscher und Richard Huelsenbeck oder die Vorstellung des Transsibirischen Expresses bei Egon Erwin Kisch und Lili Körber. Zur Blüte der Reiseberichte in den 1920er und 1930er Jahren (siehe Kapitel 4) trugen nicht nur diese neue Mobilität auf der Welt, sondern auch die neuen Trends auf dem Buchmarkt und in der Presse der Weimarer Republik bei. Obwohl die neuen Medien wie Fotografie, Rundfunk und Film mit den Printmedien in Konkurrenz stehen, können diese Konkurrenten auch umgekehrt „das Bedürfnis nach beschriebenem Schicksal und Exotischem, Selbsterkenntnis und Weltwahrnehmung [steigern], so daß die Nachfrage nach entsprechender Literatur wächst“ (Schütz 1995: 550). Mit dieser gesteigerten Nachfrage und der „stark erweiterte[n] Zugangsmöglichkeit zum literarischen Markt und d[em] Vorhandensein von Druckkapazitäten auch in der letzten Kleinstadt“ (Schütz 1995: 550) erreichte die Produktion von Büchern, Reiseberichte inklusive, in der Weimarer Republik einen Höhepunkt, wobei das Produktionshoch im Allgemeinen in den Jahren 1925–27 nach der deutschen Inflation lag (vgl. Wiede 2011: 30). Die Schriftsteller*innen

versuchten gleichzeitig ab Mitte der 1920er Jahre, Literatur mithilfe der neuen Massenmedien zu vermitteln, indem sie selbst ihre Gedichte auf Schallplatten vortrugen oder Lesungen und Diskussionen im Rundfunk veranstalteten. Bertolt Brecht sang z. B. seine Songs aus der *Dreigroschenoper* (1928)¹ auf Schallplatte ein, verfasste Originalwerke für den Hörfunk, mischte sich in die Verfilmung seiner *Dreigroschenoper* ein und drehte 1932 sogar seinen eigenen Film, während Alfred Döblin ab 1929 seinen Erfolgsroman *Berlin Alexanderplatz* (1929) „sowohl als eigenständiges Hörspiel für den Rundfunk wie auch als Filmdrehbuch“² bearbeitete (vgl. Kaes 1995: 41–42).

Neben dem Buchmarkt erlebte auch die Presse nach 1918 eine gewaltige Expansion (vgl. Kolb/Schumann 2013: 106–107). Magazine über neueste Mode, modernen Lebensstil, Prominentenklatsch usw. gehörten zusammen mit den neuen Medien wie Radio und Film zum Bestandteil der entstehenden populären Massenkultur der Weimarer Republik. Die zahlreichen Magazine sowie Zeitungen enthielten „ein Potpourri an aktuellen und zeitlosen Feuilletons, Fortsetzungsromane[n], Novellen und Kurzgeschichten, begleitet von klassischen gezeichneten Illustrationen in erheblicher Zahl; zunehmend aber auch Fotoreportagen im Erstdruck“ (Leiskau u. a. 2016: 12), wobei die kurzen Formen, insbesondere die Reiseberichte, eine wichtige Rolle spielten.

Aufgrund des Wunsches der Intellektuellen „nach Orientierung und ihr[es] Bedürfnis[es] nach Erforschung der nach Krieg und Revolution so radikal verändert erscheinenden Wirklichkeit“ (Schütz 1995: 549) wurde viel Wert auf „Berichte aus der Wirklichkeit“ gelegt. Um sich jedoch nicht immer wieder mit der einheimischen schwierigen Situation konfrontieren zu müssen, wendeten viele Schriftsteller*innen ihre Aufmerksamkeit auf ferne Länder und traten im Auftrag von Verlagen große Reisen an,

¹ Brechts *Dreigroschenoper* wird seit den 1930er Jahren mehrmals als Hörspiel bearbeitet oder verfilmt. Die neueste Bearbeitung ist der Film *Mackie Messer – Brechts Dreigroschenfilm* (2018) von Regisseur Joachim A. Lang, in dem die Verfilmung des Stoffs zu Beginn der 1930er Jahre thematisiert wird. Er war der Eröffnungsfilm des 36. Filmfestes München (vgl. https://www.filmportal.de/film/mackie-messer-brechts-dreigroschenfilm_ed759db8d1dc4531bac52f8d36e1c770, zuletzt online am 12.11.2021).

² Bisher gibt es drei Verfilmungen von Döblins *Berlin Alexanderplatz*. Das erste Drehbuch wurde von Alfred Döblin und Hans Wilhelm verfasst und der Film wurde 1931 von Phil Jutzi gedreht (vgl. Döblin/Wilhelm 1996). 1979/1980 drehte Rainer Werner Fassbinder nach dem Roman eine Fernsehserie in 13 Episoden und einem Epilog, die 1980 zum ersten Mal ausgestrahlt wurde (vgl. Fassbinder/Bär 1980). Zudem entstand 2020 eine freie Verfilmung von Regisseur Burhan Qurbani, der die Handlung des Romans ins Berlin der Gegenwart verlegt.

um fast in Echtzeit ihre Reiseberichte in den entsprechenden Zeitungen oder Zeitschriften zu veröffentlichen. In diesen Reiseberichten gibt es verschiedene Schwerpunkte und Perspektiven, die in Kapitel 4.1 mit Blick auf China zusammenfassend vorgestellt werden.

2.1.2. Linke Publizistik in der Weimarer Republik

Für die vorliegende Arbeit über das revolutionäre China nach dem Ersten Weltkrieg ist es von wesentlicher Bedeutung, hier einen kurzen Überblick über die linke Publizistik in der Weimarer Republik zu geben, die in enger Beziehung mit den ausgewählten Reiseschriftsteller*innen stand oder Einfluss auf sie hatte.

Anders als die ältere Generation der prominenten, konservativ-bürgerlichen Intellektuellen wie Gerhart Hauptmann und Thomas Mann, die die Republik feierten und verteidigten, war die jüngere Generation wegen der blutigen Niederschlagung der Novemberrevolution 1918/19 eher kritisch gegenüber der Weimarer Republik eingestellt (Kaes 1983: XXI–XXII). Manche gesellschaftskritisch engagierten linksgerichteten Schriftsteller vereinigten sich im Herbst 1925 zur „Gruppe 1925“, um „ihre Freiheit in Wort und Schrift gegen einen zunehmend politisch motivierten, repressiven Justiz- und Polizeiapparat zu verteidigen“ (Petersen 1981: 17). Die von 1925 bis 1933 von Willy Haas, einem Mitglied der Gruppe, geleitete Wochenschrift *Die literarische Welt* fungierte als Forum für die Mitglieder und besaß 1926 schon 20 000 Abonnent*innen. Durch „ihre offene Form, durch konstante Leser- und Dichterumfragen, Interviews, Leserbriefe, Wettbewerbe, Bestseller-Listen, Rezensionen und Essays“ (Kaes 1983: XXII) konstituierte die Zeitschrift einen literarischen Diskurs, der in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik einflussreich war.

Zu der „Gruppe 1925“ gehörten die bekannten Autoren Bertolt Brecht, Alfred Döblin, Robert Musil und Ernst Toller sowie berühmte Publizisten wie Kurt Tucholsky, Arthur Holitscher, Egon Erwin Kisch, Alfons Paquet und Joseph Roth, von denen die letzten vier auch als Reiseschriftsteller anerkannt waren (vgl. Petersen 1981: 15). Als einer der bedeutendsten Publizisten der Weimarer Republik schätzt Tucholsky die Werke von Holitscher und Kisch hoch: Während er Holitschers lebendige Reisebeschreibung als

scharf kopierte, unvergessliche Porträts und Fotografien beschreibt (vgl. Tucholsky 1999: 338), preist er Kischs „Witterung, Energie, Menschenkenntnis und Findigkeit“ (Tucholsky 2002: 101), die seiner Meinung nach unerlässlich für eine*n Reporter*in sind. Als etablierter sozialistischer Reporter betrachtet Kisch auch Holitscher und Paquet als politisch vorbildlich, da sie beide während ihrer Reise nach Sowjetrußland die Situationen vor Ort detailliert beobachteten und der neuen Gesellschaftsform auf dieser Grundlage Anerkennung zollten (vgl. Kisch 1993a: 11–12). Wie Kisch und Holitscher fuhr auch Joseph Roth unter Vertrag mit einem Verlag, mit dem der *Frankfurter Zeitung* in seinem Fall, in verschiedene Länder und verfasste Reisereportagen. Parallel lieferte er in den frühen 1920er Jahren noch unter dem Pseudonym „Der rote Joseph“ der sozialistischen Zeitung *Vorwärts* eine Reihe an Beiträgen (vgl. Bronsen 1974: 241–298). Als produktive Journalisten berichteten diese linksorientierten Mitglieder der „Gruppe 1925“ von den Vorgängen und Ereignissen in der Weimarer Republik und spielen so in der Gattungsgeschichte der Reportagen sowie in der Literaturgeschichte eine große Rolle.

Drei Mitglieder der „Gruppe 1925“, nämlich Johannes R. Becher, Bertolt Brecht und Egon Erwin Kisch, waren auch Gründungs- und leitende Mitglieder des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller (BPRS), der 1928 gegründet wurde und in der Weimarer Republik in enger Verbindung mit der Kommunistischen Partei Deutschlands stand (vgl. Safranski 1995: 207–212). Zu diesem Bund gehörten z. B. auch der renommierte Philosoph, Literaturwissenschaftler und -kritiker Georg Lukács sowie die prominente kommunistische Schriftstellerin Anna Seghers.

Neben den immer mehr werdenden linken Schriftsteller*innen waren auch die Arbeiterkorrespondent*innen ein wichtiger Teil des Bundes, die ab 1924 aufgrund der in der kommunistischen Presse organisierten Arbeiterkorrespondentenbewegung als Arbeiter*innen mit dem Schreiben angefangen hatten und von denen manche auch in der späteren Exil- und DDR-Zeit eine nicht unwichtige Rolle spielten (vgl. Safranski 1995: 205–207). Während die Arbeiterkorrespondentenbewegung auf die Berichterstattung in *Die Rote Fahne*, dem Zentralorgan der Kommunistischen Partei Deutschlands, sowie in

der kommunistischen Regional- und Lokalpresse und den oppositionellen Betriebszeitungen konzentriert war, fungierte bis 1929 die von Hans Conrad herausgegebene Zeitschrift *Die Front* und von 1929 bis 1932 das eigene Publikationsforum *Die Linkskurve* als das zentrale Organ des BPRS, in dem neben Reportagen und Berichten auch Gedichte, Kurzgeschichten sowie Mitteilungen und Nachrichten des BPRS usw. veröffentlicht wurden (vgl. Safranski 1995: 207–210). Auch wenn die Gründung des BPRS, wie Heinz Neugebauer erläutert, eher „die Regulierung eines stetig angewachsenen Stromes, dem durch all die Jahre seit der russischen Oktober- und der deutschen Novemberrevolution Kräfte zugeflossen waren“, als eine Gründung „im Sinn des Aus-dem-Boden-Stampfens“ (Neugebauer 1965: 5) war, war der Bund doch ein institutionelles Zentrum für die proletarisch-revolutionäre Literaturpraxis und Diskussion, sowohl für die linken Schriftsteller*innen als auch für die schreibenden Arbeiter*innen.

Für viele Mitglieder der obengenannten Organisationen und auch zahlreiche andere linke Schriftsteller*innen der Weimarer Republik war die Reise in die Sowjetunion nach dem Ersten Weltkrieg ein entscheidendes Erlebnis, um sich über ihren politischen und literarischen Standpunkt Klarheit zu verschaffen. Als Ausnahme betrachtete der berühmte linke Intellektuelle Walter Benjamin die Stadt Moskau, ihre Straßen, die Märkte, die Trambahn, die Museen, die Menschen, die Gesellschaftsordnung usw. eher als Außenseiter während seiner Reise im Winter 1926/27 (vgl. Benjamin 1972: 316–348), zu der ihn sein ungefähr seit 1924 bestehendes Interesse am Kommunismus geführt hatte. Trotz dieses Interesses und seiner Reise blieb er zeit seines Lebens bei seinem „linken Außenseitertum“³. Andere Schriftsteller*innen wie Holitscher und Kisch wurden während der Reise nach Sowjetrußland vom Kommunismus überzeugt, und mit dem gesteigerten Interesse an dieser Ideologie und ihrer Praxis fuhren sie dann in ein China im revolutionären Umbruch. Ihre Reiseberichte bereicherten das Chinabild in der Weimarer Republik mit einer neuen Perspektive.

³ Vgl. dazu: <https://ibizakurier.de/im-exil-brachte-die-ibizenkische-kargheit-seinen-geist-zum-erbluehen/> (zuletzt online am 30.09.2021).

2.2. Chinabilder in der Weimarer Republik

In der Weimarer Republik existierten verschiedene Chinabilder, die sowohl auf das an China interessierte Publikum als auch auf die Reisenden in das ferne Land Einfluss ausübten. Die auf der Bühne gespielten Operetten, die übertragenen chinesischen Bücher der klassischen Philosophie und die Berichte über das Land im Umbruch etablierten aus verschiedenen Perspektiven einen Diskurs, der mit Edward W. Said als ein Diskurs über die Begegnungen zwischen dem Okzident und dem Orient zu kommentieren wäre:

Wer über den Orient schreibt, muss ihm gegenüber Stellung beziehen, das heißt, im Text einen bestimmten narrativen Ton anschlagen, klar erkennbare Strukturen aufbauen und passende Bilder, Themen und Motive auswählen – um den Leser zu erreichen und sich des Orients so zu bemächtigen, dass er letzten Endes für ihn oder in seinem Namen sprechen kann. [...] Wer über den Orient schreibt [...], stützt sich stets auf gewisse Vorbilder und Vorkenntnisse (Said 2009: 31).

Eines der Vorbilder für den wahrgenommenen Charakter dieses Landes und Volks wird in der Weimarer Republik durch beliebte, orientalistisch gefärbte Operetten geliefert. So fällt es Arthur Holitscher schon vor seiner Ankunft in China ein, einige „Operettengestalten in das Chinakapitel“ seines Reiseberichts einzufügen, um die von ihm in Brindisi beobachteten Patrouillen Mussolinis zu karikieren (vgl. Holitscher 1926: 8). Auch in der Rezension einer Operette 1923 wird festgestellt, dass bei einer chinesischen Figur eine „China-Karikatur“ geradezu erwartet wird (vgl. Mertens 2011: 139). ‚Der Chinese‘ als komische Figur ist in der Operette der Weimarer Republik zum Stereotyp geworden.

Diese im Jahre 1923 uraufgeführte und rezensierte Operette ist Franz Léhars *Die gelbe Jacke*, die erste Version seiner weltberühmten Operette *Das Land des Lächelns*, die am 10. Oktober 1929 in Berlin uraufgeführt wurde. Als „die erfolgreichste Operette aller Zeiten“ wurden von *Das Land des Lächelns* in Berlin „180 Vorstellungen en suite gespielt“, während von der vor der Premiere besungenen Schallplatte 500 000 Exemplare verkauft wurden (vgl. Mertens 2011: 146). Das Stück wird sogar noch bis zur Gegenwart

bearbeitet und aufgeführt und findet bei Rezensent*innen immer wieder Resonanz. Die neuesten online zugänglichen Rezensionen sind z. B. die Beiträge in *Fanfare. The Magazine for Serious Record Collectors* aus den Jahren 2019, 2015 und 2008 jeweils über den Rekord der Aufführungen 2017 im Opernhaus Zürich, 2001 bei den Seefestspielen Mörbisch im Burgenland und 2006 in der Philharmonie am Gasteig München. Zu der Aufführung von 2001 in Mörbisch findet man auch eine Rezension in den *Opera News* 2015.

Trotz der Anerkennung des hohen musikalischen und künstlerischen Niveaus dieser Operette in allen Rezensionen wird die Handlung mehrfach angezweifelt. In *Das Land des Lächelns* wird die Briefintrige des bösen Onkels aus *Die gelbe Jacke* eliminiert, um das Liebespaar, den chinesischen Prinzen und die mit ihm nach China gekommene österreichische Prinzessin, zu trennen, damit die damalige Polygamie in China als der zentrale kulturelle Konflikt hervorgehoben wird (vgl. Mertens 2011: 146). Die Prinzessin wird sogar ins Gefängnis gebracht, damit sie nicht zurück nach Österreich fliehen kann. Mithilfe der anderen Figuren wird der Prinz überzeugt, und er trifft die Entscheidung, die Prinzessin freizulassen, wobei ihre Liebe tragisch endet (vgl. Lessner 2015: 56). Die Art und Weise, in der der chinesische Prinz seine adlige Geliebte behandelt, findet Bill White zweifelhaft, auch wenn die Geschichte im Kaiserreich der Vergangenheit stattfindet (vgl. White 2015: 359). Die ganze Handlung ist laut Lessner „a potential minefield of political incorrectness“ (Lessner 2015: 56).

Auch wenn Lehár in der ersten Version von *Die gelbe Jacke* statt eines karikierten Chinesen einen Wiener Aristokraten als die komische Figur der Operette zeichnet und alle Figuren in *Das Land des Lächelns* ernsthafter konzipiert, wird durch seine Operette in der Weimarer Republik und über sie hinaus ein klischeehaftes Chinabild verbreitet. Obwohl das von Volker Mertens analysierte Bild von China als einem „zwischen Modernität und Tradition zerrissene[n] Land [...] zumindest in der Entstehungszeit sicher zutraf“ (Mertens 2011: 152), kann das in der Operette vorgestellte China mit einer kaiserlichen Dynastie und einer Gesellschaft, in der die Frauen gar keine Rechte haben, irritierend sein. Zur Zeit der Weimarer Republik war die letzte chinesische kaiserliche

Dynastie schon lange von Sun Yat-sen durch die Xinhai-Revolution 1911 gestürzt und es gab immer mehr schützende Politik und Bildungsmöglichkeiten für die Frauen. Diejenigen Europäer*innen, die China hauptsächlich durch diese Operetten kennenlernten, kamen eher zu einem klischeehaften Bild von diesem Land.

Bei vielen europäischen Intellektuellen entwickelte sich im frühen 20. Jahrhundert ein anderes Bild, das sich mit klassischen Werken auf das alte traditionelle China konzentriert.⁴ Als zwei repräsentative Beispiele wären die China-Lektüren von Gerhart Hauptmann und Hermann Hesse zu lesen.⁵ Während es in Hauptmanns Nachlass in der Berliner Staatsbibliothek „über vierzig Buch- und Zeitschriftentitel chinesischer Provenienz oder Thematik“ (Sprengel 2011: 107) gibt⁶, die „eine bunte Mischung von belletristischen, publizistischen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen sehr unterschiedlichen Umfangs und Charakters“ (Sprengel 2011: 108) sind, besitzt Hesse in seiner eigenen Bibliothek laut einem Aufsatz im Jahre 1921 „eine schöne, eine friedliche, glückliche Ecke“ (Hesse 2004: 298) mit „uralten Büchern“ (Hesse 2004: 298) über Land und Volk und von der Literatur und Philosophie.⁷ Peter Sprengel stellt fest, dass die Erscheinungsjahre der China-Lektüren Hauptmanns eine kleine Welle der deutschen China-Rezeption um 1911 und eine prägnante Welle seit der Mitte der 1920er Jahre mit einer „Flut von Neuerscheinungen aus und über China“ andeuten (vgl. Sprengel 2011: 108). Diese „Flut“ weist auch auf die Konjunktur des Buchmarktes in der Weimarer Republik hin.

Unter vielen Titeln befinden sich vor allem die ersten deutschen Ausgaben der taoistischen Werke. Zu Lao Tse las Hauptmann die Übersetzung von Alexander Ular *Die Bahn und der rechte Weg* (1903), die ebenfalls zu Hesses ersten China-Lektüren gehört.

⁴ Von dieser Aufmerksamkeit für die chinesische klassische Philosophie und Kultur lassen sich auch Spuren in zahlreichen zeitgenössischen deutschsprachigen Werken finden, die in der vorliegenden Arbeit anhand von Beispielen unter den Reiseberichten weiter dargelegt werden.

⁵ Zu Gerhart Hauptmanns China-Lektüren nach 1918 vgl. Sprengel 2011: 105–130. Zu Hermann Hesses China-Lektüren vgl. Hsia 1981: 93–150.

⁶ Eine Liste der von Gerhart Hauptmann gelesenen Literatur über China oder von chinesischen Autoren findet man im Anhang von Peter Sprengels Aufsatz „Die Bahn ward verloren‘ – Gerhart Hauptmanns China-Lektüren nach 1918“ (vgl. Sprengel 2011: 127–129).

⁷ Eine Liste der Bücher in dieser „chinesischen Ecke“ von Hesses Bibliothek ist in Adrian Hsias *Hermann Hesse und China* zu finden, in der es auch viele in Hesses Rezensionen nicht erwähnte Ausgaben der klassischen chinesischen Werke gibt (vgl. Hsia 1981: 356–360).

Anders als Hauptmanns beträchtlich schwankendes Ular-Bild (vgl. Sprengel 2011: 117) trat Hesse für Lao Tse ein und beschäftigte sich noch weiter mit den Übertragungen von Julius Grill (1910) und Richard Wilhelm (1911), die er in seinen jeweiligen Rezensionen hochschätzte (vgl. Hsia 1981: 95–98). Bei beiden Schriftstellern findet der zweitwichtigste Philosoph des Taoismus Tschuang Tse durch Martin Bubers Auswahl der *Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse* (1910) Anerkennung (vgl. Sprengel 2011: 117; Hsia 1981: 98–99), die vollständige Übersetzung davon – *Dschuang Dsi. Das wahre Buch vom südlichen Blütenland* (1912) von Richard Wilhelm – wurde auch von Hesse rezensiert und gepriesen (vgl. Hsia 1981: 99–100). Anders als der Taoismus ist der Konfuzianismus fremder, sowohl für Hauptmann als auch für Hesse, was sich beim Lesen der *Gespräche* (1910) Konfuzius' herausstellt. Um sich von Ulars Einsicht, dass Konfuzius „tiefer als Goethe, höher als Darwin, die Gesetze der ewigen Entwicklung“ (Ular 1919, zit. nach Sprengel 2011: 123) lehrte, zu distanzieren, konstatiert Hauptmann: „Darwin und Confucius widersprechen einander nicht: sie sind gleichwertig“ (zit. nach Sprengel 2011: 124). Auch Hesse spürt „eine fremde Luft“ bei der Lektüre, aber er erkennt trotzdem Konfuzius als einen „großen Fremdling“ an und beschreibt seine Leseerfahrung wie folgt:

Wir empfinden Dinge als natürlich, die uns anfänglich wie groteske Verirrungen erschienen, und finden Dinge reizvoll, ja schön, die uns zuerst abschreckend trocken vorkamen (Hesse 2002b: 466).

Anders als Hauptmann ist Hesse bereit, die chinesischen Philosophen als den großen europäischen Denkern gleichwertig zu betrachten und die chinesischen Gedanken in seinen eigenen literarischen Werken einzuführen und weiterzubearbeiten⁸, wobei seine Eindrücke vom chinesischen Volk auf seiner Asienreise im Jahre 1911 eine positive Rolle gespielt haben (siehe Kapitel 4.1). Der von Hesse im Alter anhand von Wilhelm Gunders Übertragung von *Bi Yän Lu* (1960) näher erforschte Buddhismus (vgl. Hsia 1981: 123) – das Werk wird auch in seinem offenen Brief „Josef Knecht an Carlo

⁸ Zu den Spuren der chinesischen Gedanken und Motive in Hesses literarischen Werken vgl. Hsia 1981: 151–319.

Ferromonte“ namentlich erwähnt (vgl. Hesse 2003a: 685) – wird von Hauptmann eher angezweifelt, was in seinen schriftlichen Kommentaren zu Liang Qichaos *Kurzer Überblick über die buddhistische Psychologie* in zwei aufeinanderfolgenden Heften der von Richard Wilhelm gegründeten und herausgegebenen Zeitschrift *Sinica* (1929) zu lesen ist (vgl. Sprengel 2011: 124–125).

Hauptmann und Hesse lasen auch Berichte, Zeitungsartikel oder geschichtlich-politische Bücher über China, um die jeweils aktuelle Situation in diesem Land kennenzulernen. Beide ergriffen in der Weimarer Republik für China und gegen die Kolonialmächte Partei, aber aus verschiedenen Gründen. Hesse legte seine Kritik 1912 schon in einer Rezension zu Gu Hongmings Aufsätzen in *Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen* (1911) dar: „Wir Europäer haben den Chinesen wenig Gutes und viel Schlechtes ins Land gebracht“ (Hesse 2002c: 78). Für ihn sind die Produkte der Zivilisation wie Maschinen und Kanonen nur „Dinge, an denen man nicht Kulturen abmißt“, und die Wurzel der chinesischen Kultur, die nicht von diesen „Dingen“ „lebensgefährlich angetastet“ werden kann, ist den westlichen „aktuellen Kulturidealen so entgegengesetzt, daß wir uns freuen sollten, auf der anderen Hälfte der Erdkugel einen so festen und respektablen Gegenpol zu besitzen“ (vgl. Hesse 2003d: 325). Im Gegensatz zu Hesse basiert Hauptmanns Standpunkt auf dem deutschen Leiden im und nach dem Ersten Weltkrieg und einem antibritischen Ressentiment, von denen Spuren in seinen Anstreichungen und Kommentaren beim Lesen von Gu Hongmings *Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg* (1916) sowie von Tang Lianglis *China in Aufruhr* (1927) zu finden sind (vgl. Sprengel 2011: 109–111). Hauptmann und Hesse konzentrieren sich hauptsächlich auf die eigenen Interessengebiete, nämlich die deutschen Interessen oder die chinesische Kultur, während die neuen Entwicklungen in China bei ihnen kaum eine Rolle spielen.

Ihnen entgegengesetzt legen die linken Reiseschriftsteller*innen den Schwerpunkt eher auf das neue revolutionäre China, das sich zur Zeit der Weimarer Republik in Umbrüchen befindet, was hier kurz zusammenzufassen ist. Nachdem die Xinhai-Revolution 1911 unter der Führung von Sun Yat-sen (1866–1925) die letzte kaiserliche Qing-Dynastie

(1636–1912) in China gestürzt hatte, geriet die neue Republik nach einer kurzen Regierung unter Yuan Shikai (1859–1916) mit seiner modernen Armee in eine „Warlord“-Periode, als die regionalen Militärkräfte unter der Führung von verschiedenen Generälen, den sogenannten Warlords oder Kriegsherren, die jeweiligen Gebiete wie Banditen beherrschten. Die von Sun Yat-sen geführte Partei Guomindang gründete in den 1920er Jahren in Guangzhou eine revolutionäre Regierung, die versuchte, mit der Sowjetunion zusammenzuarbeiten und gegen die Kriegsherren zu kämpfen. Nach dem Tod von Sun Yat-sen kam Tschiang Kai-schek (1887–1975) an die Spitze der Guomindang. Unter seiner Führung kehrte sich die Partei trotz des Respekts vor Sun Yat-sen von dessen sozialrevolutionärem Erbe ab, insbesondere nach der Gründung der neuen Regierung in Nanjing 1927. Anstatt eine Zusammenarbeit mit der Sowjetunion anzustreben, versuchte Tschiang Kai-schek, Sympathie bei den europäischen Großmächten und den USA zu gewinnen. Gleichzeitig wuchsen in China nach der Oktoberrevolution 1917 die kommunistischen Kräfte unter Einfluss der Sowjetunion, und ihre führenden Intellektuellen gründeten im Juli 1921 die Kommunistische Partei Chinas, mit dem erklärten Ziel, Imperialismus und Kolonialismus zu bekämpfen. Neben den Streiks in der Stadt errichteten die Kommunist*innen ab Mitte der 1920er Jahre mehrere Stützpunkte auf dem Land, die Tschiang Kai-schek in den nächsten Jahrzehnten stets versuchte zu vernichten.⁹ Auf die revolutionäre Regierung in Guangzhou und die revolutionären Bewegungen unter der Führung der „roten“ Kommunist*innen in China richteten die deutschsprachigen linksorientierten Reiseschriftsteller*innen in den 1920er und 1930er Jahren ihr Augenmerk, auch wenn das alte traditionelle China eine unentbehrliche Perspektive für alle Reisenden war.

Im Rahmen seiner Beobachtungen des revolutionären Chinas konstatiert z. B. Arthur Holitscher eine „gelbe[] Hoffnung“, „die jedem revolutionär denkenden Sozialisten der Alten Welt durch die Fortschritte der proletarischen Idee im fernen Osten geschenkt worden ist“ (Holitscher 1926: 223). In seinen Augen ist China „der Brennpunkt eines neuen Weltgeschehens, [...] das Schicksalsland der östlichen Welt, die Geburtsstätte

⁹ Zu den historischen Ereignissen in China in den 1920er und 1930er Jahren vgl. Stahl 2014: 181–192.

einer neuen Weltordnung“ (Holitscher 1926: 225). Die revolutionäre Kraft sieht Holitscher in den Kulis mit ihrer „drohende[n] und grandiose[n] Gestalt“ (Holitscher 1926: 246), die in enger Beziehung mit den roten Kommunist*innen in China stehen und auch Mitglieder der Partei werden. In den Reisereportagen von Egon Erwin Kisch und Lili Körber wird auch herausgestellt, dass die Kulis durch das Erlernen des Lesens und Schreibens eine bedeutende Kraft für die chinesische Revolution russischer Prägung werden sollten, die nicht von der entgegengesetzten Guomindang ausgerottet werden könne (vgl. etwa Kisch 1953: 242). Mit ihren Ideen einer fortschrittlichen Gesellschaftsordnung mit geteiltem Grundbesitz und mehr Erziehungs- und Bildungsmöglichkeiten ziehen die Roten auch die Soldaten der Guomindang an (vgl. etwa Körber 1936: 227–228). Auch emanzipierte Frauen und Kinder spielen in den Reisereportagen dieser linken Autor*innen eine Rolle, was die von Christoph Schaub anhand von Kischs Reportagen dargestellte „Heterogenität des Proletarischen“ (Schaub 2019: 217) demonstrieren kann. Um das Bild des revolutionären Chinas in der Weimarer Republik detaillierter zu analysieren, werden in dieser Arbeit die Reiseberichte ausgewählter linksorientierter Schriftsteller*innen betrachtet.

3. Die Gattung Reisebericht

Gegenstand der nachfolgenden Kapitel sind vier Werke, die der Kategorie des Reiseberichts angehören. Um Missverständnissen in der Begrifflichkeit vorzubeugen, wird in diesem Kapitel zunächst ein Überblick über die Forschungsdiskussion zum Oberbegriff Reiseliteratur und zur Definition des Reiseberichts gegeben. Es folgt eine Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen Faktizität und Fiktionalität anhand eines Schemas der Merkmale von Literatur und Journalismus in der literarischen Reportage. Anschließend werden die Begriffe und Argumente in Egon Erwin Kischs Reportage-Theorie erläutert, die für die Analyse der ausgewählten Reiseberichte der Weimarer Republik von markanter Bedeutung sind.

3.1. Oberbegriff: Reiseliteratur

Der Oberbegriff des Reiseberichts ist Reiseliteratur. Über diese beiden Begriffe und andere in diesem Forschungsfeld relevante Begrifflichkeiten gibt es eine breite Forschungsdiskussion, ohne dass bislang einheitliche exakte Definitionen vorlägen. Die bisherigen Forschungen stellen aber dynamische, weiterzuentwickelnde Ansätze dar.

In einigen der neueren Forschungen wird der Begriff Reiseliteratur durch die Auflistung von Sub-Gattungen definiert. Die neueste Fassung befindet sich in der 2017 publizierten *Einführung in die Reiseliteratur* von Andreas Keller und Winfried Siebers. Die Autoren konstruieren eine Kategorisierungsliste, in der die klassischen literarischen Gattungen mit dem Kontext Reise verbunden werden. Während ‚Reiseprosa‘ eher nüchtern, das ‚Reisegedicht‘ eher lyrisch und feierlich sei, gebe es „offenbar“ keine ‚Reisedramen‘, obwohl das Dialogische auch Eingang in die Prosa finde (vgl. Keller/Siebers 2017: 60). Dazu sind den Verfassern zufolge „die Kategorisierungen der betreffenden Texte“ selbst durch die als Sub-Gattungen der Reiseliteratur vorkommenden Untertitel „besonders aufschlussreich“, wie z. B. Reiseskizze und -impression, Reisebeschreibung, Reisebericht, -reportage und -protokoll, Reisechronik und Tagebuch/Blog, Reiseführer und Reisehandbuch sowie Reisewarnung, wobei auch „literaturferne[] Vorgaben“ wie z. B. „Skizze“ und „Impression“ entlehnt werden, um den jeweiligen Typus zu bezeichnen –

daraus entsteht „eine kritische Typologie“ (vgl. Keller/Siebers 2017: 61). Es lässt sich schnell erkennen, dass es hier nicht mehr um einen literarischen Gattungsbegriff, sondern um eine Bezeichnung aller im Kontext der Reise relevanten Schriften geht. Eine solche Auflistung hilft, den Begriff Reiseliteratur im weiteren Sinn zu verstehen. Aber als Grundlage der vorliegenden Arbeit ist sie nicht ausreichend.

Eine grundlegende Studie über die Einteilung der Formen der Reiseliteratur erstellt Manfred Link in der Einleitung zu seiner Dissertation *Der Reisebericht als literarische Kunstform von Goethe bis Heine* (1963), auf die sich auch viele spätere Forschungsarbeiten beziehen. Ihm zufolge lassen sich die vier Hauptgruppen dieser Gattung wie folgt benennen: 1. Reiseführer und Reisehandbücher; 2. wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Reiseschriften; 3. Reisetagebücher, Reiseberichte, Reisebeschreibungen, Reiseschilderungen und Reiseerzählungen; 4. Reisenovellen und Reiseromane. Laut seiner Analyse nimmt die epische Fiktionalität von der ersten bis zur vierten Gruppe zu, während der Grad der Faktizität geringer wird (vgl. Link 1963: 7–10). Obwohl die Rolle von Fiktionalität und Faktizität als Kriterium für die Einteilung der Hauptgruppen problematisch sein kann, wird Links Formulierung in den späteren Forschungen oft zitiert und diskutiert.

In seiner Studie befasst sich Link auch mit der Fragestellung, „ob der Typus des Reiseberichts als eine literarische Kunstform angesehen werden kann“ (Link 1963: 12). Aus seiner Analyse von Reiseschriften Johann Wolfgang Goethes bis hin zu Reisebildern Heinrich Heines ist zu schlussfolgern, dass der Reisebericht als literarische Kunstform seinen rein informativen und referierenden Charakter verliert und gemäß der in seiner Untersuchung dargestellten Terminologie kein Reisebericht mehr, sondern eine Reisebeschreibung, Reiseschilderung, Reiseerzählung oder sogar eine Reisenovelle oder ein Reiseroman ist (vgl. Link 1963: 190). Widersprochen wurde Links Formulierung 1993 von Ulrich Klein in seiner Abhandlung *Reiseliteraturforschung im deutschsprachigen Raum*. Klein zufolge lässt sich eine „mehr von ‚Faktizität‘ geprägte Reiseliteratur [...] nicht ausgrenzen, da Faktizitäts-Darstellung nicht außerhalb, sondern innerhalb der gleichen fiktionalen Basis existiert, die auch den Kunstwerk-Charakter

ermöglicht“ (Klein 1993: 306–307). Die Faktizitäts-Darstellung gehört in diesem Sinne zum Inhalt des fiktionalen literarischen Textes, der nicht von der grundsätzlichen Form zu trennen ist.

3.2. Begriff: Reisebericht

Der Definition der Reiseliteratur von Link stimmt Peter J. Brenner, einer der wichtigsten Forscher*innen zur Gattungstheorie des Reiseberichts, zu, indem er Links „Versuch der terminologischen und sachlichen Differenzierung der verschiedenen Formen von Reiseliteratur“ (Brenner 1990: 20) im Forschungsüberblick seines Buchs *Der Reisebericht in der deutschen Literatur* als „bahnbrechend[]“ (Brenner 1990: 20) bezeichnet. Allerdings zitiert Brenner die vierte Gruppe (Reisenovellen und Reiseromane) aus Links Definition nicht, nur die dritte Gruppe (Reisetagebücher, Reiseberichte, Reisebeschreibungen, Reiseschilderungen und Reiseerzählungen) versteht er als „eigentliche[n] Gegenstand“ (Brenner 1990: 21) philologischer Forschung im Sinne Links. Link legt die dritte Gruppe als „das eigentliche Arbeitsgebiet [sein]er Untersuchung“ (Link 1963: 8) fest, wobei für den Literaturwissenschaftler keine „Einengung des Forschungsbereichs“ (Brenner 1990: 21) angedeutet wird.

Der von Link problematisierte Begriff ‚Reisebericht‘ kennzeichnet also eine Untergattung der Reiseliteratur, die in dieser Arbeit zum zentralen Forschungsgegenstand wird. Als Standardwerk fungiert nicht nur Brenners 1990 publiziertes Buch *Der Reisebericht in der deutschen Literatur*, sondern auch der von ihm herausgegebene Band *Der Reisebericht* (1989). In der Einleitung dieses Bandes wirft Brenner einen Rückblick auf die kontroversen Diskussionen in der Gattungsgeschichte und liefert eine pragmatische Erklärung für den Begriff „deutsche[r] Reisebericht“ (Brenner 1989: 8), die auch für die vorliegende Studie von ausschlaggebender Bedeutung ist. Beim Begriff „Reisebericht“ handelt es sich Brenner zufolge vor allem um den „Sachverhalt“, nämlich „die sprachliche Darstellung authentischer Reisen“, während den Verfasser*innen „doch ein breiter Spielraum zwischen Authentizität und Fiktionalität der Beschreibung“ offensteht (vgl. Brenner 1989: 9). Der Definition Brenners zustimmend

werden als Textgrundlage dieser Arbeit nur die Reiseberichte solcher Autor*innen ausgewählt, die sich tatsächlich auf den Weg in ferne Länder gemacht haben.

Ähnlich wie bei den Diskussionen über den Oberbegriff Reiseliteratur wird in der Forschung über den Unterbegriff Reisebericht auch versucht, weitere Untergattungen zu nennen. Karl Esselborn zählt z. B. auf der Basis von Brenners Definition in seiner Arbeit über das ReisetHEMA in aktuellen deutschsprachigen Prosatexten Formen des Reiseberichts auf, „wie Reisegedicht, Briefesammlung, Tagebuch, Teil-Autobiographie, Reisereportage u. a.“ (Esselborn 2005: 4). Damit wird der von Brenner thematisierte breite Spielraum für die Verfasser*innen von Reiseberichten klar dargestellt: Auch wenn die Sachliteratur ausgegrenzt wird, können Texte verschiedener ästhetischer Qualitäten mit eingeschlossen werden. Die fließende Grenze dieses Spielraums, die auch in den folgenden Textanalysen eine Rolle spielt, konstatiert auch Egon Erwin Kisch in seinen Schriften über die Gattungstheorie der Reportage, die in Zusammenhang zur Reisereportage zu bringen ist (siehe Kapitel 3.3.1).

Die in Esselborns Liste auftauchende „Reisereportage“ wird auch in dieser Arbeit als eine Sub-Gattung des Reiseberichts betrachtet, die aufgrund des engen Zusammenhangs mit dem Journalismus einem gewissen Wahrheitsanspruch gerecht werden sollte (siehe Kapitel 3.3.1). Alle drei Autoren, deren Reiseberichte im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen, hatten Erfahrung darin, im Auftrag eines Verlags zu reisen und Reportagen während sowie nach der Reise in der Zeitung dieses Verlags und auch in anderen Zeitungen zu veröffentlichen. Die Autorin Lili Körber reiste zwar ohne Vertrag, schrieb jedoch ebenfalls während ihrer Reise Reportagen, die in verschiedenen Zeitungen publiziert wurden. Die ersten drei Texte, die nachfolgend analysiert werden – *Das unruhige Asien* von Arthur Holitscher, *China geheim* von Egon Erwin Kisch und *Begegnungen im Fernen Osten* von Lili Körber – sind Sammlungen von Reisereportagen über ihre Chinareisen, während die Reiseberichte in Richard Huelsenbecks *Der Sprung nach Osten* als eine etwas andere Form zu kennzeichnen sind, die später detailliert dargestellt wird (siehe Kapitel 8).

3.3. Von der Reportage zu Formen des Reiseberichts in der Weimarer Republik

Die Reisereportage war eine der wichtigsten und populärsten Formen des Reiseberichts in der Weimarer Republik. Häufig erschienen diese Reportagen zuerst in den blühenden Printmedien und wurden danach als Sammlungen publiziert. Um die relevanten Begriffe und Gattungsmerkmale des Reiseberichts klar darzustellen, geht dieses Unterkapitel von der Gattungstheorie der Reportage aus, die sich anhand von Caterina Kostenzers Schema und Egon Erwin Kischs Aufsätzen entfaltet.

3.3.1. Faktizität und Fiktionalität der literarischen Reportage

Das schon in den beiden vorigen Unterkapiteln erwähnte Paar der Begrifflichkeiten – Faktizität (bzw. Authentizität) und Fiktionalität – spielt in der Forschungsdiskussion über Reiseliteratur und Reiseberichte eine unübersehbare Rolle. Faktizität und Fiktionalität sind keine kontroversen Gegensätze, sondern fungieren als zwei Dimensionen, deren Grenzen sich oft überschneiden, insbesondere wenn als Forschungsgegenstand die Reportage, inklusive der Reisereportage, betrachtet wird. Während Fiktionalität mit der Dichtung eines literarischen Werks assoziiert wird, beziehen sich Faktizität und die daraus folgende Authentizität vor allem auf den Journalismus, der in der Weimarer Republik mit der erwähnten Entwicklung der Massenmedien einen Aufschwung erlebte (siehe Kapitel 2.1.1).

Als eine der kurzen Formen blühte die Reportage, wie Caterina Kostenzer in ihrem Buch *Die literarische Reportage. Über eine hybride Form zwischen Journalismus und Literatur* (2009) konstatiert, in den 1920er Jahren (vgl. Kostenzer 2009: 22). Die Faktizität und Fiktionalität dieser Gattung werden in Kostenzers Studie anhand des Schemas der Merkmale von Literatur und Journalismus erklärt, die aus werk-, rezeptions- und produktionsästhetischen Perspektiven verglichen werden. Es ist an diesem Punkt aufschlussreich, Faktizität und Fiktionalität in der Reportage – die in der Weimarer Republik in engem Zusammenhang mit der Reisereportage bzw. dem Reisebericht steht und mit diesen auch weiter im gleichen Forschungsdiskurs bleibt – kurz zu erörtern.

Wenn die Reportage als journalistische Gattung dargelegt wird, sollten Kostenzer zufolge folgende Merkmale berücksichtigt werden¹⁰: Vor allem soll die Reportage für die Leser*innen informativ sein, wobei neue konkrete Informationen oder „zumindest der Eindruck von Neuigkeit“ (Kostenzer 2009: 107) anzubieten sind, auch wenn es dabei um die subjektive Bewertung der Leser*innen geht. Zweitens legen Fakten bzw. „nicht bestreitbare Informationen“ (Kostenzer 2009: 108) die Grundlage für journalistische Schriften. Obwohl die Sprache, die meist exotisch gefärbten Themen, die Subjektivität der Reporter*innen und die dynamische Kommunikation mit den Leser*innen diesen Anspruch auf Faktizität relativieren können, sind die Reporter*innen „für den Wahrheitsgehalt und die Richtigkeit [ihrer] Darstellungen verantwortlich“ (Kostenzer 2009: 109). Drittens soll sich der von den Reporter*innen konstruierte ‚Realitätsausschnitt‘ auf eine „sozial verbindliche Wirklichkeit“ (Kostenzer 2009: 110) beziehen, die den öffentlichen Werten und Normen der Leserschaft entspricht. Viertens beansprucht ein journalistischer Text trotz der Unvermeidbarkeit der Subjektivität eine „objektive und sachliche Haltung“ (Kostenzer 2009: 112) der Reporter*innen. Die Reporter*innen sollten auch den Weg, der zum Dargestellten geführt hat (wie z. B. Beweise und Hintergrundinformationen), präsentieren. Des Weiteren fasst Kostenzer die dominanten Qualitätsmerkmale journalistischer Texte als „Verständlichkeit, Richtigkeit und Sachlichkeit“ (Kostenzer 2009: 113) zusammen, die durch die Präzision und allgemeine Verständlichkeit der Sprache, die Glaubwürdigkeit der Reporter*innen sowie den sachlichen Grundton des Textes zu realisieren sind. Letztlich wird dargestellt, dass eine genormt aufgebaute Reportage aus einem szenischen Einstieg, der Vorstellung und Aufarbeitung des Themas mit einem verallgemeinerten Beispiel und dem Schluss mit Pointen oder gedanklichen Anregungen besteht, wobei diese Konventionen auch gebrochen werden können.

Rezeptionsästhetisch soll die Reportage als journalistische Textsorte auf der einen Seite durch „klar definierte Daten [...] bzw. ein enges Faktennetz“ (Kostenzer 2009: 117) nach Eindeutigkeit streben, wobei der Leserschaft ein geringer Interpretationsraum geboten

¹⁰ Zur Reportage als journalistische Gattung vgl. Kostenzer 2009: 107–120.

wird. Auf der anderen Seite orientiert sich eine Reportage als zweckgerichteter Text an den Leser*innen. Der Wissens- und Erfahrungshorizont der Leserschaft muss berücksichtigt werden, wobei die Leser*innen oftmals direkt angesprochen oder auch indirekt erreicht werden.

Produktionsästhetisch sind die Reportagen, die in journalistischen Printmedien wie Magazinen, Zeitschriften und insbesondere Zeitungen erscheinen, meist ereignisfixiert und deswegen im Vergleich zu anderen literarischen Texten von relativ kurzer Lebensdauer.

In Bezug auf die Reportage als literarische Gattung stellt Kostenzer demgegenüber Folgendes fest¹¹: Werkästhetisch ist eine literarische Gattung von sechs Merkmalen gekennzeichnet. Erstens ist die fehlende Zweckgebundenheit zu nennen. Ein literarischer Text fungiert nicht lebenspraktisch, sondern freiwillig. Auch wenn ein Text, wie z. B. die Reportage, an sich Informationen bietet, wirkt die Form des Textes mit, die das Kunstwerk selbst als Ziel hat. Zweitens sind Fiktionen „die Grundlage literarischer Texte“ (Kostenzer 2009: 122). Obwohl die Ausführungen in einer Reportage nicht mit Fiktionen gleichzustellen sind, gehören sie doch zur Wiedergabe der „eigenen, persönlichen Wahrnehmungen“ (Kostenzer 2009: 123) der Reporter*innen. Drittens bezieht sich Literatur auf mögliche ‚Realitäten‘, die zum Teil oder als Ganzes fiktiv sein können. Mit der möglichen ‚Realität‘ im Sinne der subjektiven Wahrnehmungen lässt sich eine Reportage assoziieren. Darüber hinaus ist eine subjektive, persönliche Haltung für Literatur charakteristisch. Im Fall der Reportage darf aber die durch die Auswahl der Themen, die sprachliche Ausformulierung und die Dominanz der Reporter*innen realisierte Subjektivität nicht negativ bewertet werden, weil die Reportage eben erst damit als „eine auf Fakten beruhende Erzählung bzw. als Augenzeugenbericht“ (Kostenzer 2009: 126) fungieren kann. Weiter gelten ästhetische Kriterien als Qualitätsmerkmale eines literarischen Textes. Die Anschaulichkeit, Nachvollziehbarkeit und Wirksamkeit einer Reportage sind dementsprechend „Messwerte dafür, ob die ästhetischen Gestaltungsmittel auf eine sinn- und wirkungsvolle Weise eingesetzt wurden“ (Kostenzer

¹¹ Zur Reportage als literarische Gattung vgl. Kostenzer 2009: 121–131.

2009: 127). Trotz der ästhetischen Kriterien fehlen der neueren Literatur als sechstes Merkmal verbindliche Normen. Obwohl es Konventionen gibt, tauchen ständig Abweichungen davon auf, die als Innovation akzeptiert werden. Dies bedeutet auch eine Art Freiraum für die Kreativität der Reporter*innen.

Rezeptionsästhetisch lässt sich ein literarischer Text durch die Deutungsoffenheit und den gering ausgeprägten Publikumsbezug charakterisieren. Einerseits bleibt es in der Interpretation einer Reportage offen, wo man Schwerpunkte setzen will (vgl. Kostenzer 2009: 129). Andererseits ermöglicht es die Gesamtkonstruktion einer Reportagensammlung, dass die Leser*innen nicht unbedingt „Bezüge zur realen Situation außerhalb des Textes“ (Kostenzer 2009: 130) herstellen müssen.

Produktionsästhetisch ist Literatur zeitlich ungebunden. Ein literarischer Text sollte als eigenständiges Werk verstanden werden, das „relativ stark im Bewusstsein des Lesers verankert“ (Kostenzer 2009: 131) wird. Eine literarische Reportage tendiert Kostenzer zufolge dazu, zeitüberdauernde Themen anstatt eines speziellen Ereignisses zu behandeln. Die Funktion der Gesamtkonstruktion einer Sammlung wird hier noch einmal hervorgehoben:

Indem z. B. in Reportagesammlungen viele solche einzelne Ereignisse summiert werden bzw. in der Literatur eine Tendenz zur Verallgemeinerung vorherrscht, werden die Reportagen zeitlos. Sie sind keine Momentaufnahmen, sondern Zeitbilder (Kostenzer 2009: 131).

Zusammenfassend stellt Kostenzer fest, dass die Reportage gleichzeitig als journalistische und literarische Textsorte betrachtet werden kann, wobei sowohl die objektive Faktizität als auch die subjektive Fiktionalität eine Rolle spielen. Es ist einleuchtend zu konstatieren, dass die Reportage „sich auf die Wirklichkeit bezieht und diese zwar aus einer subjektiven Perspektive, aber dennoch unverfälscht widerspiegelt“ (Kostenzer 2009: 142) oder widerspiegeln soll und dass sich die Leser*in „vor allem bei Reiseberichten und Reportagen, ebenso aber auch bei anderer so genannter faktualer Literatur wie etwa Biographien, immer schon damit konfrontiert, dass Fakten und Fiktionen zu einem untrennbaren Ganzen verschmelzen und eine dem jeweiligen

Werk eigene ‚Realität‘ verleihen“ (Kostenzer 2009: 146–147). Diese ‚Realität‘, die die Reiseberichte bzw. Reisereportagen zumindest widerzuspiegeln versuchen, und wie sie dargestellt wird, sind die zentralen Forschungsgegenstände der vorliegenden Studie.

3.3.2. Egon Erwin Kischs Reportage-Theorie und der Reisebericht

Wie Kostenzer bestätigt, gilt Egon Erwin Kisch als Begründer der Reportage-Theorie (vgl. Kostenzer 2009: 158). Er äußert in unterschiedlichen Aufsätzen, Vorworten und Reden seine Meinungen über diese Gattung, für die er manchmal auch die Begriffe „Notiz“, „Skizze“ oder „Bericht“¹² benutzt. Als einer der weltweit berühmtesten Reporter*innen seit den 1920er Jahren setzte sich Kisch lebenslang mit der Gattungsproblematik auseinander, was eine umfangreiche Forschung inspiriert. Dieter Schlenstedt unterteilt z. B. Kischs Reportagen in „Berichte vom Menschen“, „Berichte vom Prozeß des gesellschaftlichen Lebens“ sowie „Milieu- und Ereignisberichte“ und erörtert seinen Arbeitsstil und die Entwicklung seiner Reportage-Theorie, während drei Begriffspaare, nämlich „Tatsachen und Phantasie“, „Objektivität und Parteilichkeit“ sowie „Operativität und Ewigkeitsaspekt“, dargestellt werden (vgl. Schlenstedt 1970). Christian Ernst Siegel bringt den Begriff Reportage und den „politischen Journalismus“ in Zusammenhang und erstellt ein Periodisierungsschema, um Kischs Entwurf einer Reportage-Theorie zu zeigen (vgl. Siegel 1973), während Xu Fangfang seinen Reportage-Stil in *China geheim* mithilfe von sprachlichen und ideologischen Merkmalen sowie der Überarbeitungsweise der Realität analysiert (vgl. Xu 2015). Dieses Kapitel konzentriert sich nicht auf Versuche wie von Schlenstedt und Siegel, ein Panorama der Entwicklung von Kischs Reportage-Theorie zu entwerfen, sondern auf eine Vorstellung der Begrifflichkeiten, die für die vergleichenden Textanalysen der vorliegenden Arbeit entscheidend sind. Erläutert wird zudem ihr

¹² Dieter Schlenstedt erklärt den Begriff „Bericht“ bei Kisch als Synonym für „Reportage“, und zwar da das Wort „Reportage“ „auf report (Bericht)“ (vgl. Schlenstedt 1970: 62) zurückgehe. Die Zusammenstellung des deutschen Begriffs mit dem englischen kann jedoch verwirrend sein. In der vorliegenden Studie wird der „Bericht“ von der „Reportage“ bzw. der „Reisebericht“ von der „Reisereportage“ unterschieden, indem der „Bericht“ bzw. „Reisebericht“ eine weitere Reichweite als Oberbegriff für „Reportage“ bzw. „Reisereportage“ hat. „Bericht“ kann in den Zitaten aber auch als Synonym für „Reportage“ auftauchen.

Zusammenhang mit dem Begriff Reisebericht, wobei die von Xu präsentierten Merkmale der Texte nicht nur in Kischs *China geheim*, sondern auch in den Reiseberichten von Holitscher, Körber und Huelsenbeck betrachtet werden.

3.3.2.1. Die erlebte Tatsache und die „logische Phantasie“

Ein Kernbegriff von Kischs Reportage-Theorie ist die „Tatsache“, die für die Reporter*in als „die Bussole seiner Fahrt“ (Kisch 1918: 438) fungiert. Er hebt schon 1918 in seinem Aufsatz *Wesen des Reporters* in der Zeitschrift *Das literarische Echo* die Bedeutung der Tatsache für die Reporter*in hervor, von der die Reporter*in „immer [...] abhängig“ ist, auch wenn sie „übertreiben, unverlässliche Nachrichten bringen“ mag (Kisch 1918: 437). Kisch konstatiert: „*An sich* ist immer die Arbeit des Reporters die ehrlichste, sachlichste, wichtigste“, ihre Grundlage ist immer „ein Patrouillengang, ein Weg, ein Gespräch oder ein Anruf [...] aus erster Hand“ (Kisch 1918: 437; Hervorh. i. O.). Im Vorwort seiner bekanntesten Reportagensammlung *Der rasende Reporter* (1925) wird die Wichtigkeit der Tatsache für die Reportage explizit herausgestellt:

Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit, nichts ist exotischer als unsere Umwelt, nichts ist phantasievoller als die Sachlichkeit.

Und nichts Sensationelleres gibt es in der Welt als die Zeit, in der man lebt! (Kisch 1985: 8)

Die Reporter*in hat Kisch zufolge „unbefangene Zeuge zu sein und unbefangene Zeugenschaft zu liefern, so verlässlich, wie sich eine Aussage geben lässt“ (Kisch 1985: 7). Sie sollte weder Tendenz noch Standpunkt haben, sondern über die Tatsache berichten, die sie miterlebt hat (vgl. Kisch 1985: 7). In seiner Rede auf dem Pariser Internationalen Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur 1935 unterstrich Kisch den „Anspruch auf wissenschaftliche, überprüfbare Wahrheit“ (Kisch 1993d: 400) an die Reporter*in und kritisierte die Reisebücher über Ceylon, – „teils offiziöse Reiseführer und Propagandaschriften der Reisebüros, teils literarische Reisebücher“ – die die damalige Misere auf der kolonialen Insel durch die Schönheit der Paläste und der Natur verschleiern (vgl. Kisch 1993d: 398–399), denn „Wahrheit ist das edelste Rohmaterial

der Kunst, Präzision ihre beste Behandlungsweise“ (Kisch 1993d: 400). Kisch betont in seiner autobiographischen Schrift auch: „Wenn die Begebenheit erfunden ist, mag es der Leser merken oder nicht, ist ihre Darstellung kein Bericht“ (Kisch 1947a:120).

Vor dem Hintergrund der „Poetologie des Wissens“ (Schaub 2019: 178) stellt Christoph Schaub fest, dass Kischs Reportagen, in denen diese tatsächlichen Begebenheiten als Grundlage fungieren, „Wissen über proletarische Staaten, Gegenöffentlichkeiten der Arbeiterbewegung und proletarische Welten“ (Schaub 2019: 178) erzeugen. Durch die China-Reiseberichte von Kisch und den anderen linken Reiseschriftsteller*innen in der Weimarer Republik wird zudem auch Wissen über die Städte, die Bewohner*innen, die Industrie usw. des fernen Landes übermittelt. Die Übermittlung dieses Wissens wird erst ermöglicht, indem die Reporter*innen ihre Kenntnisse, Erlebnisse und Beobachtungen in Worte fassen. Die Rolle der Reporter*innen betrachtet auch Kisch in der Formulierung seiner Reportage-Theorie.

Einerseits postuliert er:

Der gute [Reporter] braucht Erlebnisfähigkeit zu seinem Gewerbe, das er liebt. Er würde auch erleben, wenn er nicht darüber berichten müßte. Aber er würde nicht schreiben, ohne zu erleben (Kisch 1985: 7–8).

Das Erleben und die Erlebnisfähigkeit der Reporter*innen bzw. der Reiseschriftsteller*innen werden in verschiedenen Aufsätzen über Kisch und die Gattung der Reportage oder des Reiseberichts herausgestellt. Torsten Unger zitiert in seinem Aufsatz über Kischs Reisereportagensammlung *Paradies Amerika* (1930) den oben angeführten Absatz und sieht darin „eine Art empathische Tiefe, die der bloßen fotografischen Momentaufnahme eines Sachverhaltes fehlt“, sowie ein Spannungsverhältnis zwischen der enthaltenen Subjektivität und der beanspruchten Objektivität (vgl. Unger 2003: 177). Laut Uwe Ebel besteht der Gattungsanspruch der Reisebeschreibung darin, die „reisend erfahrene Realität authentisch, aber als persönlich erlebt wiederzugeben“ (Ebel 1984: 302), während Kostenzer den „Einfluss der Persönlichkeit des Verfassers“ auch als „eines der definitionsbestimmenden Merkmale einer Reportage“ (Kostenzer 2009: 112) auffasst. Kurz gesagt ist die Erlebnisfähigkeit

der Autor*innen die grundlegende Voraussetzung, um eine gute Reportage bzw. einen guten Reisebericht zu verfassen.

Andererseits bedeutet die Beschreibung einer Tatsache Kisch zufolge nicht, das Gesehene und das Erlebte banal aufzuzählen. Wie schon erwähnt, ist die Tatsache nur die „Bussole“ der Reporter*in, sie „bedarf aber auch eines Fernrohres: der ‚logischen Phantasie‘“ (Kisch 1918: 438):

Denn niemals bietet sich aus der Autopsie eines Tatortes oder Schauplatzes, aus den aufgeschnappten Äußerungen der Beteiligten und Zeugen und aus den ihm dargelegten Vermutungen ein *lückenloses* Bild der Sachlage. Er muß die Pragmatik des Vorfalles, die Übergänge zu den Ergebnissen der Erhebungen selbst schaffen und nur darauf achten, daß die Linie seiner Darstellung haarscharf durch die ihm bekannten Tatsachen (die gegebenen Punkte der Strecke) führt. Das Ideal ist nun, daß diese vom Reporter gezogene Wahrscheinlichkeitskurve mit der wirklichen Verbindungslinie aller Phasen des Ereignisses zusammenfällt; erreichbar und anzustreben ist ihr harmonischer Verlauf und die Bestimmung der größtmöglichen Zahl der Durchlaufpunkte (Kisch 1918: 438; Hervorh. i. O.).

Der „schmale Steg zwischen Tatsache und Tatsache ist zum Tanze [der Phantasie] freigegeben, und ihre Bewegungen müssen mit den Tatsachen in rhythmischem Einklang stehen“ (Kisch 1947b: 253), damit die Lesenden so wenig wie möglich die Wirkungen der Phantasie der Reporter*in bemerken und die Tatsache der Leitfaden der Reportage bleibt, während die Erlebnisfähigkeit der Reporter*in dabei hilft, dieses Ziel zu erreichen.

3.3.2.2. Die Kunstform und die „Kampfform“

Arthur Holitschers Reisereportagen nennt Kisch in seiner Rede auf dem Internationalen Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur (1935) als vorbildliche Beispiele, da sie beweisen könnten, dass „der Tatsachenbericht auch unabhängig und künstlerisch abgestattet werden könne“ (Kisch 1993d: 398). Kisch wurde auf diesem Kongress zusammen mit Heinrich Mann als Stellvertreter der deutschen Autor*innen in das Präsidium gewählt (vgl. Siegel 1973: 122). Von seiner Rede gibt es kein vollständig

erhaltenes Manuskript.¹³ In Band 10 der Gesammelten Werke in Einzelausgaben (1993) von Kisch sind vier verschiedene Auszüge des Manuskripts aufgenommen, nämlich *Eine gefährliche Literaturgattung*, *Reportage als Kunstform und Kampfform*, *Zum Kongreß der Schriftsteller* sowie *Deutsche Schriftsteller auf dem Kongreß*. Außer den wenigen Passagen in *Zum Kongreß der Schriftsteller*, die hauptsächlich die Bedeutung des Kongresses betonen, sammeln die anderen drei Aufsätze Kischs Überlegungen zur Gattung Reportage, in denen die „doppelte Tätigkeit“ (Kisch 1993d: 397) der Kunst und des Kampfes, die einer Reporter*in oder einem „sozial bewußten Schriftsteller“ (Kisch 1993d: 397) obliegt, hervorgehoben wird. Wenn neben Kisch und Holitscher auch Körber und Huelsenbeck in Bezug auf ihre Reiseberichte über China fokussiert werden, ist es sinnvoll, auch die „doppelte Tätigkeit“ der „sozial bewußten“ Reiseschriftsteller*innen zu erörtern.

Die von diesen Autor*innen verfassten Reiseberichte können vor allem als „Kunstform“ betrachtet werden. Obwohl es schwierig ist, „die Wahrheit genau darzustellen, ohne die künstlerische Form und den Schwung zu verlieren“ (Kisch 1993c: 397), appelliert Kisch an die Schriftsteller*innen:

Mit allen unseren Kräften haben wir für den Ausdruck unserer Erkenntnis eine Form zu suchen, die allen idealen Gesetzen einer absoluten Ästhetik genügt. Wir sollen das, und wir tun das (Kisch 1993d: 398).

Kostenzer stellt in ihrer Analyse von Kischs Reisereportagen fest, dass dieser beabsichtigt, „seine Reportagen in einem literarischen Werk zu vereinen“ (Kostenzer 2009: 163). Wie Kisch und auch die anderen Reiseschriftsteller*innen der Zeit der Weimarer Republik dies durch literarische Stilmittel und Textformen realisiert, wird in der vorliegenden Studie detailliert analysiert.

Die von Kisch verlangte Textform wird von Georg Lukács als „ein[] neue[r] Typus der Reportage“ zusammengefasst. Er meint, Kisch

¹³ Zur Publikationsinformation der unterschiedlichen Auszüge des Manuskripts von Kischs Rede vgl. Siegel 1973: 286.

läßt den Reichtum der heutigen Wirklichkeit sprechen – und weil ein Revolutionär, ein Kommunist sie sprechen läßt, spricht sie eine deutliche, eine revolutionäre Sprache (Lukács 1985: 40).

Lukács' Feststellung erklärt die Grundlage von Kischs Argument, dass eine „wahrhaft tendenzlose[] Darstellung“ auch eine Tendenz besitzen kann, während die „wahrheitsgetreue[] Berichterstattung“ einen politischen Sinn haben kann (vgl. Kisch 1993b: 269). Kisch konstatiert selbst, dass seine erste Russlandreise von Ende 1925 bis zum Frühjahr 1926 der von ihm eingeführten Gattung der „literarische[n] Reportage [...] ihren Sinn und Inhalt“ (Kisch 1993b: 268) verliehen hat:

Während im kapitalistischen Kosmos fast nichts als Elend, Unterdrückung, Lächerlichkeit oder Stagnation die Modelle des Reporters sind, ist die sich aufbauende sozialistische Welt für ihn der Anlaß, positiv zu sein (Kisch 1993b: 269).

Diesem „Riesenwerk[]“ der sozialistischen Welt nachzustreben, „[o]hne die Schwierigkeiten und ohne die Fehler dieses Riesenwerkes zu übersehen, ohne Schönfärberei und ohne den Ton der sachlichen Registrierung zu verlassen“, ist damit „das außerliterarische Ziel der Literatur“ (vgl. Kisch 1993b: 269). Es ist klar, dass Kisch ein linksorientierter sozialistischer Kämpfer war. Mit seinem Fronterlebnis im Ersten Weltkrieg tauchte er 1918 als Mitglied der Roten Garde in Wien auf und trat 1919 in Prag der Kommunistischen Partei bei, während er nach seiner Rückkehr aus Sowjetrußland der Kommunistischen Partei Deutschlands beitrug. Kisch kämpfte für seine sozialistische Ideologie und rief die anderen Schriftsteller*innen dazu auf, mit der Literatur dem „Mensch[en] und d[em] Leben [...], ihrem Sein und Bewußtsein“ (Kisch 1993d: 400) zu dienen.

Wie Kostenzer feststellt, ist die Subjektivität der dominanten Reporter*in immer ein Bestandteil der Reportage. Die Perspektive der Reporter*in nennt Schaub „Sprechposition“, die im Fall von Kisch seit Mitte der 1920er Jahre „eindeutig[]“ ist (vgl. Schaub 2019: 180). Aus der „Position eines parteiischen, sich der kommunistischen Arbeiterbewegung zugehörig fühlenden Reporters“ (Schaub 2019: 108) schreibt Kisch

seine Reportagen über die proletarische Welt, die den Lesenden Wissen vermitteln und emotionale Identifikation ermöglichen.

Für Kisch ist neben Alfons Paquet auch Holitscher vorbildlich, eben weil beide in ihren Reportagen eine Sprechposition zugunsten der russischen Revolution gewählt haben:

Die beiden deutschen Reiseschriftsteller Alfons Paquet und Arthur Holitscher, der eine religiös, der andere individual-anarchistisch verankert, wehren sich, da sie in Rußland sind, lange dagegen, die Neugeburt der Gesellschaft begeistert zu sehen, sie sind immerhin Kinder des müden Westens, aber da sie, ehrliche Schreiber, die Wahrheit verzeichnen müssen, werden sie warm: Von Stunde zu Stunde wird ihre Bejahung freudiger, und Deutschland will sie nicht mehr hören, und in die Dichterkademie kommen wohl beide nicht (Kisch 1993a: 11–12).

Von der Revolution in Russland beeindruckt und überzeugt suchen nicht nur Kisch und Holitscher, sondern auch die Autorin Körber während ihrer Chinareisen die Spuren und das Potenzial einer revolutionären Entwicklung. Anders als diese drei Reporter*innen, die wenigstens einmal in Sowjetrußland waren und auch darüber geschrieben haben, gibt Huelsenbeck kein Bekenntnis zur sowjetischen Ideologie ab. Aber als Sozialist befürwortet er seinem Reisebericht zufolge auch eine Revolution in China, die „von unten heraufkommen“ (Huelsenbeck 1928: 207) muss. All diese politischen Meinungen werden durch die von Kostenzer vorgestellte Arbeitsweise der Beschreibung der erlebten ‚Realität‘ sowie der Darstellung der unterstützenden Beweise und der Hintergrundinformationen in ihre Reiseberichte integriert. Damit können die Reisereportagen bzw. Reiseberichte, wie Kisch sie fordert, auch als „Kampfformen“ (Kisch 1993d: 397) für diese linken Schriftsteller*innen in der Weimarer Republik gelten.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Kischs Reportage-Theorie die grundlegenden Beziehungen zwischen der erlebten Tatsache und der „logischen Phantasie“ differenziert, die für den Aufbau von Reiseberichten, die auf authentischen Reisen basieren, von wesentlicher Bedeutung sind. Genauso wie die von Kisch geforderte

literarische Reportage kann der Reisebericht auf verschiedene Art und Weise als Kunst- und „Kampfform“ fungieren.

4. Der Reisebericht und der Ferne Osten

In ihrer langen Geschichte, die bis ins Mittelalter zurückgeht, erlebte die Reiseliteratur im frühen 20. Jahrhundert ein erneutes Aufleben und blühte mit der Entwicklung des Journalismus insbesondere in der Weimarer Republik auf. Insbesondere die Reiseziele im Fernen Osten erregten viel Aufmerksamkeit. Täglich erschienen in den 1920er Jahren Artikel über Ostasien in den Zeitungen und zahlreiche Reiseberichte wurden auch in Buchform publiziert (vgl. Lemke 1999: 122). Die Bände, die Reisen nach Japan oder eine Rundreise in Asien beschrieben, wie z. B. Bernhard Kellermanns *Ein Spaziergang in Japan* (1912) und *Sassa yo yassa. Japanische Tänze* (1920) sowie *Das Reisetagebuch eines Philosophen* (1919) von Hermann Graf Keyserling, erreichten eine breite Öffentlichkeit und einige von ihnen, wie z. B. Keyserlings Werke, waren mit ihren hohen Auflagenzahlen regelrechte Bestseller. Auch in der einschlägigen Forschung¹⁴ stoßen die Reiseberichte über Asien auf großes Interesse, die Reiseberichte über China bilden ein wichtiges Forschungsgebiet.

4.1. Reiseberichte über China im frühen 20. Jahrhundert

Nach der Ankunft der Jesuiten in China im 17. Jahrhundert kam es allmählich zu mehr Austausch zwischen Europa und diesem fernen Land im Osten. Anhand von Missionarsberichten konnten es die Europäer*innen aus bestimmten Perspektiven kennenlernen und das in diesen Berichten oft präsente idealisierte Bild des Chinesischen Reichs, das über „[eine] machtvolle bürokratische Organisation, [einen] hohe[n] kulturelle[n] Sättigungsgrad und [ein] friedliche[s] Eingerichtet-Sein des zivilen Lebens“ (Polaschegg 2005: 104) verfügte, führte auch zur Strömung der Chinoiserie, die „sich im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert in sämtlichen Kunstformen“ (Polaschegg 2005: 105) fand.

Nach der Besetzung von Jiaozhou¹⁵ durch deutsche Marinetruppen im Jahre 1897 intensivierte sich der Austausch zwischen Deutschland und China, sei es militärisch,

¹⁴ Zu den deutschsprachigen Reiseberichten über Asien im frühen 20. Jahrhundert vgl. Reif 1989: 434–461.

¹⁵ Zu der „Musterkolonie“ Jiaozhou (Kiautschou) vgl. Mühlhahn 2000.

politisch, ökonomisch und kulturell. Mit der technisch ermöglichten Mobilität und einer zunehmenden Reiselust begaben sich immer mehr Deutsche nach China und berichteten über das Land. Zu diesen Reisenden zählten neben Missionar*innen auch Korrespondent*innen, Forschungsreisende, Kunsthistoriker*innen, Abenteurer*innen, Schriftsteller*innen u. a., deren Reisebeschreibungen jeweils unterschiedliche Schwerpunkte hatten und ein zunehmend größeres Publikum erreichten.¹⁶

Vor dem Ersten Weltkrieg richteten viele deutsche Reisende ihr Augenmerk vor allem auf die Entwicklung der deutschen ‚Musterkolonie‘, nämlich das sogenannte Pachtgebiet Jiaozhou mit der Hafenstadt Qingdao, sowie auf die zukünftigen Möglichkeiten des Landes als Rohstoffanbieter und Absatzmarkt für das expandierende Deutschland. Die ersten Korrespondenten mit einem derartigen Fokus auf kolonialen Interessen waren Ernst v. Hesse-Wartegg, Paul Goldmann und Eugen Wolf, die schon in den 1890er Jahren über China berichteten. Die deutschen religiösen, politischen und kommerziellen Interessen wurden in den Berichten der Offiziere und Korrespondenten des Ostasiatischen Expeditionskorps, die 1900 nach China geschickt wurden, um den Boxeraufstand gegen den europäischen, amerikanischen und japanischen Imperialismus niederzuschlagen, noch weiter hervorgehoben. Um die kolonialistischen Feldzüge und sogar zukünftige Kriege zu rechtfertigen, wurde in diesen Texten die westliche Überlegenheit gegenüber den Einwohner*innen des Landes betont. In die Berichte einiger Expeditionsteilnehmer mischte sich jedoch auch Nachdenklichkeit, wie z. B. bei A. Genschow der Fall, der als Dolmetscher-Offizier nach der Ostasiatischen Expedition eine eigenständige Reise ins Innere des Landes machte und in seinem Buch *Unter Chinesen und Tibetanern* (1905) China „ein unerschöpflicher Born, ein Land, welches jedem Reisenden immer wieder neue Eindrücke bietet“ (Genschow 1905: V) nennt.

In dieser Periode starker kolonialer Prägungen gab es bereits auch vereinzelt Frauen, die von Europa nach China reisten. Als eine der ersten um die Welt reisenden Frauen wurde Ida Pfeiffer erst nach dem Tod ihres Mannes von den ehelichen Pflichten befreit. Sie

¹⁶ Zu den deutschsprachigen Reiseberichten über China in der Kolonialperiode (1897–1914) vgl. Bräuner/Leutner 1990: 41–52.

machte sich mit Mitte vierzig auf den Weg, bereiste 1846 Guangzhou und gab ihre Erlebnisse als Ausländerin in der europäischen Enklave in ihren Reisetagebüchern (1850) wieder, wobei sie ihre Wahrnehmung Chinas nur im Rahmen der herrschenden Stereotype ihrer Zeit ohne persönliche Positionierung notierte (vgl. Leutner 1997: 179–181). Obwohl Elisabeth von Heyking in ihren Tagebüchern aus der Zeit in Beijing, als ihr Mann als Gesandter der deutschen Truppen von 1896 bis 1899 dort stationiert war, eine ähnliche Perspektive mit kolonialen Ansichten vertrat, hatte sie anders als Pfeiffer doch eher Zugang zu der chinesischen Bevölkerung. Ihre 1926 postum publizierten Tagebücher, in denen die europäische Überlegenheit gegenüber den Chines*innen demonstriert wird, widersprechen ihrem veröffentlichten Roman *Tschun* (1914), durch dessen Protagonisten sich von Heykings kolonialkritische Meinungen äußern (vgl. Leutner 1997: 183–185). Als eine der ersten allein reisenden, gebildeten Frauen bot die Schweizer Reiseschriftstellerin Lina Bögli mit ihren Reisebriefen in *Immer vorwärts* (1915) einen neuen Standpunkt an, indem sie das Land während ihrer Reise (Ende 1912 bis Anfang 1913) beobachtete und insbesondere über die Gründung der neuen Republik von Sun Yatsen berichtete, obzwar sie sich selbst nicht an der Revolution in China teilnehmend fühlte (vgl. Hille 2011: 173–175).

In dieses ferne Land reisten zu dieser Zeit auch Menschen schlicht aus Abenteuerlust. Anders als diese Abenteuer schilderten die Missionar*innen weiter die Bevölkerung und ihre Sitten im Alltagsleben, während sich die Forschungsreisenden in ihren Berichten auf die unerforschten Gebiete konzentrierten – jedoch waren ihre Texte nicht so einflussreich wie die späteren Reiseberichte aus der Zeit der Weimarer Republik. Andere wiederum unternahmen eine Reise nach China aufgrund eines großen Interesses an der chinesischen Kultur: Meistens waren sie nach der Lektüre von ins Deutsche übersetzten klassischen Werken über die chinesische Philosophie, insbesondere über den Konfuzianismus und den Taoismus, von dem alten traditionellen China angezogen und stellten die kulturelle Überlegenheit der Europäer*innen in Frage. Die wichtigsten reisenden Autoren dieser Gruppe sind z. B. Hermann Hesse und Hermann Graf Keyserling. Hesse bewunderte nach seiner Asienreise 1911 in seinen Briefen das chinesische Volk als „das erste wirkliche

Kulturvolk, das [er] sah“ (Hesse 1973: 204), und stellte seine Eindrücke davon auch in seinem Reisebericht *Aus Indien* (1913) dar. In seinen späteren Aufsätzen nahm er häufig für China und gegen den westlichen Imperialismus Stellung (vgl. Huang 2021: 196–198). Wie Hesse reiste auch Keyserling mit Vorwissen über das Land nach China, und er sah in seinem Band *Das Reisetagebuch eines Philosophen* (1919) trotz des „Überbleibsel[s] aus vergangenen Entwicklungsstadien“ im „Chinesentum“ „eine Vorwegnahme des Zukunftsideals“ (vgl. Keyserling 1920: 568). Keyserling unternahm die Weltreise bereits 1911/12, aber wegen der Wirren des Ersten Weltkriegs konnte sein 1914 fertiggestelltes Tagebuch erst nach dem Krieg veröffentlicht werden. Das war nicht der einzige Fall: Die Erinnerungen vieler Weltreisenden wurden erst nach dem Krieg publiziert und stellten trotzdem nur einen Teil der zu dieser Zeit veröffentlichten Reiseberichte über China dar. Noch häufiger als in den Vorkriegsjahren reiste man in der Weimarer Republik in den Fernen Osten. Um den Krieg, die Inflation, die Isolation und auch die anderen Schwierigkeiten zu verdrängen und zu vergessen, wählten viele Deutsche insbesondere China als einen „geistigen Zufluchtsort“.

Ähnlich wie Hermann Hesse und Hermann Graf Keyserling besuchten viele Kunsthistoriker*innen, Gelehrte und auch andere Gebildete China, um dieses schöne, alte Land vor Ort kennenzulernen. Im Vergleich zu den beiden Reisenden vor dem Weltkrieg wussten diese Bildungsreisenden vor der Reise noch mehr über die Kultur und Geschichte des Landes. Otto Fischer, einer der frühesten Experten für chinesische Malerei, machte sich z. B. 1925 auf eine Forschungsreise nach Ostasien auf, die aus Mitteln der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, des Auswärtigen Amtes und des Reichsministeriums des Innern unterstützt wurde und das Buch *Wanderfahrten eines Kunstfreundes in China und Japan* (1939) als Ergebnis hatte. Fischer entdeckte während dieser Reise Qi Baishi, einen der bekanntesten chinesischen Tuschkünstler*innen, und schildert in seinem Reisebericht das Land als eine ferne Geliebte, die dem angekommenen Liebenden Enttäuschung bereiten kann, weil sie „so anders, so menschlich-alltäglich, ein wenig häßlich, ein wenig alt, ein wenig schlampig“ (Fischer 1939: 274) sei. Obwohl es diesen „Kunstfreunden“, wie Dagmar Yü-Dembski kommentiert, vielleicht eher selten

gelingt, „ihre Eindrücke von ihren Sehnsüchten und Erwartungen zu trennen“ (Yü-Dembski 1990: 55–56), weil sie ihren Schwerpunkt auf die chinesische Kunst legen und die Schönheit dieser eigenartigen Kunst auch tatsächlich erleben können, thematisieren sie in den Reiseberichten schon den Konflikt zwischen dem alten China und dem China im Umbruch:

Das China von heute ist nicht das alte, große und schöpferische China, sondern ein Land des traurigen Verfalls [...] Vielleicht wird sich das wieder ändern, je mehr ich, je tiefer ich in diese Welt und Menschheit einbringe, ich hoffe und erwarte es, aber es ist besser, ganz ehrlich vor sich selber zu bleiben (Fischer 1939: 274).

Anders als diese „Kunstfreunde“, die nach einem „Land der Sehnsucht“ (Jessen 1921: 5) suchten, wollten die naturwissenschaftlichen Forschungsreisenden, insbesondere Geograph*innen, und manche Missionar*innen über die tatsächliche Situation des sich wandelnden Chinas berichten. Neben dem bekanntesten deutschen Forschungsreisenden Wilhelm Filchner, der schon am Anfang des 20. Jahrhunderts mit Expeditionen in China begann und als Zusammenfassung seiner 25 Jahre langen Arbeit den Band *In China. Auf Asiens Hochsteppen. Im ewigen Eis* (1930) veröffentlichte, befassten sich einige deutsche Geographen in der Weimarer Republik weiter mit dem geographischen Chinabild. Georg Wegener, ein Schüler Ferdinand von Richthofens¹⁷, bereiste das Land zum ersten Mal 1900/01 aus eigener Entscheidung zusammen mit den deutschen Truppen der Ostasiatischen Expedition. Er betrachtete China aus der Perspektive der kolonialen Interessen Deutschlands, wobei dieses Land, das vom Westen nicht „als eine quantité négligeable behandelt werden dürfe“ (Wegener 1902: 399), seine Aufmerksamkeit erweckte. 1906 fuhr er erneut nach China und publizierte nach dem Krieg *Im innersten China: eine Forschungsreise durch die Provinz Kiang-si* (1926). Seine Werke wurden von Heinrich Schmitthenner als „geistvoll und lebendig“ (Schmitthenner 1925: 4) anerkannt. Aus geographischer Sicht fand er sie jedoch nicht zufriedenstellend und erzielte mit seinem Buch *Chinesische Landschaften und Städte* (1925) daher statt auf

¹⁷ Ferdinand Paul Wilhelm Freiherr von Richthofen (1833–1905) war ein wichtiger deutscher Geograph, Kartograph und Forschungsreisender. Als Begründer der modernen Geomorphologie prägte er in seinen Studien über China den Begriff „Seidenstraße“.

Reisebeschreibungen darauf ab, die chinesischen Landschaften „in ihrer natürlichen und kulturellen Eigenart als länderkundliche Individuen“ (Schmitthenner 1925: 4) darzustellen.

Obwohl laut Schmitthenner die Missionar*innen zu dieser Zeit schon nicht mehr so viele Berichte mit geographischem Schwerpunkt wie die Jesuiten im 18. Jahrhundert verfassten, gab es in der Weimarer Republik doch weiterhin Reiseberichte von Missionar*innen. Oskar Frohnmeyers *Kwangtung* macht z. B. auf die Unterschiede „zwischen den binnenländischen Zuständen einerseits und dem hohen Zivilisationsgrad der modernisierten Küstenzone mit ihren Riesenstädten andererseits“ (Frohnmeyer 1930: 5) aufmerksam und schildert Chinas „unmittelbare Natürlichkeit“ sowie seine „feinste, hochgezüchtete Tradition“ (Frohnmeyer 1930: 96). Auch Johannes Witte beobachtet Land und Volk und thematisiert in seinen Reiseberichten über die *Sommer-Sonntage in Japan und China* (1925) nicht nur den Konflikt zwischen den chinesischen Sitten, dem Aberglauben, der „Entartung des religiösen Lebens“ (Witte 1925: 197) und der Bekehrung, sondern auch den Konflikt zwischen der „alte[n], vor mehr als zwei Jahrtausenden von diesen großen Völkern selbst geschaffene[n] Kultur“ und der „europäisch-amerikanische[n] Lebensart“ (Witte 1925: 3*), der auch von anderen Schriftsteller*innen analysiert wird. Anzumerken ist in diesem Kontext auch, dass manche Missionar*innen ebenfalls über das Land schrieben. Beispielsweise beobachtete Elisabeth Oehler-Heimerdinger während ihres Aufenthalts mit ihrem Mann in China vor dem Ersten Weltkrieg besonders das Leben der Chinesinnen, das sie in ihren Berichten und Tagebüchern wiedergibt und auch nach ihrer Heimkehr in Deutschland 1920 in verschiedenen Werken noch weiter darlegte (vgl. Oehler 1993: 187–191; Hille 2011: 177–178).

Auch in den 1920er und 1930er Jahren wurden viele Schriftsteller*innen vom Fernen Osten und von China angezogen. Ein großer Teil davon verfasste nach der Rückkehr Reiseromane, die Abenteuer in fremden Ländern schildern und insbesondere auf die Spannung in der Handlung und die Unterhaltungsfunktion ihrer Literatur Wert legen. Die hohen Auflagenzahlen sowohl in der Weimarer Republik als auch während des

Nationalsozialismus sind deutliche Beweise für die Popularität dieser Bücher (vgl. Yü-Dembski 1990: 57). Obwohl diese Reiseromane mit einem klaren fiktiven Charakter nicht zum Forschungsgegenstand der vorliegenden Arbeit gehören, ist nicht zu verneinen, dass sie wichtige Publikationen des betrachteten Zeitalters sind. China dient in diesen Romanen, wie z. B. in Walter Luckes *Ins Land der fliegenden Köpfe* (ca. 1935), als Kulisse für Abenteuer, die durch das Fremde und Unheimliche charakterisiert wird. Auch wenn beispielsweise der Schriftsteller Ernst Friedrich Löhndorff sein Buch im Untertitel als „Reisebericht“ kategorisiert, handelt es sich dabei doch um eine Liebesgeschichte mit einer chinesischen Geliebten, die als eine stereotypische Figur auch im Roman des polnischen Schriftstellers Ferdinand Ossendowski *Za chińskim Murem* (1924, dt.: *Hinter Chinas Mauern*, 1929) auftaucht. Gegen Ossendowski, dessen erstes erfolgreiches Buch dieser Art, *Beasts, Men and Gods* (1921, dt.: *Tiere, Menschen und Götter*, 1923), binnen eines Jahres schon eine Auflagenzahl von 300 000 erreicht hat (Hedin 1925: 5), richten sich die Einwände seitens Sven Hedin, eines schwedischen Geographen und auch Schülers Ferdinand von Richthofens, der solche literarische Werke „im Schmucke der Wahrheit“ kritisiert und die Glaubwürdigkeit der Orts- und Zeitangaben darinnen bezweifelt (vgl. Hedin 1925: 3).¹⁸ Als einer der weltweit bekanntesten Forschungsreisenden des frühen 20. Jahrhunderts verfasste Hedin neben wissenschaftlichen Ergebnissen auch Reiseberichte über Zentralasien, einschließlich der inneren Mongolei, Xinjiang und Tibet von China, die in den 1930er und 1940er Jahren hohe Auflagen erzielten und auch nach 1945 wieder aufgelegt und gelesen wurden. Die von ihm geleitete Chinesisch-Schwedische Expedition (1926–1935), die von der chinesischen Regierung beauftragt war und der schwedischen sowie deutschen unterstützt wurde, zählt zu den größten wissenschaftlichen Expeditionen mit zahlreichen wertvollen Ergebnissen (vgl. Leutner 1995: 84).

Den von Hedin geforderten Wahrheitsanspruch trachten diejenigen Schriftsteller*innen zu erfüllen, die Reiseberichte anstatt von Reiseromanen verfassen. Wie in Kapitel 3

¹⁸ Sven Hedin versucht im Kapitel „Ein literarischer Seitensprung“ seines Buchs *Von Peking nach Moskau* (1924), die Einzelheiten in Ferdinand Ossendowskis *Tiere, Menschen und Götter* (1924) zu analysieren, um die Fehler bei Orts- und Zeitangaben usw. nachzuweisen.

erläutert, schreiben diese Schriftsteller*innen Reiseberichte bzw. Reisereportagen wie die oben erwähnten Bildungs- und Forschungsreisenden sowie Missionar*innen¹⁹ mit der beobachteten und erlebten Tatsache als grundlegender „Bussole“. Unter ihnen gibt es viele linksorientierte Autor*innen, die sich in den 1920er und 1930er Jahren auf das „Erwachen des Orients“ (Huelsenbeck 1928: 105) konzentrieren. Durch ihre Beschreibung der Situationen im damaligen sich wandelnden China wird bei ihnen die Hoffnung auf eine notwendige Revolution hervorgehoben, während andere Schriftsteller*innen wie z. B. Lina Bögli und Hannah Asch eine neue chinesische Revolution als bedrohlich und hoffnungslos wahrnehmen. Bögli leidet ihren Reisebriefen zufolge mit dem armen chinesischen Volk mit und gibt den verschiedenen Revolutionen mitsamt den stetigen Kriegen Schuld an diesem Leid (vgl. Bögli 1915: 312), wobei sie selbst dank der europäischen Kanonenboote im chinesischen Hafen „unbehelligt“ unter ihren Landsleuten bleiben kann (vgl. Bögli 1915: 276). Zwar gesteht Asch in ihrem Bericht über ihre Reise in den 1920er Jahren, dass das chinesische Volk „[g]eknechtet und gequält [...] von den Fremden“ (Asch 1927: 146) werde, bezweifelt jedoch als eine „Außenstehende“ (Hille 2011: 179) die Notwendigkeit und Möglichkeit einer Revolution, wenn sie die Frage stellt: „Wollen die Chinesen der niederen Volksklassen anders leben?“ (Asch 1927: 146).

Im Gegensatz zu diesen Schriftsteller*innen schildern die linksorientierten Autor*innen das revolutionäre China detaillierter und heben dabei die positive Seite dieser Wandlungen hervor. Wie Kisch in der Vorbemerkung seines China-Buchs konstatiert, versucht er, die Wahrheit zu erforschen, „das heißt, nicht diese oder jene Wahrheit, sondern die wesentliche, die entscheidende, die geschichtsbildende, also mit einem Wort die gesellschaftliche Wahrheit“, die in seinem Buch „höchst natürlich“ zu der „erstaunlichen und bewundernswerten Entwicklung Chinas“ führt (Kisch 1953: 7–8). Die Betonung des Wahrheitsanspruchs stellt die positive Hoffnung der revolutionären

¹⁹ Viele Reiseberichte der Kunst- und Forschungsreisenden sowie Missionar*innen können mit ihren Besonderheiten auch als literarische Formen erforscht werden, stehen aber nicht im Mittelpunkt der vorliegenden Studie. Die publizierten wissenschaftlichen Ergebnisse von Forschungsreisenden wie Sven Hedin und Wilhelm Filchner wurden noch nachträglich als populäre Reiseberichte oder Jugendbücher umgeschrieben und verlegt (vgl. Leutner 1995: 84–85).

Bewegungen und Potenziale im damaligen China heraus, was in der vorliegenden Arbeit noch weiter erläutert wird.

Neben den genannten männlichen Autoren reisten zur Zeit der Weimarer Republik auch schreibende Frauen in den Fernen Osten, in manchen Fällen sogar ohne Begleitung.²⁰ Auch wenn es bereits vorher einzelne Reiseschriften von Frauen gegeben hatte, waren solche von Frauen unternommene Fernreisen erst in den 1920er und 1930er Jahren häufiger geworden. Sie waren Teil einer neuen Erscheinung dieser Zeit, des Lebensstils der ‚Neuen Frauen‘. Diese ‚Neuen Frauen‘ verabschiedeten sich von der traditionellen Rolle der Hausfrau, studierten an einer Universität und waren in der Presse oder als freie Schriftstellerin berufstätig. Unter ihren Werken sind sowohl Reiseromane als auch Reiseberichte zu finden. Als eine der bekanntesten Schriftstellerinnen der Weimarer Republik veröffentlichte Vicki Baum nach ihrer Weltreise im Jahre 1935 einen ihrer erfolgreichen „Hotel“-Romane, *Hotel Shanghai* (1939), in dem die Wege, die neun Menschen aus unterschiedlichen Teilen der Welt in das Shanghai-Hotel geführt hatten, ihr Schicksal und „ein facettenreiches Bild Chinas in den 1920er und 1930er Jahren“ (Hille 2011: 183) dargestellt werden.

In den Reiseberichten der Schriftstellerinnen werden verschiedene Standpunkte vertreten. Marie von Bunsen zeichnet in ihrem Buch ein Bild vom harmonischen China und betrachtet es im Vergleich zu Japan als „die ‚große Mutter‘ Ostasiens“, denn „[u]nnerreicht sind ihre Taten in der Kunst, Wissenschaft, Ethik und Literatur“ (von Bunsen 1934: 59). Ähnlich wie die „Kunstfreunde“ legt von Bunsen viel Wert auf das alte China, das zur Zeit ihrer Reise im Jahre 1911 noch ein Kaiserreich war. Anders als sie schildert die Autorin Lili Körber, die das Land im Jahre 1934 bereiste, ein sich wandelndes Chinabild und beobachtet die dortigen Veränderungen als „‚teilnehmende‘ Betroffene“ (Hille 2011: 181) aus ihrer Perspektive als linksorientierte Reporterin.

Während die Wahrnehmungen der Frauen keinen großen Unterschied zu denen der männlichen Autoren aufweisen, gibt es bestimmte Darstellungsweisen und Thematiken,

²⁰ Zu den Reisebeschreibungen von Frauen über China und den Orient vgl. Hille 2011, Schlieker 2003, Leutner 1997.

die in den Werken der Autorinnen häufiger auftauchen. Ein wichtiger Aspekt ist der Fokus auf den Frauen: Einerseits wird die Emanzipation der einheimischen Frauen beleuchtet, andererseits auch die eigenen Erlebnisse der Verfasserinnen als Frauen alleine unterwegs herausgestellt. Lili Körber wird z. B. oft auf die Spuren der Frauenemanzipation in China aufmerksam und berichtet über chinesische „Sportsgirls“ im Schwimmbad, die Erziehung der Frauen in den Mädchenschulen von Missionaren, den Eintritt der Kulifrauen ins Spital eines deutschen Gynäkologen usw. Hannah Asch und Alma Karlin setzen sich in ihren Schriften mehr mit ihren persönlichen Erlebnissen als weltreisende Frauen auseinander, wobei Asch den Abenteuercharakter der Erlebnisse durch die ausdrückliche Betonung ihres Geschlechts „als Dame“ hervorhebt, während Karlin eine Reihe von katastrophalen Erfahrungen als selbstständige weibliche Reisende präsentiert.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass es in der Weimarer Republik zahlreiche Reiseberichte über den Fernen Osten und über China gibt, und zwar von männlichen und weiblichen Reisenden, die ihren Schwerpunkt auf die Kultur, die Landschaft, die Abenteuer oder das Revolutionäre legen. Zudem ist bemerkenswert, inwiefern das neue Medium Fotografie dabei eine Rolle spielte. Viele Reiseberichte erschienen zu dieser Zeit mit Fotografien von Land und Volk, wie z. B. Johannes Wittes *Sommer-Sonntage in Japan und China* (1925), Arthur Holitschers *Das unruhige Asien. Reise durch Indien – China – Japan* (1926) und Hannah Aschs *Fräulein Weltenbummler* (1927) – die Anmerkungen auf der jeweiligen Titelseite aller drei Bücher zur Anzahl der Abbildungen können dabei schon als Werbung interpretiert werden. Das mobile Fotografieren durch die Reisenden unterwegs wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg durch die Einführung des flexibleren Films und der handlicheren Kleinbildkamera ermöglicht (vgl. Jäger 2009: 50). Obwohl es in den Reiseberichten von Missionar*innen, Forschungsreisenden usw. seit dem 19. Jahrhundert schon einzelne Fotos gibt, handelt es sich dabei um Bilder, die von ihnen oder den mitgenommenen Fotografen mit großen Apparaten mit vielen Beschränkungen gemacht wurden oder die sie vor Ort erwarben (vgl. Jäger 2009: 170–171). Erst die Fotos in den Reiseberichten der 1920er Jahre, die von der Verfasser*in

selbst schnell unterwegs aufgenommen werden konnten und in vielen Fällen auch unmittelbar zum Text passten, konnten den Leser*innen einen wahrheitsgetreueren und unmittelbaren Eindruck der beschriebenen Szenen aus den fernen Ländern geben. Diese Fotos sind meistens auf Tafeln mit Überschriften gedruckt, während z. B. Witte und Asch die Seitenangaben der entsprechenden Beschreibungen als Hinweise für die Leser*innen gleich nach den Überschriften angeben (siehe Abb. 1). Diese Geste, die vor Ort gemachten Fotos selbst in die Reiseberichte einzufügen, passt auch zum Wahrheitsanspruch der Gattung, da die die Verfasser*innen abbildenden Fotos (siehe Abb. 2) die Leserschaft noch tiefer beeindrucken und dabei helfen können, mehr Authentizität zu gewinnen.

Als Demonstration dieser neuen Entwicklung wurden auch Reisebücher wie Alice Schaleks *Japan, das Land des Nebeneinander. Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei* (1925) publiziert, das als „Illustriertes Reisewerk“ mit 193 eigenen Aufnahmen erschien. Auch Reiseberichte, die ursprünglich keine Bilder beinhalteten, konnten in der neuen Ausgabe mit Fotografien von anderen Reisenden ergänzt werden: Die Neuauflage von Egon Erwin Kischs *China geheim* (1986) des Aufbau-Verlags wurde mit Fotografien Wilhelm Thiemanns versehen, der zur gleichen Zeit wie Kisch in China war. Die Kombination von Text und Fotografie betont dabei auch den Charakter der Reiseberichte als Textform, die aus verschiedenen Komponenten bestehen kann.

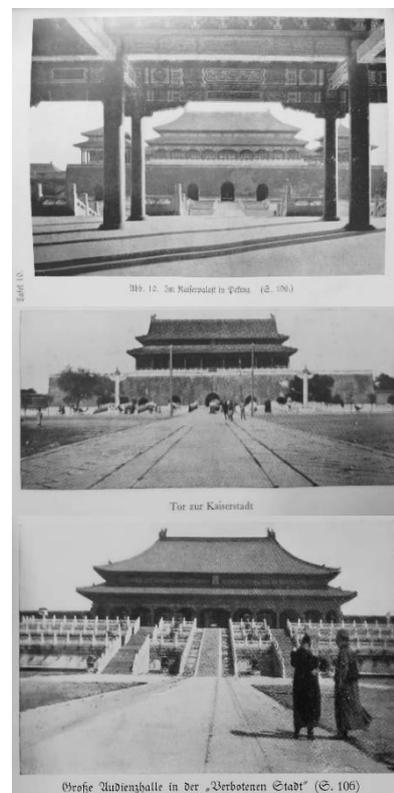


Abb. 1. Von oben nach unten: Fotos der „Verbotenen Stadt“ von Witte, Holitscher und Asch

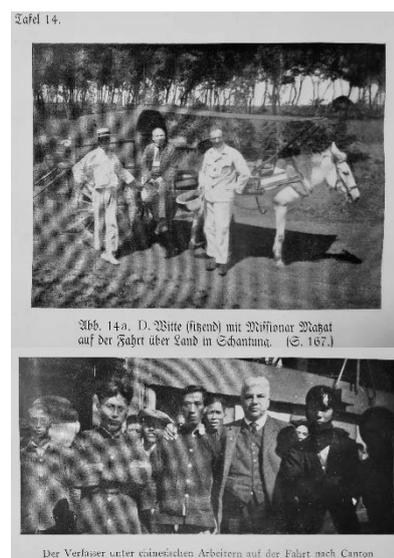


Abb. 2. Von oben nach unten: Fotos der Verfasser unterwegs von Witte und Holitscher

Auch ohne die Einführung dieses neuen Mediums kann eine Sammlung von Reiseberichten unterschiedliche Textformen verbinden. Wie Peter J. Brenner konstatiert, geht es in Klaus und Erika Manns *Rundherum* (1929) um „eine Mischung aus Erlebnisbericht, Reportage und Klatschjournalismus, mit sozialkritischen Einsprengseln im Kisch-Stil und Trend-Meldungen in der Art eines postmodernen life-style-Magazins“ (Brenner 1997: 138). Ihre kurzen Berichte, auch über die chinesischen Städte Shenyang, Changchun und Harbin, ermöglichen es, die willkürlichen Interessenssegmente der Weltreisenden als Tourist*innen zu reflektieren. Diese Entwicklung des Reiseberichts und des Tourismus wurde mit dem Machtantritt des Nationalsozialismus, der in die Lebensformen des Alltags eingriff und viele Schriftsteller*innen ins Exil trieb, unterbrochen, obwohl der unpolitische Teil der Reiseberichte bzw. Reiseromane noch weiter gedruckt werden durfte, auf dem damaligen Buchmarkt jedoch weniger Resonanz fand.

4.2. Chinesische Städtebilder in der Literatur der Weimarer Republik

In Reiseberichten über China aus der Zeit der Weimarer Republik schildern die Schriftsteller*innen in der Regel ihre Wahrnehmung der bereisten chinesischen Städte. Einerseits ist dies darauf zurückzuführen, dass sie sich wegen der eingeschränkten Verkehrsmittel und der politischen Situation in China hauptsächlich in Städten aufhielten. Andererseits ist es ein Trend unter den Schriftsteller*innen der 1920er und 1930er Jahre, sich mit dem Motiv „Großstadt“ zu befassen.

Die literarische Städtebeschreibung erlebte schon Ende des 18. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Blütezeit, und zwar seitdem die Industrielle Revolution einsetzte. Georg Christoph Lichtenbergs Beschreibung einer Londoner Straßenszene vom 10. Januar 1775 in seinen *Briefen aus England* kann als eines der ersten Beispiele dieser Textart gelten (vgl. Kähler 1986: 163). Mit dem Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse während der Industriellen Revolution entwickelten sich die europäischen Städte immer schneller und verkörperten laut der Arbeit *Die deutsche Ideologie* von Karl Marx und Friedrich Engels im Jahre 1845/46 im Gegensatz zum Land

„bereits die Tatsache der Konzentration der Bevölkerung, der Produktionsinstrumente, des Kapitals, der Genüsse, der Bedürfnisse“ (Marx u. Engels 1978: 50), was nicht für alle Länder der damaligen Welt gelten kann, aber doch den Aufschwung der Städte in Europa bestätigt. Auch in Georg Simmels soziologischem Werk *Die Großstädte und das Geistesleben* (1903) wird „die Verdichtung der modernen Urbanität als ein[] neue[r] Bewegungs- und Erfahrungsraum“ (Keller/Siebers 2017: 121) deutlich dargestellt.

Unterbrochen vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs setzte sich das Wachstum der Städte in Europa in den 1920er und 1930er Jahren fort. Statistisch gesehen ist festzustellen, dass 1933 ein Drittel der deutschen Bevölkerung auf dem Land und ein Viertel in den Großstädten wohnte, während das Verhältnis 1910 noch 40:20 betragen hatte (vgl. Mai 2018: 72). Als ein Strukturelement der Modernität wies die Großstadt auf eine neue Lebensform hin, die „die Trennung von Wohnen und Arbeiten, von Familie und Freizeit“ (Mai 2018: 72) sowie das Aufkommen von neuer Technik und Medien im Alltag ermöglichte. Obwohl die älteren Generationen trotz der neuen Entwicklungen mental weiterhin autoritär und traditionell blieben und die Männer auch weiter viele Privilegien in der Gesellschaft genossen, nahmen die jüngeren Generationen die neuen Angebote – Sport und Ausflug, Tanz und Jazzmusik, Radio und Grammophon sowie Kino und Hollywood – an, wobei auch trotz der noch allgemein gültigen Geschlechterrollen die ‚Neuen Frauen‘ entstanden, die sich bildeten, eine Arbeitsstelle suchten sowie mehr Freiheit und Rechte beanspruchten (vgl. Mai 2018: 78–82). Diese jüngeren Männer und Frauen wurden von den neuen Trends des Zeitalters geprägt und förderten umgekehrt weiter die Entwicklungen vielfältiger Strömungen. Aber trotz ihrer Erfolge im damaligen öffentlichen Diskurs war diese „viel gerühmte Vielfalt des kulturellen Lebens in der Weimarer Republik [...] auch ein Zeichen der Orientierungslosigkeit, der oft rast- und ratlosen Suche nach neuer Ordnung, nach Sinnstiftung in dem ‚seelenlosen‘ technischen Zeitalter“ (Mai: 2018: 83). Einer der Orte für diese Suche war die Großstadt selbst: Die Reisen in Großstädte oder die Beschreibungen dieser Metropolen können Versuche der Schriftsteller*innen sein, neue Orientierungsmöglichkeiten zu finden.

Als ein bedeutendes Motiv taucht die Großstadt einerseits in den Romanen und Erzählungen dieser Zeitperiode auf, andererseits in kurzen Texten wie Feuilletons und Reportagen. Über die Stadt Berlin gab es z. B. laut Arthur Luthers Ortslexikon 1936 schon ca. 1000 Romane und Erzählungsbände, die größtenteils nach 1918 entstanden waren und auch als erzählte Zeit nach 1918 spielten (vgl. Kähler 1986: 73). Eines der bekanntesten Werke davon war Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* (1929), in dem sich die „gesamte Problematik des Berlinsujets in jenen Jahren, seine historischen und ideologischen Quellen, seine inhaltlichen und formalen Ausblicke, seine Wirkungsmöglichkeiten in der Gesellschaft“ (Kähler 1986: 72–73) bündelten.

Neben diesen großen Werken waren kürzere Feuilletons und Reportagen mit der Entwicklung der Presse in der Weimarer Republik ein Teil der Massenmedien geworden. Exponenten dieser Textsorte waren vor allem Walter Benjamin, Siegfried Kracauer, Joseph Roth und Franz Hessel²¹, deren Städtebilder von Berlin, Paris, Moskau u. a. die historischen Diskontinuitäten reflektierten, die „gewaltige[] soziale[], kulturelle[] und politische[] Dynamisierung, die die Moderne während der Weimarer Republik erfährt“ (Öhlschläger 2012: 557). Die europäischen Metropolen fungieren hier als symbolische Orte, die beobachtet und im Text dargestellt werden.

Die Reisen in Großstädte führten in der Weimarer Republik auch Schriftsteller*innen aus europäischen Metropolen in ferne Länder in Amerika, Afrika und Asien. Meistens als Journalist*innen betrachteten sie die fremden Städte und schrieben ihre Wahrnehmungen nieder, die schon während ihrer Reise in europäischen Zeitungen veröffentlicht und in manchen Fällen nach ihrer Rückkehr auch in Buchform publiziert wurden (vgl. Kapitel 4.1 in Bezug auf China).

Was das Motiv der Großstadt betrifft, nimmt die bisherige philologische Forschung über China meistens nur die Stadt Shanghai in den Fokus. Eine wichtige Monographie zu dieser Thematik ist Xu Fangfangs Dissertation „*Auch Shanghai hatte sich sehr verändert*“. *Der Wandel des Shanghai-Bildes in der deutschsprachigen Literatur 1898–1949* (2015). Die Verfasserin fasst in ihrer Arbeit verschiedene Forschungsprojekte über

²¹ Zu Benjamin und Kracauer vgl. Öhlschläger 2012; zu Roth vgl. Prümm 1988; zu Hessel vgl. Witte 2011.

Shanghai aus literarischer, historischer und kultureller Perspektive zusammen und stellt fest, dass bis dahin noch keine Monographie über das sich wandelnde Shanghai-Bild in der deutschsprachigen Literatur existierte (vgl. Xu 2015: 15–19). Durch eine Einteilung des Zeitraums in drei Abschnitte, nämlich vor, in und nach der Weimarer Republik, und die vergleichende Analyse unterschiedlicher faktualer und fiktionaler Texte wird versucht, „die Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Wandlungsdynamik“ (Xu 2015: 261) des Shanghai-Bildes herauszuarbeiten. Das Bild von anderen chinesischen Städten in der deutschsprachigen Literatur, insbesondere in der Literatur der Weimarer Republik, als das Motiv „Großstadt“ besondere Aufmerksamkeit auf sich zog, ist ein noch zu erforschendes Thema.

4.3. Auswahl der Reiseberichte über China in der Weimarer Republik

Um die Wahrnehmungen des revolutionären Chinas seitens deutschsprachiger Schriftsteller*innen anhand der von ihnen entworfenen Städtebilder vergleichend zu analysieren, ist es zunächst notwendig, die passenden Textgrundlagen auszuwählen. Berichte eignen sich in diesem Sinne besser als fiktive Romane oder Erzählungen. Denn während in Letzteren die Beschreibung von Land und Volk nur als Illustration des Handlungsorts fungiert, gerät in Ersteren der historische Diskurs nicht in den Hintergrund: Als literarische Gattung mit Wahrheitsanspruch können Reiseberichte die Wahrnehmungen und Erlebnisse der Reisenden vor Ort unmittelbar reflektieren und dieser Forschung somit am besten dienen.

Auf eine lückenlose Untersuchung aller Reiseberichte über China aus der Zeit der Weimarer Republik wird hier nicht abgezielt. Stattdessen konzentriert sich die vorliegende Arbeit auf das revolutionäre China in den Reiseberichten von politisch linksgerichteten Autor*innen, die tatsächlich nach China gereist sind, um die revolutionären Änderungen vor Ort für ihre Leser*innen zu beobachten und zu konturieren. Die dafür ausgewählten Schriftsteller*innen sind Arthur Holitscher, Egon Erwin Kisch, Lili Körber und Richard Huelsenbeck. Zur Zeit ihrer Reisen bestanden in China bereits revolutionäre Strömungen (spätestens seit der Xinhai-Revolution 1911); die

Gründung der Kommunistischen Partei Chinas 1921 unter dem Einfluss der Sowjetunion markierte einen Meilenstein sowohl in der Geschichte Chinas als auch in den weltweiten revolutionären Bewegungen. Für die linksorientierten Reisenden war „das revolutionäre China“ eine unentbehrliche Thematik, über die sie berichten sollten und wollten, um ihre Reiseberichte auf der jeweiligen lokalen Situation basierend zu verfassen.

Die Textanalyse der vorliegenden Arbeit beginnt mit Arthur Holitscher und seinen China-Reisereportagen in *Das unruhige Asien. Reise durch Indien – China – Japan* (1926). Mit dem Ruhm eines anerkannten Reiseschriftstellers, den er seinem ersten Reisewerk *Amerika heute und morgen* (1912 im Auftrag des S. Fischer Verlags) verdankte, reiste er im Auftrag desselben Verlags im Herbst 1920 in die Sowjetunion und im Winter 1925/26 nach Asien. Als Teilnehmer des Kongresses der II. Internationalen in Stockholm 1917 begeisterte er sich für die revolutionären Ideen aus Russland und die revolutionären Entwicklungen russischer Prägung in China, obwohl er kein Parteimitglied war. Als einer der ersten deutschen Schriftsteller*innen, die die Sowjetunion besuchten, illustrierte er neben den wenigen orientalistischen oder klischeehaften Momenten in seinen China-Reportagen auch die zeitgenössischen Bilder der chinesischen Städte Guangzhou, Shanghai, Beijing, Hongkong und Macao.

Holitschers Begeisterung für Russland, die von seiner persönlichen Reise in die Sowjetunion her stammt, findet bei Egon Erwin Kisch, „dem rasenden Reporter“, Echo (vgl. Kisch 1993a: 11–12). Kisch bereiste verschiedene Länder in Europa, Afrika, Asien und Amerika, über die er zahlreiche Reportagen mit sorgfältigen Recherchen und Ausarbeitungen schrieb. Sein bekanntester Band war *Der rasende Reporter* (1925), in dessen Titel einerseits sein Beiname seinen Ursprung hat. Andererseits hob er im Vorwort dazu auch die Bedeutsamkeit der „Sachlichkeit“ in Reportagen hervor und setzte damit seine Theorien zur Gattung der Reportagen durch. Was seinen politischen Standpunkt betrifft, spielten seine zwei Reisen in die Sowjetunion eine grundlegende Rolle. Trotz der Lebensgefahr, in die ihn seine Identität als Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs und Deutschlands im von Tschiang Kai-schek beherrschten China bringen konnte, trat er 1932 im Auftrag der Prager Zeitungen und des Erich Reiss Verlags die

Reise nach China an. Über Land und Leute verfasste er Reisereportagen zu verschiedenen Themen und sammelte und publizierte diese 1933 im Band *China geheim*.

Um die Perspektive der ‚Neuen Frauen‘ in der Weimarer Republik weiter in die vorliegende Arbeit miteinzubeziehen, ist die österreichische Autorin Lili Körber als Repräsentantin der in den Fernen Osten gereisten Schriftstellerinnen zu nennen: Sie schrieb nicht nur die Erfahrungen als eine selbstständige Frau auf Reisen auf, sondern stellte in ihren Reisereportagen auch ausführliche Städtebilder dar. Obwohl ihre Reisezeit von Juni bis August 1934 schon nach dem Machtantritt des Nationalsozialismus lag, hatte sich die Situation in China im Vergleich zu der Lage während Kischs Reise nicht sehr verändert. Der Zweite Japanisch-Chinesische Krieg (1931–1945) war damals schon wegen der Angriffe und Provokationen der japanischen Armee in manchen chinesischen Städten im Gange, während eine offizielle Deklaration des Aufrufs seitens der Kommunistischen Partei Chinas an alle Chines*innen zum Widerstand gegen die japanische Aggression erst 1937 nach dem Zwischenfall des 7. Juli erlassen wurde, der den landesweiten Ausbruch des Kriegs markierte. Aus diesem Grund sind auch Körbers Reisereportagen Teil der vorliegenden Forschung. Auf die Einladung eines der beiden japanischen Übersetzer ihres Erfolgswerks *Eine Frau erlebt den roten Alltag* (1932) hin machte sie sich wegen der erschwerten politischen Situation in Österreich 1934 fluchtartig auf den Weg nach Asien. Während der Reise wurde ein Teil ihrer Reisereportagen, wie auch bei Holitscher und Kisch der Fall, vorab in Zeitungen veröffentlicht und nach der Reise 1936 in Buchform unter dem Titel *Begegnungen im Fernen Osten* gedruckt. Ihre Reisereportagen über China werden im Gegensatz zum Teil ihres Werks über Japan in der Forschung bis auf einen einzigen Aufsatz kaum beachtet, weswegen es sich besonders lohnt, diese wertvollen Texte in der vorliegenden Arbeit zu interpretieren und zu erörtern.

Zum Vergleich mit den Reisereportagen der bisher genannten drei Autor*innen wird Richard Huelsenbecks Reisebericht *Der Sprung nach Osten. Bericht einer Frachtdampferfahrt nach Japan, China und Indien* (1928) ausgewählt und analysiert. Dies geschieht einerseits, um ein weiteres Beispiel für die Textform des Reiseberichts

anzuführen und damit auch zur Gattungstheorie beizutragen. Andererseits ist Richard Huelsenbeck als einer der Begründer*innen des Dadaismus (der sich in den 1920er und 1930er Jahren von dieser Bewegung selbst distanzierte und stattdessen in der journalistischen Tätigkeit sehr produktiv war) auch ein wichtiger Repräsentant des Zeitalters, der die Blüte der Publizistik in der Weimarer Republik reflektiert. Von Ende 1924 bis Mai oder Juni 1925 war Huelsenbeck zum ersten Mal als Schiffsarzt auf einer Weltreise nach Asien unterwegs, woraus sein China-Reisebericht resultierte. 1929 bekam er den Auftrag des Ullstein Verlags, noch einmal China zu bereisen, und veröffentlichte in diesem Zuge einzelne Zeitungsartikel und den Roman *China frisst Menschen* (1930). Obwohl Huelsenbecks Reisebericht *Der Sprung nach Osten* ähnliche Figurenkonstellationen und Thematiken wie der Roman *China frisst Menschen* aufweist, wird im Bericht die gesamte Frachtdampferfahrt in die fernen Länder beschrieben, während sich der Roman auf das Schicksal der deutschen Besatzung eines gesunkenen Schiffs und der verschiedenen Gruppen in China fokussiert. Als Reisebericht unterscheidet sich Huelsenbecks *Der Sprung nach Osten* auch von den Reiseberichten der oben vorgestellten Reporter*innen, indem der Verfasser seine persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen durch Gespräche und Erzählungen meistens in direkter Rede wiedergibt und während des ganzen Buchs einem linearen Handlungsablauf folgt, während sich die Reisereportagen, die in den nächsten Kapiteln zuerst erläutert werden, nicht an einer Handlung orientieren, sondern die Stationen der Reisen in jeweils eigenständigen Kapiteln darstellen.

5. Arthur Holitschers Reisereportagen: *Das unruhige Asien* (1926)

Arthur Holitscher (1869–1941) war „einer der letzten deutschsprachigen Schriftsteller Budapests“ (Herzog 2006: 20). Schon seit dem Gymnasium interessierte er sich für Literatur und entschloss sich im Jahr 1894, entgegen den Wünschen seiner Familie Schriftsteller zu werden. Damit wurde der Beginn seines Lebens als Reisender gekennzeichnet, der seitdem jahrelang zwischen Paris, München und Berlin unterwegs war. Trotz vieler literarischer Versuche blieb Holitscher erfolglos, bis er als Reiseschriftsteller seine Reportagen veröffentlichte und damit sowohl die zeitgenössische Leserschaft als auch die Anerkennung der zeitgenössischen Kritik gewann. Während seiner Reise durch China beobachtete er verschiedene Facetten der Städte und konturierte Städtebilder, die das revolutionäre China zur Zeit der Weimarer Republik in den Fokus rückten.

5.1. Der Reiseschriftsteller Arthur Holitscher und seine Chinareise

Im Jahr 1911 nahm Holitscher zum ersten Mal den Vorschlag von Samuel Fischer an, im Auftrag des Verlags acht Monate nach Amerika zu reisen (vgl. Chobot 2004: 105). Mit dem aus dieser Reise entstandenen Werk *Amerika heute und morgen*, „das 1912 erschien und 15 Auflagen erlebte“ (Herzog 2006: 33), erreichte Holitscher endlich seinen Durchbruch als Schriftsteller. Franz Kafka griff in seinem „Amerika“-Roman *Der Verschollene* (1927)²² zahlreiche Stellen von Holitschers Reportagen auf und verarbeitete sie. Im Herbst 1920 brach Holitscher als Auftragsreisender des S. Fischer Verlags auch in die Sowjetunion auf, für die er sich begeisterte, und publizierte 1921 sein Buch *Drei Monate in Sowjetrußland*, das auch von dem berühmten „Rasenden Reporter“ Egon Erwin Kisch hochgeschätzt wurde (vgl. Kisch 1993a: 11–12). Nach Asien reiste Holitscher im Winter 1925/26 noch einmal im Auftrag desselben Verlags, wobei er seine Erlebnisse bereits während der Reise niedergeschrieben und die einzelnen Kapitel druckfertig an Samuel Fischer geschickt hatte. Ab Januar 1926, während

²² In den frühen Ausgaben wurde der Roman unter dem vom Herausgeber Max Brod bestimmten Titel „Amerika“ veröffentlicht.

Holitscher noch in China war, begann Fischer, seine Reisereportagen über Asien in der verlagseigenen *Neuen Rundschau* zu veröffentlichen (vgl. Herzog 2005: 136; Herzog 2006: 24). Als Buch wurden seine Reiseberichte über Asien 1926 unter dem Titel *Das unruhige Asien. Reise durch Indien – China – Japan* veröffentlicht. Trotz seines Erfolgs als Reiseschriftsteller war Holitscher fast vergessen worden, als er 1941 in Genf starb. Robert Musil sprach ihm die Grabrede²³, wobei sich seine Worte „Wir nehmen von einem Mann Abschied, dessen Werk ihn überleben wird“ (Musil 1955: 553) innerhalb der folgenden Jahrzehnte nicht erfüllten.

Zusammen mit Kisch steht Holitscher auf der zwölf Autoren aufzählenden ersten offiziellen Liste der Nationalsozialisten für die Bücherverbrennung am 13. Mai 1933 im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*²⁴ (vgl. Krämer-Prein 1983: 296). Jedoch ist Holitscher der einzige Name auf der Liste, der in der Bundesrepublik bis heute wenig bekannt ist. Die Werke der anderen elf Schriftsteller auf der Liste sind „nicht nur in zum Teil umfangreichen Werkausgaben im Buchhandel erhältlich, sondern auch einer größeren Öffentlichkeit bekannt“ (Seifert 1984: 48). Nach dem Katalog der Deutschen Nationalbibliothek²⁵ wurden vor der deutschen Vereinigung nur vier Exemplare von Holitschers Werken veröffentlicht, nämlich die zwei Prosasammlungen *Reisen* (1973) und *Ansichten* (1979) vom Verlag Volk und Welt aus der DDR, *Ravachol und die Pariser Anarchisten* (1977) vom Verlag Freie Gesellschaft mit anarchistischer Tradition sowie *Der Narrenführer durch Paris und London* (1986) vom Fischer Taschenbuch Verlag. Erst in den letzten Jahren wurden mehrere Werke Holitschers neu verlegt. Darunter wurden

²³ Zu Holitschers Reisen und den biographischen Angaben vgl. Seifert 1984: 49–51.

²⁴ Die vollständige Bekanntmachung der am 11. Mai 1933 im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* vom 13. Mai 1933 festgelegten Liste lautet wie folgt: „Der Vorstand des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler ist sich mit der Reichsleitung des Kampfbundes für deutsche Kultur und der Zentralstelle für das deutsche Bibliothekswesen darin einig geworden, daß die zwölf Schriftsteller Lion Feuchtwanger – Ernst Glaeser – Arthur Holitscher – Alfred Kerr – Egon Erwin Kisch – Emil Ludwig – Heinrich Mann – Ernst Ottwalt – Theodor Plivier – Erich Maria Remarque – Kurt Tucholsky alias Theobald Tiger, Peter Panter, Ignaz Wrobel, Kaspar Hauser – Arnold Zweig für das deutsche Ansehen als schädigend zu erachten sind. Der Vorstand erwartet, daß der Buchhandel die Werke dieser Schriftsteller nicht weiter verbreitet“ (*Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* 1933: 1).

²⁵ Die untenstehenden Informationen über die neuen Nachdrucke von Holitschers Werken sind auf der Seite des Katalogs der Deutschen Nationalbibliothek mit den Schlüsselwörtern „Arthur Holitscher“ abrufbar (vgl. <https://portal.dnb.de/opac/simpleSearch?query=Arthur+Holitscher>, zuletzt online am 08.11.2019).

von tredition online 2012 neun Bücher veröffentlicht, von AsklepiosMedia 2014 eine Sammlung seiner Werke über seine Reisen auch online publiziert, vom Salzwasser Verlag im Jahr 2012 und 2013 zwei Sammlungen der Reiseberichte nachgedruckt und 2016 zwei Werke vom SEVERUS Verlag, der versucht, „lesenswerte antiquarische Kostbarkeiten zu neuem Leben zu erwecken“²⁶, aufgelegt. Dazu gab es noch einige neue Ausgaben in vereinzelt Verlagen. Jedoch findet die neue Bearbeitung der Werke Holitschers bisher selten ein Echo.

Trotz des geringen Bekanntheitsgrads bei der heutigen Leserschaft wurden Holitschers Werke, insbesondere seine Reisebücher, von den zeitgenössischen Literaturkritiker*innen der Weimarer Republik geschätzt. Indem er in seinen Berichten unmittelbare Beschreibungen der bereisten Länder mitteilt, lässt er die ferne Wirklichkeit nicht hinter dem Wunschbild eines Reisenden verschwinden. Diesen Prozess beschreibt Kurt Tucholsky in seinem Aufsatz in *Die Neue Bücherschau* im November 1927 als eine Weltreise eines weisen Kindes. Das Kind „erzählt nach Hause, was es gesehen hat [...] so bildhaft, so zart, so hinreißend und so klug“ (Tucholsky 1998: 624). Holitscher mit Leo Tolstoi (1828–1910) auf die gleiche Stufe stellend beschreibt Tucholsky die erstaunliche visuelle Lebendigkeit in der Schreibweise Holitschers, nämlich dass dieser „größte deutsche Reisende [...] Photographieraugen“ (Tucholsky 1999: 338) besitze, mit denen er Landschaft, Gesellschaftsbau und Menschen blitzartig einfange; die scharf kopierten Porträts und Fotografien würde die Leser*in nicht mehr vergessen (vgl. Tucholsky 1999: 338).

1925 kam Holitscher, der mit seinen Reisebüchern bereits Aufmerksamkeit erregt hatte, in Asien an. Laut seinem Kalender kennzeichnete seine Ankunft in Hongkong am 22. Dezember 1925 den Anfang seiner Chinaerlebnisse nach seinen Reisen nach Ägypten, Palästina, Ceylon und Indien. Von hier aus besuchte er Macao und machte sich am 29.

²⁶ Siehe Darstellung des SEVERUS Verlags, der im Mai 2016 Holitschers *Amerika heute und morgen* sowie *Charles Baudelaire* nach der Originalausgabe neu nachdruckte, unter <http://www.severus-verlag.de/> (zuletzt online am 08.11.2019). Zu den Nachdrucken im Ausland, die wieder Wert auf historische Werke legen, zählen z. B. *Amerika heute und morgen* (2016), *Reise durch das Jüdische Palästina* (2018) und *Drei Monate in Sowjet-Russland* (2018) des Verlags WENTWORTH PR sowie *Amerika heute und morgen* (2013) des Verlags HardPress Publishing, die beide in Großbritannien ansässig sind.

Dezember auf den Weg nach Guangzhou, wo er eine Woche verweilte. Danach reiste er von Hongkong nach Shanghai. Nach einem zweiwöchigen Aufenthalt bis zum 2. Februar 1926 reiste er weiter durch Tianjin nach Beijing, wo er das chinesische Neujahrsfest (12./13. Februar) miterlebte. Wiederum von der Hafenstadt Tianjin aus (22. Februar) fuhr Holitscher per Schiff weiter über Korea nach Japan. Damit endete seine achtwöchige Chinareise.²⁷ Während der Reise beobachtete er verschiedene Seiten der chinesischen Städte und entwarf Städtebilder, die im Folgenden analysiert werden sollen.

Vor allem legte Holitscher viel Wert auf die von Russland beeinflusste Revolution in China. Als junger Rebell kam er in der Jugend schon „in Kontakt mit dem sich als politische Bewegung formierenden Sozialismus“ (Chobot 2004: 101). Er nahm im Juli 1917 am Kongress der II. Internationalen in Stockholm teil und fand sich in diese Kreise revolutionärer Aktivität einbezogen. Seitdem engagierte er sich intensiver in verschiedenen linken Organisationen, obwohl er kein Parteimitglied war. Spannkraft und Schlagkraft wollte er der Revolution zuführen. Seine Reise 1920 in die junge Sowjetunion, die seine Sehnsucht nach dem Gefühl von Gemeinsamkeit und neuem Schaffen erfüllte, war auch eine der ersten Reisen einer deutschen Schriftsteller*in dorthin.²⁸ Im Gegensatz dazu war er von den Entwicklungen in Europa, insbesondere in Deutschland seit der Novemberrevolution 1918/19, enttäuscht, was er in seinem Reisebericht über den *Besuch bei Gandhi* in Indien ausdrückte, der auch ein Kapitel von *Das unruhige Asien* ist:

Die Völker Europas haben aus dem Kriege keine Lehre gezogen. Den Völkern Europas ist der Glaube abhanden gekommen. Sie glauben an nichts. Gott hat sie verlassen. Die Völker des Ostens, deren Leben durch die Religion bestimmt ist, sind durch den Krieg aufgewacht. Die Freiheitsbewegung von Marokko bis China ist Beweis. Es gibt in Europa wohl eine Bewegung, die eine religiöse Bewegung genannt werden kann: es ist der Kommunismus. Doch sie wird verkannt, mißdeutet, und zwar [...] von den Leuten, die sich als die reinen Demokraten ausgeben, die aber an einem leeren, formalen, seelenlosen Begriff der „Demokratie“ festhalten, im Kommunismus nur die Methode, die zu seiner

²⁷ Zu Holitschers Reiseroute vgl. Herzog 2005: 134.

²⁸ Zu Holitschers Reise in die Sowjetunion vgl. Chobot 2004: 107.

Herbeiführung dienen soll, die Diktatur des Proletariats, zu erkennen behaupten und die, wie bei uns in Deutschland, wohl die Tatsache nicht leugnen, daß es eine von Proletariern geschaffene Revolution war, die die feudale²⁹ Herrschaft des Kaisers umgestoßen hat, jetzt aber der Bewegung ein „Halt!“ zurufen, weil sie sich den Genuß der Früchte dieser Revolution nicht gefährden wollen (Holitscher 1926: 159).

Das ist laut Holitscher der Hauptteil seines eigenen Monologs am Anfang seines Gesprächs mit Gandhi (1869–1948), dem geistigen und politischen Anführer der indischen Unabhängigkeitsbewegung. Die Wichtigkeit und Notwendigkeit von „Glaube[n]“, „Religion“ oder „eine[r] religiöse[n] Bewegung“ hebt Holitscher in diesem Absatz mehrmals hervor, während der Kommunismus mit dem religiösen Glauben im Osten in Parallele gebracht wird. Einerseits übt Holitscher dadurch eindeutig Kritik an den Sozialdemokrat*innen in Deutschland, die den Spartakusaufstand im Januar 1919 gewaltsam niederschlugen. Andererseits bedeutet sein Respekt vor Gandhi keine Zustimmung zur Gültigkeit von Gandhis Lehren in Europa, die in Holitschers Augen „günstige Bedingungen der Rasse, des Klimas, der Bedürfnisse“ (Holitscher 1926: 159) voraussetzen. Sein Gespräch mit Gandhi ist eher eine Debatte zwischen der indischen und russischen Ideologie, wobei Holitscher Lenins Stellung in Europa als ebenso wichtig wie die Gandhis in Indien erachtet. Auf Gandhis Argument, dass Europa eine „lebendige Verkörperung [...] der Doktrin“ fehlt, erwidert Holitscher:

Einen Menschen gab es, [...] der eine für Europa anwendbare Doktrin auf diese Weise gelebt hat: Lenin. Heute, am 7. November, schwingt in Millionen junger, gläubiger Menschen der ganzen Welt die Begeisterung für seine Lehre und für sein Leben, das ebenfalls das Leben eines Armen, sich Opfernden, eines Befreiers war (Holitscher 1926: 160).

Holitscher verkündigt den indischen Schülern vor dem Gespräch mit Gandhi, dass der 7. November, der Jahrestag der russischen Revolution, eine „heilige[] Stunde [s]eines

²⁹ In der heutigen geschichtswissenschaftlichen Forschung wird Chinas Gesellschaftsform vor der Begründung der Republik China 1912 als „Absolutismus“ anstatt als „Feudalismus“ betrachtet. Kisch beschreibt das chinesische Theater auch als „höfisch-feudal“ bzw. „höfisch-feudalistisch“ (siehe Kapitel 6.3.3), was im damaligen Diskurs verständlich ist.

Lebens“ sei, den er „schon wiederholt in Rußland verlebt“ habe (vgl. Holitscher 1926: 157), und während des Gesprächs ergreift er auch weiter Partei für Lenin, den Bolschewismus, die Rote Armee (vgl. Holitscher 1926: 160–162). Am Ende seines Kapitels stellt Holitscher auf der Rückfahrt nach dem Besuch sogar fest, dass Lenin und Gandhi „de[r] Harte[] und de[r] Milde[], die irdischen Verkörperungen Gottes“ (Holitscher 1926: 168) seien. Deswegen ist es für Holitscher während seiner Asienreise wichtig, nach revolutionären Potenzialen zu suchen, die von russischer Prägung sind. Dieser Schwerpunkt, der auch während seiner Chinareise besteht, wird in seiner Reportage nachträglich selbst noch einmal konstatiert:

Wichtig für uns, die wir die Schicksale der russischen Idee verfolgen, ist: wie weit kann durch den Anschluß Chinas an Rußland die russische Idee gefördert, der Bestand Rußlands und seiner Idee in der Welt gesichert werden (Holitscher 1926: 284).

Darin besteht Holitscher zufolge die Bedeutung seiner Schriften über China. Er unterstreicht in seiner Autobiographie, dass seine Bücher nicht untergehen dürfen, nicht nur weil sie seine Erlebnisse während der Reise aufnehmen, sondern auch weil es bei seinen Werken um das Revolutionäre der „russischen Seele“ geht, denn sie „geben Kunde von einer Zeit, in der ein einmaliger, unerhörter Aufschwung das Erreichen dieses letzten großen Ziels [der Revolution; Anm. d. V.] verheißen hat. [...] Sie sind Dokumente, Lehrbücher einer einzig bedeutungsvollen Zeitepoche“ (Holitscher 1928b: 242). Um die revolutionären Phänomene während dieser Zeitepoche in China zu beobachten, blieb er lange in den Zentren der chinesischen Revolution Guangzhou und Shanghai und verfasste mehrere Reportagen über die beiden Städte, die im Band *Das unruhige Asien* gesammelt werden.

Im Zusammenhang mit dieser zentralen Wahrnehmung des revolutionären Stadtbildes ist in Holitschers Reportagen ein orientalistisch geprägtes Bild zu beobachten. Laut Gregor Streim wird Holitschers Blick von orientalistischer Prägung auf Asien zu Beginn seines Reiseberichts deutlich, nämlich beim Reflektieren seiner Beweggründe in einer Reportage: „O Ceylon, Benares, Penang, wundervolles fernes China, du heilige Geburtsstätte immer erneuter Legenden der Weisheit, der Befreiung, aufwachender, neu

erstehender Götterorient! – Ferner!“ (Holitscher 1926: 77). Nach Streim befolgt Holitscher insofern die Tradition der europäischen Orientpilger des 19. Jahrhunderts, als er sich durch die Reise in den fernen Orient von der „Atmosphäre dieses gottverfluchten entgötterten Okzidents“ (Holitscher 1926: 77) befreien möchte, wobei er die Kulis beobachte und „exotistisch gefärbt[.]“ schildere, und den Sieg der Chines*innen über die imperialistischen Kolonist*innen in den orientalistischen Eigenschaften der Kindlichkeit und Vitalität sehe (vgl. Streim 2011: 164–165). Mit einer weiteren Erläuterung der Zusammenwirkung von Orient und Okzident sowie der Sowjetunion verbindet Streim die orientalistischen Elemente bei Holitscher mit seinem revolutionären Schwerpunkt (vgl. Streim 2011: 166), was für die vorliegende Arbeit einleuchtend ist und später noch erläutert wird. Mit der Sehnsucht nach dem orientalischen „unermeßlichen Sagenland China“ (Holitscher 1926: 24) bereist Holitscher die Städte, in denen er neben dem ‚revolutionären Exotismus‘ auch die stereotypische sexuelle Exotik des Orients und viele verschiedene orientalische Elemente im lokalen Leben wahrnimmt, wobei die sexuelle Exotik kurz am Beispiel der niederen Prostitution in Shanghai (vgl. Holitscher 1926: 248–250) vorgeführt wird und eine kleinere Rolle bei Holitscher spielt.

Außerdem ist in Holitschers Reportagen auch ein klischeehaftes Chinabild zu erkennen. Ganz am Anfang seiner Reportagen über seinen nicht gelungenen Aufbruch nach Asien stellt er eine magische Geschichte der Roten Partisanen in einem von ihm gerade gelesenen Werk Ossendowskis vor, das die deutsche Übersetzung des Erfolgsbandes *Beasts, Men and Gods* (1921, dt.: *Tiere, Menschen und Götter*, 1923) von Ferdinand Ossendowskis sein dürfte (siehe Kapitel 4.1), und beschließt, „in China ein parodistisches Kapitel über ähnliche miraculöse Rettungen aus Todesgefahr zu fabrizieren“ (Holitscher 1926: 8). Anschließend berichtet er von seinem Besuch in Brindisi in Italien, wo er Mussolinis Wahlspruch auf den Fassaden der Häuser sowie überall Soldaten mit Schwarzhemden, Troddelmützen und Patronentaschen gesehen hat, und ein Plan für sein China-Kapitel fällt ihm gleich ein:

Ich sehe nicht ein, warum ich nicht ein paar solcher Operettengestalten in das China-kapitel hineinpraktizieren soll? Und das Pärchen von der Reling mit hinein, warum nicht

auch den Hatikwahspieler? Treibe ich nicht dem phantastischen Osten entgegen, dem unkontrollierbaren Asien, Bagdad, Engeddi, dem Persischen Golf, Singapore, Canton... (Holitscher 1926: 8).

Obwohl diese beiden Pläne für das China-Kapitel wegen Holitschers Armbruchs auf dem Schiff nicht verwirklicht werden, soll ihnen hier kurz Aufmerksamkeit geschenkt werden. Einerseits ist seine Assoziation der Operettengestalten mit China nicht zufällig, da Operetten damals schon ein klischeehaftes Chinabild in Europa verbreiteten (siehe Kapitel 2.2). Andererseits werden in seinen Plänen verschiedene orientalistische Elemente erwähnt, sowohl zauberhafte Figuren und Operettengestalten als auch das flirtende Pärchen eines Franzosen und „einer dunklen Schönheit aus Kowno“ (Holitscher 1926: 8) sowie Spieler der Hymne Hatikwah, die die Hymne der zionistischen Bewegung war und seit 1948 die Nationalhymne des Staates Israel. Zusammen mit der Sehnsucht nach den phantastischen fernen Ländern stellen sie das Bild des Ostens dar, das Holitscher vor der Reise hatte.

Neben den kurz direkt erwähnten orientalistisch geprägten und klischeehaften Wahrnehmungen der chinesischen Städte entwirft Holitscher in seinen Reportagen mit dem revolutionären China im Mittelpunkt verschiedene Bilder der Städte, die in den folgenden Unterkapiteln nach Typen und Städten dargelegt werden sollen.

5.2. Die Stadt als Wiege der Revolution

Zur Zeit der Reise Holitschers befand sich China in einer Periode, in der viele Menschen von der revolutionären Idee der Sowjetunion begeistert waren. Die Anziehungskraft des Marxismus wegen des Erfolgs der Oktoberrevolution sowie die Enttäuschung über andere europäische Ideen nach dem Ersten Weltkrieg führten dazu, dass sich immer mehr chinesische Intellektuelle für einen sozialistischen Weg interessierten. Ein Wendepunkt der chinesischen Revolution war die 4.-Mai-Bewegung im Jahr 1919, die vom diplomatischen Misserfolg Chinas auf der Pariser Friedenskonferenz ausgelöst wurde. Zuerst protestierten Studierende gegen den Versailler Vertrag, dann nahmen Arbeiter*innen und Kaufleute durch Streiks an der Bewegung teil, während sich viele

Intellektuelle engagierten.³⁰ Um weiter gegen den Imperialismus und Kolonialismus zu kämpfen, gründeten einige der führenden Intellektuellen schließlich im Juli 1921 die Kommunistische Partei Chinas, während die damalige Regierung der Guomindang unter der Führung von Sun Yat-sen in Guangzhou die Sowjetunion ab 1923 auch als Verbündete betrachtete, um von ihr unterstützt zu werden. Von 1924 bis 1927 fand die erste Phase der Kooperation dieser zwei Parteien in der Geschichte statt, wobei beide eng mit Moskau zusammenarbeiteten (vgl. Stahl 2014: 185–188). Für Holitscher, der die Sowjetunion 1920 bereiste und sie ein „Land der Utopie“ (Holitscher 1928b: 190) nannte, ist es aufschlussreich, zu spekulieren, wie die chinesischen Städte unter dem Einfluss der revolutionären Ideen aus Russland aussehen würden.

5.2.1. Guangzhou als „Hauptstadt des revolutionären Südchina“

Guangzhou war die erste Stadt auf dem chinesischen Festland, die Holitscher besuchte und beschrieb, und zwar vier Kapitel lang, während es über die gesamte Chinareise nur dreizehn Kapitel gibt. Obwohl die zu berichtende Zeit dieser Stadt, nämlich die Reisezeit von einer Woche, ziemlich lang ist, ist der Anteil der Berichte über sie im Vergleich dazu noch größer. Das verrät Holitschers Interesse an Guangzhou, vor allem, weil sie als die „Hauptstadt des revolutionären Südchina, [als] Hauptquartier des großen chinesischen Befreiungskampfes“ (Holitscher 1926: 208) funktioniert. Guangzhou ist so bedeutsam, dass Holitscher, um die Zuverlässigkeit seiner Reportagen zu verstärken, betonen muss, dass er mithilfe eines Dolmetschers des Auswärtigen Amts der Regierung Gespräche geführt habe, anstatt wegen der Fremdsprache wenig verstanden zu haben. Im ganzen Teil seiner China-Berichte wird die Anwesenheit einer Dolmetscher*in nur hier in seinen Reportagen über Guangzhou zweimal erwähnt (vgl. Holitscher 1926: 209, 225).

In Begleitung des Dolmetschers schaut sich Holitscher die Parade des Zweiten Kongresses der Guomindang im Januar 1926 an, der ihm zufolge den Beginn der Vereinheitlichung des städtischen und des Landproletariats und einen Meilenstein in der „großen Bewegung“ markiert (vgl. Holitscher 1926: 220). Ein großer Teil des

³⁰ Zur 4.-Mai-Bewegung vgl. Stahl 2014: 185–188; Vogelsang 2013: 507–509.

Aufmarschs dieser Parade besteht aus den verschiedenen revolutionären Gruppen in Guangzhou.

Als Erstes repräsentiert die Südarkmee Chinas militärische Ehren, die nach Holitscher überall zusammen mit der Revolution auftauchen würden, auch in Russland (vgl. Holitscher 1926: 217). Die russischen Methoden der Roten Armee finden in Holitschers Augen Eingang in die Formation der Armee, insbesondere in die Huangpu-Kadetten, die in der chinesischen Geschichte eine wichtige Rolle gespielt haben (vgl. Holitscher 1926: 222). Außer der Truppenschau gehören auch Studierende zu den revolutionären Teilnehmer*innen des Aufmarschs. Während einer Ansprache an der Universität gibt Holitscher einen Hinweis auf die „Aufgaben der Studentenschaft in den großen Freiheitsbewegungen“ (Holitscher 1926: 222) mit den Beispielen aus Deutschland und Russland, wo er angesichts Begeisterung der Zuhörer*innen über Bezüge auf Russland wieder die Verbundenheit zwischen China und Russland beobachtet. Weiter strömt der Zug der Arbeiter*innen über das Paradedfeld mit den bescheidenen, zerzausten Fahnen der Armut, die Holitscher „die heiligen Fahnen des Proletariats“ (Holitscher 1926: 211) nennt, sowie mit den Fahnen der südchinesischen Revolution und der Gewerkschaft. Sie lenken auch durch Stangen einen Drachenkopf, dessen phantastische Eigenschaften Holitscher nicht verneinen kann, jedoch erscheint er ihm „wie ein Überrest des alten, versunkenen China“ (Holitscher 1926: 211). Am Ende der Parade stellt er fest, dass er gesehen hat, was er zu sehen erwartet hatte (vgl. Holitscher 1926: 212). Genau durch die Beobachtung dieser revolutionären Gruppen wird seine Erwartung an die Parade, an Guangzhou, sogar ein wichtigster Teil seiner Erwartung an China befriedigt, da er vor allem einen Überblick über die chinesischen revolutionären Kräfte gewinnen kann.

Trotz der Kritik an dem Drachenkopf im Aufmarsch der Arbeiter*innen legt Holitscher viel Wert auf die proletarische Schicht der chinesischen Gesellschaft. Neben den Landarbeiter*innen, deren Bedeutung Michail Markowitsch Borodin (1884–1951), der Delegierte der Sowjets und politischer Berater der damaligen Südregerung Chinas in Guangzhou, im Gespräch mit Holitscher betont, zählen die Gruppe der Arbeiter*innen sowie die unterste Schicht der Kulis zu den revolutionären Kräften in der Stadt. Aus dem

Gesang der Kulis, den Kisch in Shanghai hört und mittels konkreter Poesie beschreibt (siehe Kapitel 6.2.3.1), besteht Holitscher zufolge ein harmonischer Teil der typischen Geräusche Guangzhous, der „die eigentliche Musik der menschenüberreichen, tobend lebendigen, Tag und Nacht glimmenden, glitzernden, glühenden Stadt“ (Holitscher 1926: 231) ausmacht. Der Gesang erinnert Holitscher zwar an den gleichen „Gesang der Beladenen [...] in Dardjiling“ (Holitscher 1926: 231) auf dem Land in Indien, der in Gedichtform mit einem sich wiederholenden Teil der Lautmalerei in seiner Reportage über Indien wiedergegeben wird, gefolgt von seinem eigenen Gedicht über seine Erlebnisse und Gedanken während der Indienreise (vgl. Holitscher 1926: 190–194). Aber in Guangzhou „singt ihn die Stadt“ (Holitscher 1926: 231). Damit hebt Holitscher die Vitalität der chinesischen Stadt hervor, die für die revolutionären Bewegungen von Bedeutung ist, wobei diese Vitalität auch als ein „exotistisch gefärbte[r]“ (Streim 2011: 165) Charakter des Orients verstanden werden kann. Auf der Straße dieser Stadt ist dieses Geräusch von Tagesanbruch bis in die tiefe Nacht zu hören. Die Szene wird in der Reportage folgendermaßen geschildert:

Der beladene, belastete, überanstrengte Körper des Volkes schafft sich sein Ventil, erleichtert sich irgendwie sein Los durch diesen Gesang. Oft klingt er ganz irrsinnig, unnatürlich gequetscht, wie das Gekreisch eines ungeölten Rades. Oft klingt er aber aufreizend, endet in einem Schrei, als habe der überlastete Bambus den schleppenden Körper entzweigebrochen, der scharfe, schneidende Strick die Kehle zerwürgt (Holitscher 1926: 231–232).

Der Gesang erleichtert das Los der Kulis einerseits dadurch, dass er das Tempo ihrer anstrengenden Arbeit entsprechend rhythmisiert (vgl. Holitscher 1926: 231), und andererseits durch seine aufreizende Kraft, die aus der Spannung im kreischenden, ungeölten Rad und im fast entzweigebrochenen Körper sowie in der zerwürgten Kehle entsteht. Trotz aller Schwierigkeiten versuchen die Kulis, immer weiterzuarbeiten und zu überleben. Eine solche Kraft „der unermüdlichen Vitalität des Orientalen“ (Streim 2011: 165) zum Vorwärtsgehen befindet sich nicht nur im Gesang der Kulis, sondern auch in ihrer Gestalt, die Holitscher in Shanghai betrachtet (siehe Kapitel 5.2.2).

Bisher ist festzustellen, dass Holitscher mehrfach russische Einflüsse auf die Revolution in Südchina, mit der zentralen Stadt Guangzhou als Beispiel, beobachtet, nicht nur in der Parade und seiner Ansprache, sondern auch im Gespräch mit dem kurz erwähnten Delegierten Borodin aus Russland. In seiner Beschreibung von Borodins Auftritt in der Parade zeichnet sich auch die Begeisterung der Chines*innen von der russischen Idee ab: „[E]ine riesige rote Fahne mit chinesischer Inschrift, dem Sowjetstern und seinen Emblemen, der Sichel und dem Hammer“ (Holitscher 1926: 211), die nach vorne geschobenen Russen auf der Tribüne und der auf die Schultern gehobene, den Hut schwenkende Borodin, der „wichtigste Mann“ (Holitscher 1926: 211) dort. Im Gespräch mit Holitscher, das der Autor „in kurzen Zügen“ (Holitscher 1926: 218) wiedergibt, konstatiert Borodin:

[...] das Beispiel des großen Rußlands, das sich befreit hat, wirkt hier wie überall in der Welt, besonders der „farbigen“, der orientalischen, im Kampf gegen fremden Imperialismus und lokale Feudalbedrückung (Holitscher 1926: 220).

Holitscher bestätigt die starke Wirkung des russischen Beispiels in seiner Reportage und ergänzt seine Beobachtung mit einer Meinung seines russischen Freundes, die vor seiner Abreise nach Asien geäußert worden sein soll:

[...] in China arbeiten die Engländer mit Dollars, die Amerikaner, die Japaner mit Dollars. Die Russen arbeiten auch mit Dollars, aber außerdem können die Russen auch mit dem nationalen Gefühl der Chinesen operieren, denn sie sind als asiatische Macht geographisch und kulturell die prädestinierten Verbündeten der anderen, benachbarten asiatischen Großmacht, und das ist der Vorsprung Rußlands in China, der von keinem andern Lande, auch nicht von Japan, eingeholt werden kann (Holitscher 1926: 221).

Russlands Beispiel wirkt in Südchina so tief, dass Holitscher während seiner Tage in Guangzhou oft an seinen ersten Besuch in Moskau im Herbst 1920 erinnert werden muss. Außer den Einflüssen auf die revolutionären Armeen, Studierenden und Arbeiter*innen hebt er hervor, dass die chinesischen Intellektuellen auch von der russischen ökonomischen und geistigen Idee erfasst sind, und zwar in stets wachsenden Scharen (vgl. Holitscher 1926: 220). Es ist auch bemerkenswert, dass die Frauen in Holitschers

Reportage unter den russischen Einflüssen emanzipiert sind: Die Studentinnen in der Parade in Guangzhou besitzen ebenso kurz geschnittenes Haar und ein verwegenes Gesicht wie ihre Moskauer Vorbilder (vgl. Holitscher 1926: 210), während arbeitende Frauen laut Borodins Erzählung auf den Sampans in Guangzhou (siehe Kapitel 5.4.2), in der Fabrik in Henan sowie auf dem Land klug, geschickt und erfahren in ihrer Tätigkeit sind (vgl. Holitscher 1926: 221). All diese Phänomene treffen den Nerv Holitschers, da es sein zentrales Anliegen ist, nach Beweisen für russische Einflüsse in China zu suchen, damit die Bedeutsamkeit und Richtigkeit der Sowjetunion, dieser dritten Macht „zwischen Orient und Okzident“ (Streim 2011: 166), bestätigt werden können.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das revolutionäre Bild der Stadt Guangzhou mit den Kräften aus den Gruppen der Armee, der Studierenden und der Intellektuellen, der Arbeiter*innen und der Kulis sowie der emanzipierten Frauen unter russischem Einfluss in Holitschers Reportagen detailliert aufgeführt wird. Dabei kritisiert er die europäischen Mächte, die zur Idee der „gelben Gefahr“ gekommen sind, um auf die in ihrem Sinne damals zurückgebliebenen Buddhist*innen und Konfuzianist*innen zu reagieren (vgl. Holitscher 1926: 223), und die vermutlich bald wegen ihrer eigenen Interessen und der einflussreichen russischen Idee in China eingreifen würden (vgl. Holitscher 1926: 225). Anstatt der Idee der „gelben Gefahr“ Gewicht zu geben, appelliert Holitscher an die Zuhörer*innen seiner damaligen Ansprache und die Leser*innen seiner Reportage, an eine „gelbe[] Hoffnung“ zu glauben, „die jedem revolutionär denkenden Sozialisten der Alten Welt durch die Fortschritte der proletarischen Idee im fernen Osten geschenkt worden ist“ (Holitscher 1926: 223). Als Repräsentant dieser Idee ist China mit der „Hauptstadt der Revolution“ Guangzhou von großer Bedeutung für ihn:

China ist jedenfalls der Brennpunkt eines neuen Weltgeschehens, allem Anschein nach eines neuen Weltkrieges. Die Chinesen, dieses nüchterne, durch seine jahrtausendealte Geschichte gewitzte Volk, wissen das und sind auf ihrer Hut. Vielleicht ist China, das Schicksalsland der östlichen Welt, die Geburtsstätte einer neuen Weltordnung (Holitscher 1926: 225).

Mit dieser Ansicht reist Holitscher weiter in die anderen chinesischen Städte, wo er noch mehr revolutionäre Ausprägungen wahrnimmt.

5.2.2. Studentenbewegung und Arbeitervereinigung in Shanghai

Während Holitscher die Studentenschaft in Guangzhou als revolutionären Bestandteil der Parade vorstellt, nimmt er die studentische Demonstration und deren Organisation in den Fokus seiner Reportage über das revolutionäre Bild der Stadt Shanghai. Zusammen mit dem proletarischen Streik in Guangzhou am 3. Juli 1925 bezeichnet Holitscher die Shanghaier studentische Demonstration am 30. Mai 1925 als einen „Wendepunkt in der Geschichte Chinas“, sogar als „Wendepunkt in der Geschichte der menschlichen Zivilisation“ (vgl. Holitscher 1926: 239). Die Ereignisse in Shanghai und Guangzhou führen dem Autor zufolge zu einer plötzlichen Vereinigung der „gesamte[n] nationale[n] Studentenunion des riesigen chinesischen Reiches [...] unter der revolutionären Parole Moskaus“ (Holitscher 1926: 240), um gegen die blutigen Niederschlagungen der revolutionären Bewegungen seitens der Großmächte zu kämpfen, was auch Holitschers Aufmerksamkeit erregt.

Vor der Analyse von Holitschers Beschreibungen der revolutionären Stadt Shanghai ist eine Passage seiner Reportage mit Hintergrundinformation seiner Reise bemerkenswert, die das erlebende Ich unmittelbar nennt und das Mitdenken der Leser*in erfordert:

Ich hatte in Schanghai unter erschwerenden Bedingungen einige Zusammenkünfte mit Studenten und Gewerkschaftsführern zu einer Zeit, da die Lokale der Studentenunion und der Trade-Union von der Polizei kontrolliert und die Organisation in gefährlicher Weise unterdrückt war. Ich gebe wieder, was ich von berufenen Vertretern der Arbeiterschaft und Studentenschaft gehört habe. In Schanghai verlebte ich nur wenige Wochen, konnte infolgedessen nicht alles genau nachprüfen, was mir berichtet wurde. In Peking aber habe ich mir dann Ergänzungen zu diesen Informationen geholt. Doch auch dieser Komplex von Mitteilungen würde mich noch nicht ermächtigen, über eine so schwierige und gefährliche Bewegung, wie die der Studenten in China, Kompetentes auszusagen – wenn ich nicht durch Stichprobe mit Menschen, Erfahrungen in bestimmten Kreisen Gewißheit

erlangt hätte, daß das mir Erzählte auf Wahrheit beruht und nicht lediglich dem phantastischen Sinn von jungen revolutionären Köpfen zuzuschreiben ist (Holitscher 1926: 240–241).

Tucholskys Kommentar zu Holitschers *Amerika heute und morgen*, dass sein Werk „die ganze Kunst, ohne ermüdende [sic] Einzelheiten den Kern zu geben, aber nicht mit der unverschämten Sicherheit des Zugereisten, sondern, zweifelnd, vorsichtig, voll Skepsis“ (Tucholsky 1997: 92) zeigt, gilt auch hier. Die skeptische Klärung in diesem Absatz entspricht dem Wahrheitsanspruch des Reporters. Wie in Kapitel 3.3 erläutert sollen Reiseberichte, insbesondere Reisereportagen, auf der Tatsache basieren, die von den Reisenden vor Ort beobachtet und miterlebt wird. Aber es ist, wie Holitscher meint, schwierig, während der Reise alles Authentische über die „schwierige und gefährliche Bewegung“ zu erfahren und nachzuprüfen. Deswegen fungiert diese Passage als Kundgebung der Quelle seiner gesammelten Informationen, die die Zuverlässigkeit seiner Reportagen verstärken soll. Daneben hinterlässt Holitscher der Leser*in auch die Frage, ob das Erzählte auch den „phantastischen Sinn von jungen revolutionären Köpfen“ enthalten könnte, wobei seiner Meinung nach eigentlich beispielsweise weitere Gespräche mit erfahreneren Revolutionär*innen nötig gewesen wären. Diese Frage stellt Holitscher auf diese Weise auch sich selbst, da er in dem folgenden Absatz gleich die jungen Revolutionär*innen mit unterschiedlichen Meinungen darstellt, denen er selbst nicht allen zustimmen könnte.

Diese jungen Revolutionär*innen sind also „Auslandsstudenten“ in der chinesischen Studentenschaft. Sie sind nach Holitschers Definition jene Studierenden, die im Ausland, wie z. B. in Europa, Amerika und Japan, wissenschaftlich ausgebildet wurden und nach China zurückgekehrt sind (vgl. Holitscher 1926: 241). Infolge der verschiedenen dominanten Strömungen im jeweiligen Land vertreten die Auslandsstudierenden verschiedene soziale und kulturelle Anschauungen. Als junge Funktionäre in der Regierung oder Akteure in Klubs spielen sie in der chinesischen Studentenschaft eine unentbehrliche Rolle. Während die aus Amerika zurückgekehrten Auslandsstudierenden laut Holitschers Reportage von den „amerikanischen Methoden des Industrialismus und

des öffentlichen Lebens“ und die aus Frankreich zurückgekehrten von der „chauvinistische[n] Gesinnung“ überzeugt sind, gehören die aus Japan zurückgekommenen zu einer nationalistischen, antijapanischen Gruppe, die besonders kräftig und zielbewusst ist. Außerdem ist es für Holitscher merkwürdig, dass es unter den deutschsprechenden Auslandsstudierenden „begeisterte und aktive Anhänger der russischen Freiheitsidee“ gibt (vgl. Holitscher 1926: 241).

Mit der weiteren Entwicklung der Studentenschaft, insbesondere seit jenem Shanghaier Maitag, entstehen auch neue Wandlungen in der Gruppe sowie um sie herum, die in Holitschers Schriften aufgezeichnet werden. Zunächst nimmt die Bedeutung der Auslandsstudierenden ab, außer von denjenigen, die die proletarische Revolution als Leitidee haben, während die ausländischen Lehranstalten, die versuchen, chinesische Studierende an ihre kapitalistische Idee zu fesseln, verlassen werden (vgl. Holitscher 1926: 242). Daneben ist das Ausschließen von nichtrevolutionären Professoren aus national-chinesischen Universitäten im Gang (vgl. Holitscher 1926: 242–243). Während dieser Entwicklungen wird der Studentenschaft also das Ziel einer proletarischen Revolution immer klarer, was auch Holitschers Erwartung erfüllt.

Eine andere Wandlung ist die immer enger gewordene Zusammenarbeit der Studierenden mit den Arbeitern. Anhand einer Unterredung mit Wu Chaoshu (1887–1934), einem wichtigen Beamten der Regierung in Guangzhou unter Guomindang, bekannt als C. C. Wu, führt Holitscher aus, dass die chinesischen Studierenden und Arbeiter*innen im Vergleich zu Europa zu einer homogeneren Schicht gehörten, weil damals in China noch keine bestimmten Klassen bestünden (vgl. Holitscher 1926: 219, 243). Damit verknüpft sich die studentische Bewegung eng mit der proletarischen Revolution. Holitscher findet es einleuchtend, dass das Zusammenwirken der Studentenschaft und des Industrieproletariats in China an die frühe russische revolutionäre Bewegung erinnert, nämlich „an die Vorbereitungen zur großen Revolution und ihrem endgültigen Siege“ (Holitscher 1926: 243), was er auf seinem Heimweg in Moskau gehört habe. Das ist auch eine Assoziation, die Holitscher ohne das von ihm erwähnte Gesagte haben

könnte. Diese in Moskau gehörte Meinung könnte auch ein Teil seiner Strategie sein, um die Glaubwürdigkeit seiner Argumentation zu erhöhen.

Neben der Zusammenarbeit mit den Studierenden kämpfen die Arbeiter*innen mit dem Streik gegen die Fabrikbesitzer*innen im Allgemeinen, und bereiten damit den Weg für die proletarische Revolution (vgl. Holitscher 1926: 243). Die Streiktechnik aus dem Westen haben sich die organisierten chinesischen Arbeiter*innen Holitscher zufolge innerhalb von zwei Jahren schnell angeeignet. Die Wurzel sieht er in der uralten Tradition der Gilde und des Geheimbundes in China (siehe Kapitel 5.4.1), die es den Chines*innen ermögliche, „Organisationsmaterial ersten Ranges“ zu werden, da sich die Chines*innen aufgrund dieser Tradition schnellstens für die Revolution organisieren ließen (vgl. Holitscher 1926: 236). Obwohl sich das organisierende Zentralkomitee der Gewerkschaften in Guangzhou befindet, spricht Holitscher von „einer Roten Internationale[n] unter den Arbeitern“ (Holitscher 1926: 245) in Shanghai, die trotz der Verfolgung seitens der imperialistischen und kolonialistischen Mächte eine kommunistische Jugendorganisation und ein wöchentlich erscheinendes Organ zur Erscheinung bringt (vgl. Holitscher 1926: 245).

Die Resistenzkraft und Vitalität der kommunistischen Organisationen in Shanghai bestätigt Holitschers Auffassung der Stärke der chinesischen Arbeiter*innen und auch die Fähigkeit des chinesischen Geistes, zwischen der Gewalt des modernen, industriellen Systems aus Amerika und Japan sowie der Parole zur Bekämpfung dieses Systems aus Russland nicht zerstört zu werden, sondern im Gegenteil: Man müsse „aus beiden Komponenten das notwendige Element des Fortschritts [...] gewinnen“, um den bestehenden kolonialen Weltimperialismus zu schwächen und schließlich zu vernichten, was Holitscher als „die Vorstufe für die kommunistische Zukunftsära der Menschheit“ betrachtet (vgl. Holitscher 1926: 245). In diesem Prozess sieht Streim „die spezifisch orientalischen Eigenschaften“ (Streim 2011: 165). Die „Unvereinbarkeit von orientalischem Wesen und westlicher Moderne“ (Streim 2011: 165) führe dazu, dass sich die Chines*innen dem industriellen System anpassen können, ohne angestrengte unausgesetzte Arbeitsleistung wie die Japaner*innen zu ermöglichen, weil sie keine

Maschine für mechanische Arbeit seien, sondern eine sich gegen das System aufbäumende Struktur des Körpers und der Seele besitzen (vgl. Holitscher 1926: 245–246). Widerstand leisten die Chines*innen gegen die fremden „Räubervölker“, wenn ihre eigenen Forderungen nach orientalischen Sitten verweigert werden, und unter den Aufständischen spielen die Kulis in Holitschers Augen mit den eigenartigen Kräften des Orients in ihrer Gestalt, wie im vorderen Kapitel über Guangzhou schon erwähnt, eine wesentliche Rolle:

[...] an dem Eingang des neuen, revolutionären Jahrhunderts des erwachten China steht, ungebrochen, formidabel, breitbeinig und mit aufgestreiften Ärmeln über dem sehnigen Bizeps eine bisher tief verachtete, unbekannte, drohende und grandiose Gestalt: der Letzte der Letzten, der Erste der Ersten, der Kuli! (Holitscher 1926: 246)

5.2.3. Der Kuli Nr. 204 in Beijing

Unter den Kulis im damaligen China gibt es Holitscher zufolge neben Schwerarbeiter*innen, Schwarzarbeiter*innen, Schiffs-, Bahn- und Magazinverlader*innen noch Rikschakulis, zu denen er während seiner Reise leicht Zugang erhalten kann. In einem späteren Kapitel über Beijing stellt er fest, dass fünfzehnhundert Rikschakulis in Shanghai in Streik getreten seien, um die tägliche Miete an Unternehmen zu reduzieren, während Rikschakulis in Beijing erst anfangen, sich zu organisieren (vgl. Holitscher 1926: 279). Es wird noch einmal herausgehoben, dass die Kulis sehr gut organisiert sind, indem der Kuli Nr. 204 detailliert beschrieben wird, mit dem Holitscher einen stillschweigenden fortdauernden Vertrag hat und mit dem er jeden Tag fährt. Auf seine Frage, ob es denn die anderen Kulis nicht störe, dass er nur sein ständiger Kunde sei, antwortet der Kuli, dass sich die anderen nicht darüber ärgern werden, weil er ihnen von seinem Verdienst abgibt und sie einander aushelfen (vgl. Holitscher 1926: 279). Hinter seiner Antwort erkennt Holitscher die Stärke dieser sich zusammenschließenden Menschenklasse.

Es ist bemerkenswert, dass Holitscher sein Kapitel über diesen Kuli einfach mit „Kuli Nr. 204“ betitelt. Obwohl es eine Beleidigung sein könnte, den Kuli anstatt mit dem Namen

nur mit der Nummer zu nennen, zeigt dies hier nicht Holitschers Vernachlässigung, sondern im Gegenteil seine Wertschätzung dieses Individuums und dieser Gruppe sowie sein Entgegenwirken gegen das Phänomen, dass ein Mensch der unteren Schicht in der Gesellschaft nur mit einer Nummer bezeichnet wird. Die Nummer wird gleich im Kapiteltitlel ironisch genannt, während er in diesem Kapitel sorgfältig seine persönlichen Eindrücke von diesem bestimmten Kuli Nr. 204 in Beijing schildert. Indem ein Individuum anstatt der Masse beschrieben wird, wie es in den meisten zeitgenössischen Reiseberichten der Fall ist, ergänzt Holitscher in seiner Wahrnehmung der revolutionären Prägungen in der Stadt eine Seite der Menschlichkeit. Durch seine direkte Begegnung mit diesem Repräsentanten der revolutionären Gruppe lernt Holitscher die alltäglichen und gedanklichen Einzelheiten des Kulis detaillierter kennen und stellt sie in seinen Reportagen dar.

Vor allem beeindruckt Holitscher die Sauberkeit der Kleidung und der Rikscha von Kuli Nr. 204 so sehr, dass sie in der Reportage mehrmals erwähnt wird und die Details seines Kissenüberzugs, Plaids und seiner Flasche mit Metallputztinktur, Bürste, Schnäuztuch und Esswaren beschrieben werden, um deren Sauberkeit zu unterstreichen (vgl. Holitscher 1926: 278–280). Am chinesischen Neujahrstag lässt sich Holitscher von ihm in sein Heim fahren, wo Holitscher trotz des Schmutzes im Hof von insgesamt vier armen Familien seine gut und nett gekleidete Familie trifft und ihr reinlich und hübsch eingerichtetes, kleines Zimmer besichtigt. Ein nach Holitschers Ankunft im Hof aufgehängter Lampion verkündet auch das lokale Neujahrsfest, trotz der Armut. Auf das alles ist der Kuli sehr stolz (vgl. Holitscher 1926: 280–282). Aus seinen Erzählungen, in denen er Holitscher über sein ganzes Leben berichtet, sowie aus Holitschers Erlebnissen mit ihm lässt sich die orientalische Lebenskraft der Kulis folgern, die der Reportage zufolge für das revolutionäre China von grundlegender Bedeutung sein muss.

Dieser Kuli setzt Holitscher auch in Kenntnis sämtlicher Antiquitätenhändler und der anderen Einrichtungen für Ausländer in Beijing. Es wundert ihn, dass der Kuli zuweilen auch auf kluge Ideen wie die von Tempel, Theater und Staatsamt kommen kann. Holitscher hält den Kuli für intelligent und beobachtet, wie er sich auf eine Fahrt zur

russischen Legation freut und sich dort für die rote Fahne begeistert, während er gegen die deutsche Legation gleichgültig bleibt und gegen die japanischen, englischen und französischen Gesandtschaften klare Abneigung zeigt, mit Speichel, Schimpfwörtern oder wilder Rede (vgl. Holitscher 1926: 278), womit auch Holitschers eigener Standpunkt impliziert wird. Hier werden nicht mehr nur die Attitüden des Kulis gegenüber den ausländischen Eindringlingen beschrieben, sondern auch die Meinungen des Autors über die Tätigkeiten der kolonialen Ausländer*innen geäußert, die im nächsten Kapitel noch weiter erläutert werden (siehe Kapitel 5.3).

Den Standpunkt des Kulis teilend ist Holitscher der festen Überzeugung, dass dieser Kuli leicht in eine höhere Schicht der Gesellschaft emporsteigen würde, wenn er eine bessere Abstammung hätte und gebildet wäre (vgl. Holitscher 1926: 279). Trotz seiner Bewunderung für die Persönlichkeit des Kulis legt Holitscher jedoch auch viel Wert auf das Bildungsniveau der revolutionären Kräfte. Das ist auch ein Grund dafür, warum er sich neben der Arbeiterbewegung immer um die Entwicklung des Revolutionären unter den gebildeten Studierenden und Intellektuellen kümmert und auch das Zusammenwirken aller Schichten willkommen heißen möchte.

5.3. Die Stadt und ihre kolonisierten Viertel

Während Holitscher viel Wert auf die revolutionären Städtebilder in China legt, schenkt er China auch als „Halbkolonie des Westens“ Aufmerksamkeit. Ab den beiden Opiumkriegen verlor China allmählich seine rechtliche und politische Souveränität. Infolge der Ungleichen Verträge wurden zuerst die Hafenstädte, schließlich auch die anderen Städte für ausländische Kaufleute und Konsulate geöffnet (vgl. Müller-Hofstede 2014: 821–822). In den Vierteln, in denen sich die Konsulate niederlassen, ist ein anderes Bild der Stadt zu beobachten, das Holitscher in verschiedenen chinesischen Städten bemerkt.

5.3.1. Verfallende Konzessionen in Guangzhou

Laut Holitscher sollte man, „ehe man die Zukunft ins Auge faßt, einen Blick in die Vergangenheit [...] werfen“ (Holitscher 1926: 212). Anstatt eine lange Abhandlung über die historischen Vorbedingungen der chinesischen proletarischen Revolution zu schreiben, besucht er zu Anfang seines Aufenthalts in Guangzhou die Insel Shamian, wo sich die damaligen Konzessionen der Engländer*innen, Französ*innen, Japaner*innen usw. befinden, und stellt seine Erlebnisse in seiner Reportage dar.

Während seines Spaziergangs auf Shamian schaut sich Holitscher die Villen der fremden Konsulate, die Paläste der ausländischen Banken, Freiflächen zwischen den Villen- und Palastreihen sowie Hotels und andere Anlagen an, die für die Geschäftsleute und Offiziere aller von Holitscher „Raubstaaten“ (Holitscher 1926: 213) genannten Länder gebaut sind, wobei Holitschers antikolonialistische Perspektive durch die Wortwahl angedeutet wird. Der Wohlstand dieser Kolonistenfamilien im idyllischen Viertel der Stadt wird „durch die berüchtigten Zollverträge und andere Vergewaltigungsmaßnahmen“ (Holitscher 1926: 213) erreicht, durch die die Fremden das ganze Land erobern möchten, was aber in Guangzhou schon scheiterte. Was die fremden Kanonenboote auf dem Wasser behüten, beschreibt Holitscher metaphorisch als „einen Leichnam“ (Holitscher 1926: 213), der wegen der ungepflegten Kanalisation, des verbrannten Grases und des umherliegenden Mistes stinkt. Der Beginn des Verfalls dieser Insel als Konzessionsgebiet markiert jener Schuss der proletarischen Revolution in Guangzhou im Juli 1925,

der mit seinem Knall, einem Zauberschlag, die ganze Insel, das künstliche Gebilde, in eine von Sandsackbergen, Schützengräben, Schießschartentürmen und bombensicheren Unterständen starrende, beschützte, bewehrte Festung mit vorgelagerten Kriegsschiffen verwandelt hat (Holitscher 1926: 213).

Die Festung, die Insel und die Anlagen darauf sind in Holitschers Augen absterbend und verödet. Auch wenn er selbst Zeuge eines Fußballspiels in Shamian ist, wie er in seinen Reportagen notiert, ist das Spiel nicht lebendig genug. Die Mannschaften sind nicht besonders gesellig untereinander und sitzen nach Nationalitäten geteilt auf den Bänken, während sie sich vereinigen werden, wenn es sich „um verteufelten Ernst, sozusagen

‚business‘, d. h. Maschinengewehre auf das herandringende chinesische Volk handelt“ (Holitscher 1926: 214). Diese Fremden sind sich darin einig, gegen das Revolutionäre in China zu kämpfen, um weiterhin ihre kolonialen Privilegien zu behalten, woran Holitscher Kritik übt. In Guangzhou, der Hauptstadt des revolutionären Südchinas, scheitert, wie von Holitscher erwartet, ihr Versuch, was zu einem verfallenden Bild der Shamian-Insel führt.

Die Chines*innen wenden sich auf Shamian gegen die feindseligen Fremden, indem sie am Aufstand teilnehmen und jenen Schuss abfeuern. Auch das nicht mehr lebendige Fußballspiel wird von einem chinesischen Knaben unterbrochen, da er den in den Fluss gefallenen Ball nicht auf den Platz heraufwerfen will und stattdessen den Ball geschickt auf die andere Seite wirft (vgl. Holitscher 1926: 214). Der Knabe gehorcht den ausländischen Eindringlingen nicht und die Revolutionär*innen in Guangzhou auch nicht. Sie dulden es nicht, dass die Fremden mit dem geraubten Vermögen in diesem Stadtviertel ein idyllisches Leben führen. Die Flut der Revolution, die China in Wallung versetzt, ist laut Holitscher über die Insel Shamian gerollt und hat sie verschluckt (vgl. Holitscher 1926: 212).

Im Gegensatz zu Shamian ist Dongshan das Konzessionsgebiet der den Chines*innen gegenüber freundlichen Ausländer*innen, wie z. B. der Russ*innen und Deutschen (vgl. Holitscher 1926: 215–216). Zusammen mit anderen Teilen der Stadt Guangzhou bleibt Dongshan lebendig. Am Ende der vier Kapitel über Guangzhou wird der Kontrast des Stadtteils auf Shamian zu der lebendigen Stadt hervorgehoben, indem eine Szene am Morgen in der Stadt aufgezeichnet wird:

Schrill und eigenwillig verscheuchen sie [die Hornsignale der Garnison; Anm. d. V.] den letzten Rest von Ruhe und Schlaf von der geschäftigen, stürmisch bewegten, ewig jungen Stadt, die sich zu regen beginnt, rasch besinnt, frisch und kräftig den neuen Tag anfaßt – während dort, [...] jenseits der schmalen Wasserader, die die beiden Brücken vom Körper der Stadt eher trennt, als daß sie sie mit ihm verbände, Schamien, das verdorrte, allein weiter schläft, in der Betäubung seiner abgeschnürten, blutleeren Agonie, die die

dampfenden, ohnmächtigen Kriegsschiffe auf dem Perlfluß vergeblich bewachen (Holitscher 1926: 232).

Obwohl der Verfall dieses kolonisierten Stadtviertels in Holitschers Augen nicht mehr gestoppt werden kann, werden die Konzessionen auf Shamian immer noch von Kriegsschiffen bewacht. Sie sind jedoch bereits „ohnmächtig“ geworden und können den kolonialen Eindringlingen nicht mehr so gut dienen, wie Lina Bögli es einst in ihren Reisebriefen beschrieben hat – sie konnte als Europäerin auf dem „Vulkan“ der chinesischen Streiks dank „den europäischen Kanonenbooten [...] unbehelligt“ (Bögli 1915: 276) bleiben. Anders als Bögli, die die revolutionären Ereignisse während ihrer Chinareise als Außenseiterin erlebt, freut sich Holitscher darüber, dass die chinesische proletarische Revolution schon in vollem Gange ist, und er betrachtet die antikolonialen Bewegungen als historische Vorbedingungen für diese Revolution, die auch zum Untergang der Kolonist*innen in den anderen chinesischen Städten führen wird.

5.3.2. Hongkong und Macao als Fremdenkolonien

Holitscher ist davon überzeugt, dass die Flut der Revolution, die die Shamian-Insel verschluckt hat, „in absehbarer Zeit das Gibraltar: Hongkong, verschlucken wird, in dem sich bereits dieselben Symptome des Absterbens, der Verödung und Ausdörrung zu zeigen begonnen haben“ (Holitscher 1926: 212). Es handelt sich in Hongkong, an dieser „Pforte des großen Reiches der Mitte“ (Holitscher 1926: 168), in Holitschers Augen auch um antikoloniale Kämpfe der Chines*innen, insbesondere gegen die englischen Eindringlinge. In der Beschreibung seines ersten Eindrucks von der Hafenstadt Hongkong stellt er bereits den kolonisierten historischen Hintergrund dar:

An den mächtigen Berg gebaut, der sich wie ein Riegel vor China schiebt, liegt Hongkong in der Morgensonne der Weihnachtswoche da, ein britisches Gibraltar des östlichen Meeres, bewacht von Kriegsschiffen aller Nationen, in dem zauberhaftesten Hafen, den meine von der Schönheit dieser Monate, dieser Erdenwelt nun schon fast wunden Augen je umfaßt und genossen haben... (Holitscher 1926: 196–197).

Vor seiner Ankunft in Hongkong war Holitscher schon in Ägypten, Palästina, Ceylon und Indien. Trotz viel erlebter Schönheit ist der Hafen Hongkongs für ihn am „zauberhaftesten“, was vor allem aus optischer Perspektive verstanden werden kann. Wegen des mächtigen Bergs gleich in der Nähe und der „Morgensonne der Weihnachtswoche“ ist die Landschaft für Holitscher wunderschön und beeindruckend. Zudem ist es bemerkenswert, dass vor diesem Absatz als Schluss eines Teils seiner Reportage, nach dem eine Leerzeile steht, ein bergauf laufender Trauerzug und eine bergab gehende Brautprozession als Demonstration der „irdischen Vernunft“ (Holitscher 1926: 196) beschrieben werden. Auch diese kontrastreiche Szene empfindet Holitscher wohl als zauberhaft. Darüber hinaus berücksichtigt er auch den kolonisierten Status dieses Hafens, der durch die analogische Bezeichnung der Stadt als „ein britisches Gibraltar“ hervorgehoben wird. Es ist für ihn zauberhaft, dass dieser Hafen trotz der kapitalistischen und kolonialistischen Kontrolle doch geographisch schön und sittlich unverändert traditionell geblieben ist. Die Bedeutung der geographischen Position der Stadt wird auch durch die Metapher des Bergs als „Riegel“ vor dem ganzen Land China verdeutlicht.

Von ihren kolonialistischen Tätigkeiten profitieren die Ausländer*innen zur Zeit von Holitschers Reise nicht mehr so sehr wie vorher. Unter dem Einfluss der Revolution in Guangzhou wird Holitscher zufolge über Hongkong als Hafen für die ausländischen Eindringlinge ein Boykott verhängt. Bewacht von dem Streikkomitee auf der anderen Seite des Perlfusses müssen die in Hongkong angekommenen fremden Waren über Shanghai in das Hinterland transportiert werden (vgl. Holitscher 1926: 200). Deshalb verliert Hongkong die wirtschaftliche Stellung als kolonisierter Hafen und sein Verfall ist laut Holitscher abzusehen.

Die kolonisierte und nun verfallende Stadt ist für ihn jedoch nicht zu bedauern. Er ist begeistert von den Bewegungen gegen „das Fossil Imperialismus“, nämlich:

Streik, Boykott, passive Resistenz, Aufklärung der Massen über ihr Recht und ihre eingeborene Kraft – Gandhi – Moskau! – (Holitscher 1926: 200).

Beeindruckt von seinen Erlebnissen in Indien und Russland schließt sich Holitscher diesen revolutionären Methoden an, die ihm zufolge stärker als die Waffen der imperialistischen Eindringlinge sind, obwohl er die Verteidigung des „harte[n]“ (Holitscher 1926: 199) britischen Volks als einen „letzten, verzweifelten Kampf mit Zähnen und Klauen“ (Holitscher 1926: 201) darstellt.

Spuren von Holitschers antikolonialistischem Standpunkt sind auch in seiner Schilderung des „portugiesischen Städtchen[s]“ (Holitscher 1926: 202) Macao zu finden. Die Ankunft der ersten Portugiesen in Macao schildert er wie folgt:

Sicherlich war zuerst der Abenteuergeist, der unersättliche Drang nach dem Neuen, Ungekannten, das sublime Lebenselement der Gefahr da, ehe sich die seßhaften, im Westen Europas verbliebenen Machthaber ihrer bedienten, um sie für Raub, Plünderung, tückischen Mord auszunutzen (Holitscher 1926: 202).

Anstatt die Kolonialgeschichte ernsthaft vorzustellen, erklärt Holitscher die Motivation der Portugiesen am Anfang von einer orientalistischen Perspektive aus und findet eine bessere Begründung für ihre Ankunft als den Kolonialismus. Dieser Satz kann eine einfache Ironie ohne „logische Phantasie“ sein, aber seine Schilderung geht weiter:

Diese Portugiesen, die sich hier vor einem halben Jahrtausend, auf öder, von Piraten umschwärmter Landzunge niedersetzten, angeblich, um ihre naßgewordene Ladung ein bißchen an der Sonne zu trocknen, sind jedenfalls als ganze Kerle anzusprechen, denn da saßen sie nun plötzlich, mitten im Meer, auf dem östlichen Kontinent von einem unbekanntem, rätselhaftem Volk umbrandet [...] (Holitscher 1926: 202).

Diese Szene ihrer Landung wird mit lebendigen Details dargestellt, obzwar Holitscher sie auf keinen Fall persönlich erlebt hat, und die Beschreibung kann auch keine Wiedergabe der geschichtlichen Dokumente einer qualifizierten Quelle sein. Es ist zu vermuten, dass die „logische Phantasie“ hier eine Rolle spielt, wobei sie auch zum künstlerischen Charakter der Reportage beiträgt. Wie Kisch feststellt, soll „der Schriftsteller der Wahrheit [...] das grauenhafte Modell mit Wahl von Farbe und Perspektive als Kunstwerk, als anklägerisches Kunstwerk gestalten, er muß Vergangenheit und Zukunft in Beziehung zur Gegenwart stellen – das ist logische Phantasie, das ist die Vermeidung

der Banalität und der Demagogie“ (Kisch 1993d: 399). Was Holitscher sieht, sind „zwei lebensgroße Kriegsschiffe der portugiesischen Republik“ im „niedlichen Hafen“ von Macao, deren „Kanonen auf die Fleischerläden und Fischweiberstände der bunten Uferreihe angelegt“ (Holitscher 1926: 202) sind. Holitscher beschreibt mit „logischer Phantasie“ ironisch die historische Szene der Ankunft der Portugiesen, um die Kolonialgeschichte von Macao und die Spannung zwischen den Angekommenen und dem „unbekannten, rätselhaften Volk“ lebendig und betont darzustellen. Diese Spannung wird durch die Beschreibung der Sampans, Fischerbarken und Frachtkähne noch verschärft,

die ebenfalls mit Kanonen gespickt sind; ein Boot hat ganze acht Stück nach allen Seiten gezückt, gegen die Seeräuber, die ihm die Fische und Kokosnüsse wegnehmen wollten und das Boot dazu. Die Barken sind uralt, über die Mündungen der Geschütze sind Kappen aus Wachsleinwand gezogen, aber es stimmt: die Gewässer des Tschu-kiang, d. h. des Perlflusses, sind von allerhand Gesindel bis auf den heutigen Tag unsicher gemacht, sogar unser Schiff, ein völlig seefester, ausgewachsener Küstenfahrer, mit dem wir aus Hongkong hergefahren sind, war mit eng vergittertem Deck, runden Eisentürmen und Schießscharten gesichert [...] (Holitscher 1926: 203).

Wen Holitscher mit dem Wort „Gesindel“ meint, scheint hier zunächst unklar zu sein. Aber der Vergleich seines Schiffes aus Hongkong mit den Sampans, Fischerbarken und Frachtkähnen, der mit den Worten „es stimmt“ eingeleitet wird, rechtfertigt die Bewaffnung der chinesischen Einwohner*innen und weist darauf hin, dass die Kolonist*innen das „Gesindel“ sind, das die Gewässer unsicher gemacht habe. Dass im Hafen von Macao Kriegsschiffe liegen, erinnert an die Szene auf der Insel Shamian in Guangzhou. Der Unterschied besteht darin, dass Shamian nach jenem Schuss der Revolution schon eine antiimperialistische Front mit Sandsackbergen, Schützengräben, Schießschartentürmen usw. geworden ist, während am Ufer von Macao lauter „uralt[e]“ Barken der Bevölkerung zu finden sind. Die portugiesischen Kolonist*innen in Macao gehen kein Risiko ein, auf ihren Gewinn aus dieser kleinen Landzunge zu

verzichten, wobei sie weder Rücksicht auf das Leben der lokalen Bevölkerung noch auf das der anderen „harmlose[n] Passagiere“ (Holitscher 1926: 203) nehmen.

5.3.3. Die ausländische Kolonie in Shanghai

Unter Bewachung der englischen, amerikanischen, französischen, italienischen und japanischen Kriegsschiffe steht auch die Stadt Shanghai (vgl. Holitscher 1926: 250). Während die Studentenbewegung und Arbeitervereinigung in Shanghai eine wichtige Rolle in der chinesischen proletarischen Revolution spielen, befinden sich hier auch viele ausländische kolonisierte Viertel. Obwohl Holitscher postuliert, dass Shanghai und Tianjin nach Shamian und Hongkong auch verfallen würden (vgl. Holitscher 1926: 245), kann er nicht verneinen, dass er in Shanghai eine sich ausdehnende Kolonie von Europäer*innen und Amerikaner*innen mit solidem Reichtum wahrnimmt. In seiner Reportage werden das nachbarliche englische und französische Viertel aufgezeichnet: breite Avenuen, eine protzig und frech in den verkehrsreichsten Stadtteil hineingesetzte Pferderennbahn, herrliche Gärten mit hohen Mauern, tropischen Bäumen und chinesischen Pavillons sowie Klöster in riesigen Parks (vgl. Holitscher 1926: 249). Hier sind auch ähnliche Anlagen wie auf der Shamian-Insel zu entdecken, die sich aber in Shanghai in einem lebendigeren Milieu befinden. Nicht nur die kalten Kriegsschiffe, sondern auch eine gemischte Polizei mit unterschiedlicher Herkunft stehen gegen das lauernde chinesische Volk auf dem Quivive (vgl. Holitscher 1926: 249–250). Daraus entsteht in der Stadt Shanghai die Spannung zwischen den kolonialistischen und den revolutionären Kräften.

Anstatt weiter über die Anlagen dieses kolonisierten Viertels zu schreiben, konzentriert sich Holitscher in seinen Schriften danach auf zwei Gruppen der Kolonist*innen, nämlich auf die Engländer*innen und Amerikaner*innen. Ihm zufolge betont und unterstreicht die Europäer*in, insbesondere die Engländer*in, dass sie fremd und abseitig in dem von ihr kolonisierten Land ist, um es „möglichst ausgiebig zu benutzen, auszusaugen und auszubeuten“ (Holitscher 1926: 251). Vor der lokalen Bevölkerung sowohl in Indien als auch in China, in Shanghai, empfindet die Engländer*in Hass, Verachtung und Angst.

Bei diesen komplexen Gefühlen kümmert sie sich trotzdem nicht um die lokalen Einwohner*innen, indem sie nur fertige Meinungen aus den Zeitungen zieht, anstatt nach der Wahrheit über das einheimische Volk zu suchen (vgl. Holitscher 1926: 250–251). Der Tonfall der von ihr gelesenen Zeitungen wird,

wenn von dem brütenden, hier und da aus seiner Lethargie die Augen aufschlagenden Chinakoloß die Rede ist, zu einem zitterigen Keifen: Bolschewismus! Die helle Angst treibt auf jeder Spalte mindestens dreimal ihr Wesen mit Bolschewismus, als ob das die einzige gültige Erklärung für das Phänomen der Befreiung wäre, für diese Welle von Freiheitswillen, die im Mai einmal über die Ufer geschlagen hat und jeden Augenblick abermals mit Blut, Gischt und Verderben in die Höhe zu schlagen droht (Holitscher 1926: 251).

Der Shanghaier revolutionäre Maitag hat also auch Einfluss auf die englischen Kolonist*innen, wobei diese laut Holitschers Reportage die antikoloniale Eigenschaft der Freiheitskämpfe sowie den flächendeckenden Befreiungsversuch des einheimischen Volkes nicht zur Kenntnis nehmen, sondern nur die parteipolitische Erklärung aus den Zeitungen in Betracht ziehen. Deswegen ist es zweifelhaft, ob das „unleugbare[] Talent zu kolonisieren“ (Holitscher 1926: 251) der Engländer*innen bei Holitscher tatsächlich Anerkennung findet, oder ob der Ausdruck ‚Talent‘ ironisch benutzt wird, da die englische Methode, einfach mit den besseren Waffen zu kolonisieren, in seinen Augen eigentlich „nicht mehr gilt“ (Holitscher 1926: 251). Holitscher konstatiert, dass das Prestige der Europäer*in in Shanghai wie in anderen Städten des Orients sinkt (vgl. Holitscher 1926: 251), was ein Beweis dafür sein kann, dass er ‚Talent‘ ironisch meint und die englischen kolonialistischen Tätigkeiten kritisieren will.

Anders als die kolonisierende Engländer*in beschreibt Holitscher die Amerikaner*in in Shanghai als „ein neues Element im Stadtbild, eine neue Art von Mitmenschen, eine neue Art von Gesinnung“, nämlich als „Weltreisende“ (Holitscher 1926: 254). Die Amerikaner*in scheint die „Sieger[*in]“ zu sein, die keine Befreiungskämpfe im Inland hat, um den Erdball reist und sich „das erste Volk der Welt“ (Holitscher 1926: 255) nennt.

Aber wenn man genauer liest, ist aus Holitschers Schriften abzuleiten, dass auch die Amerikaner*in kein Vorbild für Holitscher sein kann:

Flirt, aus siebzig Gängen bestehende Speisekarte, nachmittags Tanz und Shopping in den Hafestädten, die man anläuft, das ist der Sinn der Weltumsegelung. [...] Sie sind die Herren der Welt: flirtend, tanzend, sich reichlich nährend, gute Dollars um sich streuend, zirkeln sie rund um den Erdball. Sie sind die Sieger. Ein Land, ein Volk, ein Kontinent zuckt in Befreiungskämpfen, in Geburtswehen [...] – sie aber, die Herren der Welt, reisen und reisen, ziehen und kreisen unaufhörlich um den Erdball. Ihr Gott ist der Erfolg (Holitscher 1926: 255).

Holitscher bleibt bei seiner Beschreibung der Amerikaner*innen nüchtern und übt an ihnen keine direkte Kritik. Er nimmt an, dass die Amerikaner*innen ihre „von Erfolg und Geld gekrönte[] Weltmachtstellung“ (Holitscher 1926: 254) aufgebaut haben und sie bewusst überall hinbringen. Diese Weltanschauung gewinnt zu der Zeit von Holitschers Reise in manchen chinesischen Städten Einfluss (siehe Kapitel 5.4.2), wird aber von Holitscher nicht wie die russische Idee hochgeschätzt. Die Amerikaner*innen sind für ihn Außenseiter*innen der großen Revolution auf der Welt, während sie in Shanghai die Identität als Kolonist*innen weiter genießen.

5.3.4. Das Gesandtschaftsviertel in Beijing

Während Shamian damals ein fremdes Konzessionsgebiet innerhalb der revolutionären Stadt Guangzhou ist, betrachtet Holitscher das Gesandtschaftsviertel in Beijing als „ein[en] Fremdkörper im Fleische der Hauptstadt der Republik, der ehrwürdigen Stadt des Chinesenvolkes“ (Holitscher 1926: 274). Gleich wie Shamian liegt nach Holitschers Beschreibung dieses Viertel unter Bewachung der Schießscharten. Da es sich in der Stadtmitte statt am Meer befindet, unterscheidet sich das Beijinger Gesandtschaftsviertel von den bisher erwähnten kolonisierten Gebieten in China dadurch, dass es keine Kriegsschiffe der ausländischen Armeen, sondern eine hohe Mauer sowie einen breiten Sandstrich als ein Glacis und eine Schussfläche um sich herum hat, wobei die vorher verkehrsreichen Straßen entfernt wurden (vgl. Holitscher 1926: 274).

Laut Holitschers Reportage zögern die Eindringlinge aus Europa und Amerika, wenn sie ihre Finger nach dem Innern des chinesischen Wohnviertels in Beijing ausstrecken wollen, weil sie sich noch an den Boxeraufstand von 1900 erinnern. Deswegen sei das Gesandtschaftsviertel genau zwischen dem kaiserlichen Teil mit der Verbotenen Stadt und dem Wohnviertel der chinesischen Bevölkerung erbaut worden und so sorgfältig mit Mauern und Schussflächen sowie von Soldaten bewacht (vgl. Holitscher 1926: 274). Als Denkmal für den Boxeraufstand ist ein Mauerstück mit Kugelspuren und Ziegeltrümmern erhalten, das Holitscher nah am Tor der englischen Legation bemerkt und in seinen Schriften darstellt:

Mit schwarzen Lettern sind dort die Worte: „Lest we forget“ an die Wand gepinselt. Ein Memento an die Agonie, die die ausländischen Machthaber in diesen schaurigen Wochen der entfesselten Wut zu erleiden hatten. Memento mori auch für künftige Zeiten, so will mich dünken (Holitscher 1926: 274–275).

Die Worte „Lest we forget“ werden normalerweise in englischsprachigen Ländern benutzt, um zu vermeiden, dass der Krieg und dessen Folgen vergessen werden. Die englischen Eindringlinge haben dieses Denkmal errichtet, weil der Boxeraufstand zu einem richtigen Kampf gegen sie führte. Was für Holitscher noch mehr Sinn ergibt, ist die zukünftige Funktion des Mauerstücks als Erinnerungsort, als „Memento mori“, da er der festen Überzeugung ist, dass es noch weitere Aufstände gegen die Kolonist*innen geben werde. Obwohl das Leben der damaligen ausländischen Gesandten in Beijing gleich wie das Leben der Ausländer*innen in der reichen Kolonie in Shanghai „recht behaglich [...] wie in einem europäischen Kurort“ (Holitscher 1926: 275) sei, bedeutet das in Holitschers Augen keine ewige Stabilität des kolonisierten Viertels, da die Gesandten gegen die Entwicklung des revolutionären Chinas eingestellt sind.

Der bisher klar dargestellte antikolonialistische Standpunkt Holitschers findet in seinem Kapitel über das Gesandtschaftsviertel in Beijing eine weitere Grundlage, nämlich das problematische Recht der Exterritorialität, mit dem die Kolonist*innen laut Holitscher sowohl in Beijing als auch in Tianjin und Shanghai „allerlei fremdem Gesindel, portugiesischen, spanischen, brasilianischen Schmugglern, Spielern, Spionen und

Desperados Unterschlußf“ (Holitscher 1926: 276) gewähren. Von der Wortwahl her ist Holitschers Kritik an dieser Priorität der ausländischen „Usurpatoren“ (Holitscher 1926: 275) in China zu erkennen.

Seine Erlebnisse in den kolonisierten Stadtteilen in China zusammenfassend gelangt Holitscher zu der Schlussfolgerung, dass es nicht zu leugnen sei, dass die chinesischen Städte mit den fremden Konzessionen durch die fremden Eindringlinge und ihr kapitalistisches System der Zivilisation „gewisse Vorteile“ genossen haben, obwohl die Verbindung durch ungleiche Verträge und die Sicherung durch die überlegene militärische Ausrüstung realisiert werde (vgl. Holitscher 1926: 276). Aber für Holitscher gehört das alles zum vergangenen Zeitalter des Kolonialismus, während die antikoloniale Bewegung wie in Shanghai jeden Augenblick in Beijing stattfinden wird. Die chinesischen Völker werden nach Holitscher an der Bewegung teilnehmen, nach der es kein „Lest we forget“ als Erinnerung für die Eindringlinge geben werde, was auch ihren endgültigen Untergang kennzeichnen werde (vgl. Holitscher 1926: 277).

Holitschers Erfahrung mit den kolonisierten chinesischen Stadtteilen beginnt mit der Insel Shamian in Guangzhou, die durch die historischen Ereignisse und die von ihm beobachtete Situation demonstriert, dass die antikolonialen Bewegungen in Holitschers Augen als historische Vorbedingungen für die chinesische proletarische Revolution fungieren, und endet mit seinen Gedanken über die geschichtliche Entwicklung der Kolonien in China sowie die zeitgenössische und zukünftige antikoloniale Bewegung. Daraus ergibt sich, dass er bei der Beobachtung des kolonisierten Chinas auch immer auf seinen Fokus der Revolution zurückgreift. In seinen Reportagen sind nämlich direkte Anknüpfungspunkte zur Revolution der Volksbefreiung und zur antikolonialen Bewegung zu finden.

5.4. Die Stadt als Bazar

Alles ist, besonders in den großen Städten, ordentlich, blitzblank ausgerichtet und hingestellt. Vom pittoresken Schmutz Indiens, vom farbigen Halbdunkel Indiens keine Spur (Holitscher 1926: 199).

Mit orientalistischem Blick stellt Holitscher seinen ersten Eindruck von den „Bazarstraßen“ (Holitscher 1926: 205) in Hongkong dar: In dem moderneren Städtebild der kommerziellen Viertel nimmt er den Unterschied zwischen China und Indien wahr, wobei die Schönheit der Natur im Fall von Indien und die Ordnung und Sauberkeit der Großstadt im Fall von China eine deutliche Rolle spielt. Während seiner Reise zeichnet er neben dieser ersten eindrucksvollen Straßenszene noch verschiedene Seiten der chinesischen Stadt als Bazar.

5.4.1. Hongkong und Macao geschäftig

In den Absätzen über die Hongkonger Bazarstraßen beschreibt Holitscher seine Begegnung mit den Geschäftsleuten, wobei sich der Unterschied zwischen der ‚Natürlichkeit‘ der Inder*innen und der ‚Ordnung‘ der Chines*innen nicht auf die Perspektive der Straßenszene beschränkt, sondern sich auch auf die Erscheinung des persönlichen Charakters erstreckt. Alle chinesischen Geschäftsleute tragen Holitscher zufolge eine bestimmte Uniform, eine schwarze Seidenmütze, selten einen langen Bart und kaum einen Zopf mehr (vgl. Holitscher 1926: 199). Obwohl sie nicht feindselig sind, fühlt man sich unter ihnen nicht unbeschwert [...] Man hat den Eindruck, daß ihr freundlich einladendes Lächeln auch nur uniform ist, merkantiler Gepflogenheit entspringt – die offene, liebliche Kindlichkeit des Inderlächelns fehlt diesen Gesichtern. Energie, Betriebsamkeit, undurchsichtige Höflichkeit und noch etwas, was mir am ersten Tage schon auffällt. [...] Hartes Volk, vielleicht herzlos (Holitscher 1926: 199).

Unter den chinesischen Geschäftsleuten entwickelt sich diese Einheitlichkeit des Aussehens, sogar des Lächelns, damit sie unter dem Deckmantel kommerzieller Sitten Geld verdienen können, ohne um Sympathie zu bitten. Wenn Holitscher einem Wahrsager eine kleine Silbermünze gibt oder einen Rikschakuli durch seinen Ausstieg vor einer steilen Brücke schont, schlägt ein Gelächter an (vgl. Holitscher 1926: 199). Deswegen stellt Holitscher fest, dass die chinesischen Geschäftsleute hart und vielleicht herzlos seien und sich nur um die kommerziellen Regeln und den Gewinn kümmern. Der Trick verstecke sich auch in ihrer Sprache beim modernen, internationalen Geschäft –

Pidgin-Englisch. Holitscher betrachtet ihr Pidgin auch als kindlich, aber gleichzeitig würden durch dieses putzige Idiom und die kindlichen Sprachfehler „viel Verschlagenheit, Nichtverstehenwollen, gebotene Vorsicht und allerlei tückische Fallen“ (Holitscher 1926: 198) gedeckt. Anders als Holitscher erforscht Kisch die Geschichte dieser Sprache (siehe Kapitel 6.2.2), die von den Europäer*innen erfunden und in ihrer Kommunikation mit den „Farbigen“ bevorzugt werde, er kritisiert den „Imperialismus in seiner Sprachschöpfung“ und schätzt den Europäer*innen gegenüber die Weisheit der Chines*innen (vgl. Kisch 1953: 211–212). Bei Holitscher findet aber der Charakter der chinesischen Kaufleute keine richtige Anerkennung, wobei „Kindlichkeit“ und „Betriebsamkeit“ die Leser*in immer wieder an die orientalischen Stereotypen erinnern. Im Gegensatz zum Pidgin-Englischen bewundert Holitscher die chinesische Sprache als „eine Sprache von höchster geistiger Modulationskraft, gegen die keine europäische aufkommt“ (Holitscher 1926: 198). Er konstatiert, dass diese Sprache unglaublich viele Synonyme und Ideenassoziationen besitze und anstatt mit einem einfachen Alphabet mit einem Wortschatz von etwa 40 000 Schriftzeichen ausgestattet sei, während es in einer Zeitung schon 4000 Ideogramme gebe. Holitscher ist fest überzeugt:

Diese Schriftzeichensprache [...] ist Rückgrat, Schicksal und Schlüssel zum Verständnis des uralten Kulturvolkes. Es liegt ihr eine Idee von Dauer zugrunde: Anschauung der Natur und symbolische Darstellung durch Runen unserer Beziehung zu den ewigen Dingen (Holitscher 1926: 198).

Es ist bemerkenswert, dass Holitscher die Chines*innen als ein „Kulturvolk“ ansieht und nicht nur auf die Sprache selbst, sondern auch auf die permanente Idee dahinter viel Wert legt. Um ein Beispiel herauszugreifen, stellt er „Itsching, das alte Zauberbuch, die Fibel der Chinesen“ (Holitscher 1926: 198) vor, das in den 1920er Jahren durch Richard Wilhelms Übersetzung *I Ging. Das Buch der Wandlungen* (1923) allmählich im Westen bekannt wurde und vermutlich von Holitscher vor seiner Chinareise gelesen oder zumindest erfahren worden ist. Holitscher kennzeichnet die in *I Ging* benutzten geraden oder gebrochenen Linien als „einfachste[] Schriftzeichen“ (Holitscher 1926: 198) des Chinesischen, obwohl sie eigentlich keine Schriftzeichen der Sprache sind. Trotz dieses

bewussten oder unbewussten Fehlers ist *I Ging* mit den Zeichen und den Grundelementen der Natur für Holitscher genau das richtige Beispiel, um den Reichtum der chinesischen „Religion, Ethik, Gesellschaftsmoral und Nationaltradition“ (Holitscher 1926: 198) zu zeigen. Daraus lässt sich ableiten, dass Holitscher schon bei seiner ersten Station in China einen Teil der traditionellen chinesischen Stadt kennengelernt hat, obzwar es auch möglich ist, dass er immer nur nach den exotischen Elementen den orientalischen Stereotypen entsprechend sucht, ohne die wirkliche Kultur anzuerkennen.

Am Ende dieses ersten Tages in China schaut sich der Autor vom Hafen aus die ganze Stadt mit der alten Tradition sowie dem flächendeckenden modernen Licht an, von den Lichtketten um den Berggipfel über die weißen Fenster der Villen auf den Bergterrassen bis unten auf der Straße, im Warenhaus, Hotel, Wolkenkratzer usw. – die ganze Stadt liegt „von oben bis unten in Licht“ (vgl. Holitscher 1926: 201). Die kindliche Freude der Chines*innen, „dieses alte[n], nimmer ermüdete[n], lebendige[n], unbändige[n] Volk[es]“ (Holitscher 1926: 202), stellt Holitscher als ein deutliches orientalisches Element dar und erwähnt es in späteren Kapiteln noch vielmals. Das moderne Licht, das einen der wichtigsten Teile des chinesischen Städtebildes, insbesondere der Straßenszenerie der kommerziellen Viertel, formiert, wird von Holitscher symbolisch benutzt, um die Lebenskraft der Chines*innen auf der Seite des Orients zu betonen.

Für ein anderes Symbol der orientalischen Vitalität in China, nämlich den Knall, ist Holitscher zufolge Macao bekannt. Der Stadt Hongkong als Seehafen unterlegen, setzt sich Macao industriell für die Herstellung von Knallbonbons, Neujahrskrachern sowie Feuerwerken ein, „das ein wesentlicher Bedarfsartikel des licht- und lärmüsternen Chinesen ist“ (Holitscher 1926: 203), obwohl diese Industrie nicht unbedenklich und ungefährlich ist. Neben dieser bekannten Industrie ist das Hauptgeschäft in Macao das Spiel, weswegen Holitscher die Stadt „eine einzige Spielhölle“ (Holitscher 1926: 204) nennt. Die Stadt ist voller Anlagen für Majiang und viele andere Spiele, wobei Holitscher jedoch der Ansicht ist, dass die Bevölkerung nicht wegen des Spiels verworfener sei als in den anderen Hafentädten, sogar im Gegenteil, weil laut Holitscher in der Spielethik

eine Art Vertrauen entstehen kann (vgl. Holitscher 1926: 207), was wieder die orientalische Kindlichkeit hervorhebt.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass Holitscher im Stadtbild von Hongkong und Macao insbesondere auch kommerzielle Märkte beobachtet und notiert. Obwohl Hongkong vom revolutionären Boykott in Guangzhou beeinflusst wird (siehe Kapitel 5.2.2), ist im Stadtbild eine Mischung aus der wirtschaftlichen Begegnung mit den Ausländer*innen, der alten chinesischen traditionellen Kultur und dem viel genutzten modernen Licht wahrzunehmen, während die Industrie des Knalls und das Spielgeschäft in Macao typisch sind, wobei orientalische Elemente in Holitschers Reportagen immer eine unentbehrliche Rolle spielen.

5.4.2. Rummel in den Hauptstraßen von Shanghai

In Hongkong erlebt Holitscher „Licht, Knall, Glanz, Geräusch“ (Holitscher 1926: 201–202) dieser chinesischen Stadt, doch im Vergleich dazu findet er später auf der Nanjing-Road in Shanghai die „bunten Flaggen, Lacktafeln und über die Straße gespannten Reklamegirlanden [...] aufdringlicher, lustiger und greller“ (Holitscher 1926: 247). Als die Hauptstraße der Stadt und „Hauptarterie des Verkehrs“ (Holitscher 1926: 247) ist die Nanjing-Road

am Tage von einem kreuz und quer dahinschießenden Gewirr und Gewimmel, von ohrenzerreißendem Gequäke, Geklingel und Getrommel und von einem die Augen ausbohrenden Lichtgerinnsel, Geflimmer, Gezucke bis spät in die Nacht hinein erfüllt und erschüttert (Holitscher 1926: 247).

Das laute Geräusch und das allzu sehr präzente Licht werden von Holitscher durch eine Reihe von Wortbildungen mit dem Präfix „ge-“ lebendig dargestellt. Akustisch besteht dieser Lärm auf der Straße aus dem Verkehr, den Passant*innen und dem Geschäft, wobei Trommler und Trompeter vor dem offenen Fenster in den Dachkammern der Läden die Gassen zusätzlich noch mit dem Klang der Instrumente füllen. Optisch gibt es neben den Reklametafeln, Fahnen und Girlanden noch allerlei Licht und Lichtreklamen in der Nacht, worauf sowohl chinesische Schriftzeichen als auch englische Buchstaben zu finden sind,

um die europäischen Kund*innen anzuziehen (vgl. Holitscher 1926: 247–248). Dieses Straßenbild der orientalischen Vitalität ist so eindrucksvoll für Holitscher, dass er selbst in seinem Kapitel über Japan die Straßen in Tokyo noch mit den chinesischen vergleicht und schlussfolgert, dass das japanische Straßenbild „nicht so stark belebt durch flatternde schwingende bunte Fahnen, Reklameschilder, wie die chinesische Geschäftsstraße“ (Holitscher 1926: 303) sei.

Hinter diesem Bild des Rummels auf der Hauptstraße und in der Stadt Shanghai sind Strömungen aus Amerika zu beobachten:

Man merkt, wie Buntheit, Lärm und Geschäftstüchtigkeit des chinesischen Stadtlebens sich mit amerikanischem Geschmack, amerikanischer Brutalität, amerikanischer Routine und amerikanischem Tempo begegnen (Holitscher 1926: 247).

Die in Kapitel 5.3.3 erwähnte amerikanische Weltanschauung, nämlich der Amerikanismus, nimmt Einfluss auf die Stadt Shanghai, das von Holitscher sogenannte „Chikago des Ostens“ (Holitscher 1926: 247). Laut Holitscher ähneln sich die beiden Städte nicht nur wegen der Geschäftstätigkeit und des Trubels der Shanghaier Wasserfront samt den Wolkenkratzern von Bank-, Verwaltungs-, Konsulats- und Schifffahrtspalästen, sondern auch wegen der Ähnlichkeit zwischen der Hauptstraße Nanjing-Road und den Straßen der Loops an der Wasserfront Chicagos (vgl. Holitscher 1926: 247). Außer einem kleinen chinesischen Stadtteil mit Trümmern und ehemals herrlichem Tempel ist die ganze Stadt Shanghai in Holitschers Augen „ein uferloses Konglomerat von englischen, französischen, pseudo-amerikanischen Straßenzügen, Plätzen, Villen, Vororten und den obligaten Slumvierteln“ (Holitscher 1926: 247).

Durch dieses Konglomerat bricht die Strömung des modernen industriellen Systems aus dem Westen, insbesondere aus Amerika, in China ein, gleichzeitig mit den Parolen aus Russland (siehe Kapitel 5.2.2). Während das revolutionäre Städtebild bei Holitscher eine signifikante Rolle spielt, lässt sich das Bild der Stadt Shanghai als ein modernes kommerzielles Zentrum mit ihren geschäftigen Hauptstraßen nicht ignorieren, das auch von vielen anderen Schriftsteller*innen wie z. B. von Richard Huelsenbeck (siehe Kapitel

8.3) und Vicki Baum³¹ dargelegt wird. Die Shanghaier Mairevolution beginnt gerade in dieser zentralsten Nanjing-Road, und zwar „gerade an der geräuschvollsten, verkehrsreichsten Ecke“ (Holitscher 1926: 247), was die Kräfte des russischen Gegensystems veranschaulicht und gleichzeitig die konfliktreichste Szene in der Stadt zeigt. Shanghai funktioniert als ein perfektes Beispiel für den Orient, der laut Streim zwischen dem Okzident und der „dritte[n] Größe“ (Streim 2011: 166) der Sowjetunion existiert und in Holitschers Reportagen lebendig dargestellt wird. Zusammen mit den revolutionären Organen und den kolonisierten Vierteln zeigt die modernisierte Hauptstraße die gemischten Eigenschaften der Stadt:

Dies ist Schanghai.

In diesem Gewimmel, diesem phantastischen Durcheinander von Luxus, Not, Erniedrigung und Übermut, Angst, Aufgeblasenheit, Lauern und Sichdücken, das den gefährlichen und zweideutigen Zeitpunkt charakterisiert, in dem sich die Stadt und mit ihr das ganze Land befindet [...] (Holitscher 1926: 253).

Der Rummel in den Hauptstraßen, sowohl in der Nanjing-Road als auch in der Fuzhou-Straße und den anderen kommerziellen Straßen, bedeutet für Holitscher einerseits den Komplex von allerlei Licht und Lärm, der die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt Shanghai hervorhebt, andererseits aber auch die stetige, heftige Konkurrenz der gleichzeitig in Shanghai existierenden Strömungen, die für das Städtebild kennzeichnend ist, während die orientalische Vitalität auch mitspielt.

Das bisher erläuterte Bild der Stadt als Bazar, sowohl in Hongkong und Macao als auch in Shanghai, steht auf alle Fälle unter dem Einfluss der westlichen Modernisierung. Daneben ist nun noch Holitschers traditionelleres Bild des kommerziellen Viertels in Guangzhou aufzuführen.

5.4.3. Bazar des Handwerks in Guangzhou

Neben der revolutionären Seite der Stadt besitzt Guangzhou auch eine Vielfalt von traditionellem Handwerk. Zum Beispiel lenken, wie in der Reportage berichtet, die

³¹ Zu Vicki Baums Roman *Hotel Shanghai* (1939) vgl. Aurnhammer 2005; Xu 2015: 289–344.

Arbeiter*innen in der Parade, die sich Holitscher anschaut, durch Stangen einen phantastischen Drachenkopf, der gleichzeitig ein Repräsentant des Handwerks ist. Obwohl Holitscher diesen Drachenkopf als „ein[en] Überrest des alten, versunkenen China“ (Holitscher 1926: 211) betrachtet, bezieht sich das Versunkensein hier eher auf die für Holitscher entscheidende Revolution, während er selbst vor Ort auch gerne die berühmten engen Gassen des Handwerks in Guangzhou besucht und seine exotischen Erlebnisse im Orient aufzeichnet:

[W]elche Freude, diese Handwerkskünstler zu beobachten, wie sie, mit den primitivsten Werkzeugen, in unendlich feinem zarten, oft kaum wahrnehmbaren Gelenkspiel ihrer dünnen Finger Gegenstände von berückender Anmut verfertigen (Holitscher 1926: 228–229).

Zu der genannten Handwerkskunst gehören seiner Reportage zufolge der Jadeschmuck, die Elfenbeinkugeln, das Tonfigürchen, die Fächermalerei, die Seidenschalstickerei, usw. Aus Jade, dem spröden, kostbaren Stein, werden mit Meißeln Schmuckstücke gefertigt, wobei Holitscher wegen der Heiligkeit des Steins gewisse Grenzen zwischen dieser Kunst und profanen Zwecken vermutet. Daneben erinnern Holitscher die Elfenbeinkugeln, die in sich noch fünf bis sechs kleinere, sich bewegende Kügelchen haben, auf bestimmte Weise an die Struktur der Welt mit dem Sinn, dem „Losgelöste[n], Bewegliche[n], Kreisende[n] und doch Gebundene[n]“ (Holitscher 1926: 229), im Innersten. Außerdem stellen die Tonfigürchen, die mikroskopisch winzigen Einzelheiten der Körperbewegung, des Mienenspiels und des Ausdrucks von Körper und Gewand im Wind oder Wasser präsentieren, „die Typen und Gestalten aus dem Volk, der Geschichte, der Sage“ dar (vgl. Holitscher 1926: 229). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Holitscher bei der Beobachtung der Handwerkskunst häufig eine Art Kultur und Weisheit hinter den Tätigkeiten der Handwerker*innen wahrnimmt, durch die er sowohl zum traditionellen chinesischen Städtebild als auch zur exotischen Erfahrung im Orient Zugang erhalten kann.

Die Feinheit weiterer Handwerkskünste bewundert Holitscher in einer Aufzählung mit mehreren Ausrufezeichen:

Die Pinselstriche über das Reispapier der Fächer! Die flinken Nadeln der Seidenschalstickerinnen! Das Werken von Schnitzmesser, Feile, Bohrer und Goldplättchen über das Rankengewirr, die Drachenzier der filigrandünnen Holzgitter, Wandverschalungen! (Holitscher 1926: 229)

Die Wandverschalungen, die eine Mischung verschiedener Handwerkskünste demonstrieren, zeichnet Holitscher detaillierter in einer Beschreibung seiner Erlebnisse in einem Laden der Seidenhändlerstraße auf, in der neben der Kunst der Seidenschalstickerei seine „intensivste Augenweide“ vor einer Wand des dunklen Magazinraums beschrieben wird, die „aus wunderbarstem, mit Gold und Emailornamenten verzierten Sandelholz geschnitzt und aufgebaut“ ist, durch eine helle ovale Leere den Durchblick auf ein farbiges Blumenboskett vor einer elfenbeinweißen Hausmauer im Lichthof ermöglicht (vgl. Holitscher 1926: 229) und damit auch eine Kombination vieler typischer exotischer Elemente im Orient präsentiert. Es ist bemerkenswert, dass diese Szene im Bazarviertel von Guangzhou nicht nur die Schönheit des traditionellen chinesischen Handwerks hervorhebt, sondern auch die Eleganz der Umgebung des alltäglichen Lebens der Chines*innen zeigt. Im Folgenden soll nun das Bild der Stadt als Wohnort der Chines*innen erläutert werden.

5.5. Die Stadt als Wohnort der Chines*innen

Ganz zu Beginn seiner Chinareise erhält Holitscher eindrucksvolle erste Eindrücke, die in Kapitel 5.3.2 kurz erwähnt sind:

Bergauf schwankender Trauerzug, bergab schwankende Brautprozession, ringsum das bunte, enge Getümmel und Gewirr der mit tausend Fahnen, Schildern wehenden goldenen, lackschwarzen, krapproten Gassen und Berggäßchen in der Morgensonne, deren Strahl die verschlungenen Pade [sic] des hohen Bergabhangs in die Höhe gleitet, – dies ist China, mein erster Morgen in Hongkong, der erste, unvergeßliche Tag in dem sagenhaften Reich der Mitte, Reich des entthronten Himmelssohns, der auf den Thron gesetzten irdischen Vernunft (Holitscher 1926: 196).

In der Naturschönheit der Morgenstunde und der schon analysierten geschäftigen Straßenszene des Bazarviertels (siehe Kapitel 5.4.1) tauchen gleichzeitig in zwei Richtungen ein Trauerzug und ein Brautzug auf, eine Szene, die das Leben der Chines*innen in den Augen eines Fremden lebendig darstellt. Sowohl die Geschichte und Zukunft dieses Volkes im Orient als auch seine alltägliche Gegenwart erregen Holitschers Aufmerksamkeit.

5.5.1. Familie und Gilde als Grundpfeiler der chinesischen Gesellschaft

Schon in der Szene mit Trauerzug und Brautzug hebt sich die Rolle der Familie im chinesischen Alltag durch die Schar der Männer hinter dem Sarg und den endlos langen Zug aller Hochzeitsgeschenke aus den Familien der stolzen Brautleute heraus. Den ersten Eindrücken auf jeden Fall zu trauen, ist eine Lehre, die das Leben dem Autor erteilt habe und die sowohl für Individuen als auch für Städte, Länder und Völker gelte (vgl. Holitscher 1926: 232). Mit dieser Ankündigung als ein erlebendes Ich führt Holitscher in seiner Reportage „die beiden wichtigsten und entscheidendsten Wesenselemente der chinesischen Gesellschaftsordnung“ (Holitscher 1926: 233) auf, nämlich die Familie und die Gilde, sowie ihre Umwandlungen zur Zeit seiner Reise.

In Hongkong, und auch besonders in Guangzhou, nimmt Holitscher das Leben der Chines*innen mit ihrer Familie als eine Einheit wahr. Das Haus der Seidenhändler*innen in Guangzhou nennt er ein „Schlaraffennest“, wo die ganze Familie bequem und behaglich arbeitet und wohnt, ohne Rücksicht auf die Last des Geschäfts (vgl. Holitscher 1926: 229–230). Holitscher beobachtet, wie die ganze Sippe in der Nacht zusammenbleibt und Majiang spielt, auch wenn es am Tag nur selten Kund*innen gibt (vgl. Holitscher 1926: 232–233). Aber die Familie, „die primitivste Grundlage der chinesischen Gesellschaft“ (Holitscher 1926: 233), muss sich aufgrund der sich immer verkleinerten ökonomischen Basis des Lebens wandeln:

[...] wenn man, um leben zu können, in immer engerem Kreise um diese Hügel herumflügt, um mehr Bohnen, Kraut, Gemüse für die tägliche Nahrung aus dem Boden herauszuholen - sucht man dagegen aus jenen kleinen überfüllten Kramläden hinaus,

in immer weiterem Umkreis, Arbeit außerhalb des ererbten Gewerbes für die Familienmitglieder zu beschaffen, die die schmalere werdende Ration des gemeinsamen Reistopfes nicht mehr sättigen kann (Holitscher 1926: 234).

Der Kontrast zwischen dem immer engeren Kreis um die Hügel der Familiengräber und dem immer weiteren Umkreis für die neue Arbeit der Familienmitglieder demonstriert den neuzeitlichen Wandel der chinesischen Familien in der Stadt, wobei immer mehr vorher in der Familie bleibende Menschen Arbeitskräfte in der sich industrialisierenden Gesellschaft werden und geworden sind.

Der andere Grundpfeiler der damals jahrtausendealten chinesischen Gesellschaft ist nach Holitscher die Gilde, die aus europäischer Perspektive „prähistorisch“ (Holitscher 1926: 235) wirkt. Während das typische familiäre Leben durch das Beisammensein aller Familienmitglieder in seinem Haus gekennzeichnet ist, wird das System der Gilde durch das Beisammensein aller Läden derselben Branche im gleichen Straßenzug realisiert. Trotz des Unterschieds besteht zwischen den beiden Grundpfeilern ein Zusammenhang, insofern als manche Geheimnisse einer Gilde jahrhundertlang in einer Familie weitervererbt werden. Außerdem ist es bemerkenswert, dass alle Mitglieder einer Gilde dazu verpflichtet sind, auf die Sauberkeit der Straße zu achten, das gemeinsame Schul- und Regierungswesen zu unterstützen, sowie die Sicherheit zu bewahren, wobei die privaten Interessen und Verluste eine geringere Rolle als die öffentliche Pflicht spielen (vgl. Holitscher 1926: 234–235).

Der neuzeitliche Wandel findet in den Gilden auch dadurch statt, dass weniger Kund*innen die Straßen besuchen und einkaufen. Unter Einfluss der neu eingeführten russischen Ideen erweitert sich Holitscher zufolge die Pflicht zur Solidarität in der Gilde auf die Ebene der Arbeitergruppe, was die rasche Organisation dieser revolutionären Gruppe ermöglicht, wobei zwei Einzelheiten von Holitscher hervorgehoben werden. Einerseits wird das völlig nüchtern organisierte System innerhalb der Gilde am Beispiel der Bettlergilden ausgeführt, die Holitschers Mitleid nicht mehr unbedingt erregen, aber die Organisationsfähigkeit der Gilde demonstrieren können (vgl. Holitscher 1926: 236–237). Andererseits lässt sich die zunehmende Signifikanz der Geheimbünde seit dem

Opiumkrieg und dem Taipingaufstand nicht vernachlässigen, die laut Holitscher auch zum Gildenwesen gehören und in allen Zeitaltern der chinesischen Geschichte eine Rolle spielen, wofür der Geheimbund der Boxer, der um 1900 den Aufstand gegen die Ausländer*innen begann, ein gutes Beispiel in seiner Reportage ist (vgl. Holitscher 1926: 237–238).

Bisher ist festzustellen, dass sich die Familie und die Gilde, die seit Jahrtausenden für das Gesellschaftsgefüge Chinas grundlegend geblieben seien, Holitscher zufolge gewandelt haben, oder zumindest zunehmend erschüttert werden. Das kann das Städtebild insofern verändern, als sich die Häufigkeit des traditionellen Beisammenseins der Familie und der Gilde verringern wird. Damit verkleinert sich die Zahl der Familienmitglieder, die den ganzen Tag zusammen in einem Haus verbringen, und immer mehr Mitglieder der Familie und der Gilde werden Arbeitskräfte in der neuzeitlichen Industrie sowie Kräfte für die große Revolution. Dieses Phänomen zieht Holitscher an und er stellt es in seiner Reportage immer wieder heraus, wobei die Solidarität, die Organisationsfähigkeit und sogar die zunehmende antikolonialistische Eigenschaft der uralten Gruppen der Chines*innen in Holitschers Augen bedeutungsvoll sind. Dazu lässt sich auch nicht vernachlässigen, dass sich die Art und Weise, wie Holitscher die Familie und Gilde in China beobachtet, immer dem orientalistischen Augenblick anpasst, da er als Außenseiter das Leben der Orientalen analysiert. Es ist signifikant für ihn, dieses sich wandelnde Städtebild zu beachten, während es auch unentbehrlich ist, das Bild der chinesischen Stadt als Wohnort der Chines*innen anzuschauen, was anhand von Guangzhou und Beijing auszuführen ist.

5.5.2. Guangzhou mit einem Stadtteil auf dem Wasser

Guangzhou, die „für China charakteristische[]“ (Holitscher 1926: 233) Stadt, zeichnet sich in Holitschers Augen nicht nur durch ihre wesentliche Rolle in der Revolution und die Vielfalt des dort behaltene[n] traditionellen Handwerks aus, sondern auch durch die uralte Lebensform eines großen Teils der Bevölkerung auf dem Wasser, nämlich ein Leben in den Sampann, großen Haus- und Frachtbooten. Schon am ersten Tag seiner

Chinareise wundert sich Holitscher über die ‚Exotik‘ des „geflickte[n] Segel[s] eines schweren chinesischen Sampans oder Frachtbootes“, das mit „weiß[en], hellgrau[en] und zitronengelb[en]“ Flecken „wie eines exotischen, nie gesehenen Schmetterlings Flügel“ aussehe (Holitscher 1926: 197). Unter diesem orientalistisch geprägten Aspekt ist es für ihn relevant, diese ‚Exotik‘ auf dem Wasser weiter im Alltagsleben der Chines*innen in Guangzhou zu beobachten.

Der „erste Eindruck, den man von China empfängt“ (Holitscher 1926: 226), ist Holitscher zufolge das Bild der Sampanruderinnen, das schon in der vorherigen Analyse der Frauenemanzipation unter russischen Einflüssen erwähnt wird:

[...] Frauen, die die schweren Ruder mit erstaunlicher Kraft führen [...] Sie stehen da, auf schwankendem Brett, haben eine kurze schwarze Zigarre, Tscheroot, im Munde, ihr Baby in einem offenen Sack auf den Rücken gebunden – das also schon vom Tag an, da es das Licht der Welt erblickt, den Rhythmus der schweren Fron in seinen Gelenken empfängt (Holitscher 1926: 226).

Obwohl es eine ungenaue, sogar falsche Beschreibung sein könnte, dass die Frauen trotz der vermutlichen Armut noch eine Zigarre rauchen, ist aus Holitschers Bericht abzuleiten, dass sich diese kräftigen Frauen alleine um den Haushalt auf dem Wasser kümmern und dass die ganze Gruppe der rudernden Frauen ein spezielles Bild von diesem Stadtteil in Guangzhou bietet.

Sowohl die Menschen als auch die Sampans sind für Holitscher Zeugen der langen Geschichte dieser traditionellen Lebensform der Familien in diesem Gebiet, die schon seit Jahrhunderten existiert. Die Sampans stauen sich zur Zeit seiner Reise nicht nur auf den Gewässern in Guangzhou, sondern noch bis weit ins Land, während der Entwicklung der Familien sowie des Auf- und Niedergangs der verschiedenen Generationen (vgl. Holitscher 1926: 226).

Anders als die sich wandelnde Familie und Gilde im allgemeinen Leben der Chines*innen wird in der Reportage keine Veränderung dieser Lebensform auf dem Wasser hervorgehoben. Stattdessen stellt Holitscher ihre uralte Unkontrollierbarkeit heraus, die

einerseits aus der enormen Bevölkerungszahl der Stadt, andererseits aus den Sicherheitsproblemen dieses Stadtviertels resultiert:

Frei und bunt ist das Leben auf dem Strom. Schwer, aber freibeuterisch und uneingeengt. Heute ist man da, morgen dort, man kann sich leicht verbergen, allerhand versteckte Gewerbe blühen in der Bootestadt. – (Holitscher 1926: 226).

Die Einwohner*innen dieser „Bootestadt“ führen das Leben von Wanderern auf dem Wasser, die mit ihrer Familie ständig als Einheit unterwegs sind. Während die Ungenauigkeit der Bevölkerungszahl deswegen offensichtlich ist, sind die Sicherheitsprobleme komplizierter.

Laut Holitscher bilden Raub, Diebstahl, Überfall mit und ohne Gewaltanwendung sowie Piraten und das uralte Gewerbe der Menschenentführung „ein wesentliches Charakteristikum dieser Stadt, der gesamten südlichen Provinz“ (Holitscher 1926: 227), das schwer zu überwinden ist. Dieses Charakteristikum wird anhand von Holitschers eigenen Erlebnissen ausgeführt, indem erklärt wird, dass die chinesischen Fahrgäste auf seinem Schiff von Hongkong aus sowie auf dem nach Macao in einer bestimmten Abteilung mit Gittern und Leibgarden, die aus Sikhs bestehen, eingesperrt werden müssten, um die ausländischen Fahrgäste zu schützen (vgl. Holitscher 1926: 227). Es ist nachvollziehbar, dass die Verborgenheit der Umgebung in dieser „Bootestadt“ das Banditenwesen erleichtert und die Situation verschlimmern kann. Gleichzeitig lässt sich nicht vernachlässigen, dass Holitschers persönliche Erfahrungen mit dem Banditentum während der Reise seine schlechten Eindrücke davon womöglich so stark vertieft haben, dass er dieses Phänomen in der Stadt ‚ein wesentliches Charakteristikum‘ nennen will. Gerade dieses gefährliche Charakteristikum trägt zur abenteuerlichen Exotik der orientalischen Stadt bei, die die Aufmerksamkeit der Leser*in erweckt.

Kurzum beachtet Holitscher diese „Bootestadt“ in Guangzhou, die jahrhundertlang eine Form des Familienlebens geblieben ist, bei dem die starken Frauen eine wesentliche Rolle spielen, und eine Umgebung für die unkontrollierbaren gesellschaftlichen Sicherheitsprobleme darstellt, unter orientalistischem Aspekt. Zusammen mit den

modernisierten Gebäuden und Anlagen am „Bund“, nämlich an der Uferseite, der Hafenstadt Guangzhou, „spielt sich das Gewimmel der Sampans, das Treiben der überbevölkerten Häuser- und Wasserstadt am stürmischsten ab“ (Holitscher 1926: 227).

5.5.3. Beijing als Wohn- und Wallfahrtsort für Chines*innen

Das Bild der Stadt Beijing wird durch ihre seit langem bestehende Funktion als Wohnort sowie als Wallfahrtsort der Chines*innen charakterisiert, wobei eine erste optische Eigenschaft in Holitschers Augen die Kombination der Vierecke in verschiedenen Größen ist. Der „Tatarenstadt“ genannte Stadtteil, der vorher von den kaiserlichen Familien und Beamten bewohnt wurde, zeichnet ein großes Viereck um das kleinere Viereck der Verbotenen Stadt, während in der sogenannten „Chinesenstadt“ weit im Land bis zu den Westbergen auch ein methodisch in Würfel unterteiltes Gebilde mit kleinen Stücken zu sehen ist (vgl. Holitscher 1926: 270–271). Zwischen den Vierecken gibt es zahlreiche Wälle, Mauern und Wände, die nicht nur die kaiserlichen Familien vor den bösen Geistern des Nordens, sondern auch die normalen chinesischen Haushalte vor den bösen Geistern und vor Fremden schützen sollen (vgl. Holitscher 1926: 271–272). Daraus folgert Holitscher, dass diese „mächtige [...] urewig lebende“ (Holitscher 1926: 271) Stadt eine heilige Stadt wie Jerusalem sei, einerseits weil sie „sich gegen Barbaren ringsum durch Wälle, Türme und Tore geschützt hat“ (Holitscher 1926: 271), andererseits wegen der „Atmosphäre des Geheimnisvollen, die um diese äußerst heutige und von heutigstem Leben erfüllte Stadt webt“ (Holitscher 1926: 272). Für Holitscher ist es bemerkenswert, dass diese uralte Stadt die erlebte, lange Geschichte mit dem zeitgenössischen Leben der glaubensfesten Einwohner verknüpfen kann, die die traditionellen Gedanken und Sitten immer noch weiter befolgen. Darin sieht er die Heiligkeit der Stadt.

Holitscher vergleicht Beijing auch während seines Besuchs der Westberge mit Jerusalem, nämlich bei der Entdeckung des Tempels, wo „der Sarg des Schöpfers der chinesischen Revolution“ (Holitscher 1926: 266) Sun Yat-sen ruht, und dessen Kapelle ein Wallfahrtsort geworden ist, der 1929 nach Nanjing verlegt wurde. Als „Jerusalem des

himmlischen Reiches der Mitte“ (Holitscher 1926: 266) bezeichnet Holitscher diese Stadt, in der er seiner Reportage zufolge noch viele anderen Orte besichtigt und weitere Seiten des Städtebildes entdeckt.

Vor allem werden Holitschers Besuche der chinesischen Tempel aufgezeichnet, zu denen der Tempel der Glücksgöttin, der Lamatempel, der Konfuzius-Tempel, sowie Baiyun Guan, das berühmte Taoistenkloster, gehören. Obwohl die Tempel, aus denen z. B. der Komplex Baiyun Guan besteht, in Holitschers Augen gut erhalten und herrlich sind, und er sich lange Gedanken über die in die Tiefe gehende Seele der drei neunzigjährigen Priester der Taogemeinde macht, bezweifelt er das Ziel des Glücksspiels der Gläubigen im Tempel, mit Kupfermünzen ein Glöckchen in der Mitte einer Zisterne zum Klingen zu bringen (vgl. Holitscher 1926: 260–261). Er kritisiert die Kommerzialisierung mancher Tempel, wo die Mönche Kaufleute werden und ihren Unterhalt durch Geschäfte mit den Gläubigen verdienen, und die Tempel selbst Vergnügungsparks oder ein reines Lockmittel für die Fremden geworden seien (vgl. Holitscher 1926: 262).

Jedoch schätzt Holitscher einen Typ von chinesischem Tempel, nämlich den Genientempel, in dem weise, würdige und im Leben bewährte Männer, wie z. B. „Schüler[] Buddhas, angesehene[] Mitbürger[], Liebhaber[] des Rechts, der schönen Künste, der Literatur, der Schulen, der Kinder“ (Holitscher 1926: 264), durch Holzfiguren dargestellt werden:

Man [...] denkt sich, daß das doch eine stärkere Verknüpfung von wirklichem Dasein unter Menschen ist, als es eine metaphysische Bindung der Religion, in der das Schwergewicht auf einer unbekanntem und uns immer schwerer erklärlichen „Gnade“ beruht, sein kann (Holitscher 1926: 264).

Als Bestätigung dieses Gedankens, im Tempel dem Menschen zu huldigen, funktioniert auch der Konfuzius-Tempel, insbesondere die sich dort befindende Halle der Klassiker, wo „die klassischen Schriften der schon lange zu Heiligen emporgestiegenen Philosophen“ (Holitscher 1926: 265) verehrt werden, während Holitscher solche Hallen in Deutschland nicht habe finden können. Deswegen ist er fest davon überzeugt, dass die Chines*innen „in dieser Hinsicht wie in manchen anderen [...] überlegen und

voraus“ (Holitscher 1926: 265) seien. Die Blüte des Genientempels fungiert für Holitscher als Beweis der Menschenkräfte, die in seiner Anschauung stärker und entscheidender als die göttliche Gnade sind.

Auch gegen die kaiserlichen Familien mit göttlicher Macht argumentiert Holitscher, wenn er seine Besichtigungen der kaiserlichen Paläste und Tempel aufzeichnet. Neben dem Tempel mit Sun Yat-sens Sarg gibt es ihm zufolge in den Westbergen „noch andere Schätze Chinas, des untergegangenen China“ (Holitscher 1926: 266), nämlich den Sommerpalast. Obwohl alles darin „bunt, kunstvoll und mit unendlicher Zartheit entworfen und ohne ausdrücklichen Prunk doch das Gebilde einer eigenmächtigen Willkür verkündend“ (Holitscher 1926: 266) ist, werden nur Spuren gezeigt, die die Letzten der kaiserlichen Dynastie hinterlassen haben. „Erhaben und großartig“ (Holitscher 1926: 267) ist auch der Weg aus dem Mittelpunkt der Kaiserstadt bzw. der Verbotenen Stadt hinaus zum südlichen Tor nach dem Himmelsaltar.

Die List der kaiserlichen Macht führt Holitscher anhand von Beispielen der Ereignisse in diesen Palästen und Tempeln aus: Auf eine Kriegsflotte wird der Reportage zufolge verzichtet, um ein Marmorboot im Sommerpalast aufzubauen; lokale Einwohner*innen an diesem Weg aus der Mitte werden verscheucht und vertrieben, um das Fest des kaiserlichen Himmelsopfers zu ermöglichen; viele Schätze in der Verbotenen Stadt sind seit dem Ausbruch der Revolution verschwunden oder vermutlich von den vorherigen kaiserlichen Familien heimlich verkauft worden (vgl. Holitscher 1926: 267–270). An dieser „übermütige[n], sich Gottähnlichkeit anmaßende[n] irdische[n] Macht“ (Holitscher 1926: 268) übt Holitscher Kritik, und die Versunkenheit der Macht und ihrer Darstellung wird immer wieder betont.

Trotzdem lässt sich die Schönheit der alten traditionellen Gebäude von Holitscher auch nicht verneinen. Es ist laut seiner Reportage zu bedauern, dass „mit dem Zerbrechen der irdischen Gewalt des Kaiserreichs auch die Zeit der Tempel versunken“ (Holitscher 1926: 268) sei. Der Himmelsaltar wird dadurch zu profanen Zwecken geschändet, dass zur Zeit seiner Reise Antennen der chinesischen staatlichen Radiostation hier angebracht werden (vgl. Holitscher 1926: 268), während z. B. in der Stadt Guilin im Süden wunderbare alte

Buddhastatuen von den revolutionären Gruppen junger Chines*innen weggeworfen oder verbrannt werden (vgl. Holitscher 1926: 263). Diese Zerstörungen kritisiert Holitscher noch weiter in seinem Geleitwort im Herbst 1928 zu Heinz von Perckhammers Bildband *Peking* (1928):

In China aber, dem ehemaligen Reich des Himmelssohnes, verfällt die Kunst, zerfallen die Schätze, wird Tradition sichtbar zerrieben. [...] Herrn von Perckhammer gebührt Dank dafür, daß er, sozusagen in zwölfter Stunde, ehe die Herrlichkeit der versinkenden Stadt von der Erdoberfläche verschwindet, von ihr festhielt, was festzuhalten war (Holitscher 1928a: VIII–IX).

Holitscher macht sich um die herrlichen Stätten Sorge, weil er einerseits vor Ort schon selbst die oben erwähnten Zerstörungen gesehen hat. Andererseits fand in China ab 1926 neben den Konflikten zwischen der Guomindang und den Kommunist*innen der Bürgerkrieg gegen die Warlords statt. Eines dieser Ereignisse oder einige davon werden in demselben Geleitwort als „brüdermordende[r] Kampf[] [...], der [...] in schrecklicher Folgerichtigkeit, seine autochtonen Kunstwerke zerstört“ (Holitscher 1928a: X), abgewertet, wobei Holitschers Hochschätzung für die chinesischen traditionellen Kunstwerke trotz seiner Kritik an der vormaligen kaiserlichen Macht noch einmal hervorgehoben wird.

Außer den Besichtigungen erlebt Holitscher laut seinen Schriften noch etwas Lebendiges in Beijing, d. h. das chinesische Neujahrsfest, das größte Fest und ein Versöhnungsfest des chinesischen Kalenders, zu dem die Stadt bunt und lustig mit allen möglichen Dekorationen zum Fest leuchtet und die Menschen in bestimmten Tempeln und Höfen der Chinesenstadt herrliche Kuriosa verkaufen, phantastische Drachen im Wind steigen lassen und in die Tempel gehen (vgl. Holitscher 1926: 255–258). In der gemeinsamen Feier des Festes und der Vielfalt des Bildes der Stadt Beijing als Wohn- und Wallfahrtsort für Chines*innen sieht Holitscher eine Art Toleranz und Vereinigung:

Hier vereint sich der unbekante Osten, die versunkene Kultur des Wüstenostens, mit dem zivilisierten, von europäischen Einflüssen verwandelten Küstenrand Hongkong, Schanghai, Tientsin, Dairen (Holitscher 1926: 273–274).

Es gibt in Beijing mit dem kaiserlichen Geschichtshintergrund auch internationale Waren aus anderen Ländern Asiens sowie ähnliche Hochzeitszüge und Leichenzüge wie in den anderen Küstenstädten. Diese Einigkeit der Städte dieses Landes trotz des Gespaltenseins „in viele Teile, Völkerschaften, Sprachgebiete“ (Holitscher 1926: 282) unterstreicht Holitscher in seinem Rückblick auf seine Chinareise:

[...] wie die Schriftzeichen, die Ideogramme, der chinesischen Sprache und Literatur ein Rückgrat, einen gemeinsamen Stamm für die verschiedenen Nervenstränge und Verzweigungen des riesigen Volkes bilden, so haben die Chinesen neben ihrem Religions- und Moralkodex auch noch ein starkes, zentrales, sie einigendes, eine erstaunlich heutige, das Volk einende Gesinnung empfangen, die die verstreuten Teile zu einem einzigen Gebilde, eben zu dem Reich und dem Volk zusammenschmilzt. So bezeichnet der Befreiungswille des Volkes, der Kampf gegen die Fremden den Anfang einer Kulturepoche, die gemeinsam mit den Völkern der westlichen Erde den Osten ergriffen hat und zu revolutionieren beginnt (Holitscher 1926: 283).

Es ist festzustellen, dass es sich beim Ziel der Vereinigung des chinesischen Volkes, die Holitscher auch in Beijing beobachtet, seiner Meinung nach immer auch um den antikolonialen Befreiungskampf und die große Revolution handelt.

5.6. Zusammenfassung

In *Das unruhige Asien* schildert Holitscher verschiedene Facetten der Städte des revolutionären Chinas in den 1920er Jahren. Er legt den Schwerpunkt vor allem auf die revolutionären Bewegungen und die Entwicklung der revolutionären Kräfte in Städten wie Guangzhou und Shanghai. Das revolutionäre Potenzial der Stadt Beijing stellt er zudem anhand des Beispiels eines individualisierten Rikschakulis vor, wobei er immer wieder auf die russischen Einflüsse unter den Chines*innen in allen Städten aufmerksam macht. Er legt viel Wert auf die „Gelbe Hoffnung“ für eine proletarische Revolution in China und sogar der Welt und charakterisiert die orientalische Vitalität der chinesischen Einwohner*innen als ein wichtiges unterstützendes Element, um kapitalistische und koloniale Ausbeutung überleben und bekämpfen zu können. Er kritisiert die

„Raubstaaten“ aus dem Westen, die ihre kolonialen Privilegien mit Kriegsschiffen, hohen Mauern und anderen Mitteln schützen wollen und dies ohne Rücksicht auf das elende Leben der armen chinesischen Bevölkerung tun, die zum Teil nur in Sampans auf dem Wasser wohnen kann. Er ist fest davon überzeugt, dass die kolonialen Eindringlinge dem Untergang geweiht sind.

Neben den rebellischen Eigenschaften der Chines*innen beschreibt Holitscher auch ihre Geschäfte, die einerseits wie in Hongkong, Macao und Shanghai modern und international sein können, andererseits wie das Handwerk in Guangzhou auch die Traditionen pflegen. Während die Vielfalt der Lichter und der Rummel, insbesondere in Shanghai, Einflüsse aus Amerika und anderen modernisierten westlichen Ländern aufweisen, bewundert Holitscher die Feinheit und Eleganz der chinesischen Kunst und Kultur sowie die dahinterstehende Weisheit, die er auf dem Guangzhouer Bazar erlebt hat und in der Stadt Beijing, die für ihn so heilig wie Jerusalem ist, weiter beobachtet. Obwohl er von den neuen Wandlungen der Familie und der Gilde in China begeistert ist, da sie zu einer proletarischen Revolution beitragen können, bedauert er, dass manche traditionellen Stätten wegen der jungen revolutionären Bewegungen geschändet oder zerstört worden sind.

Seine Erlebnisse als Reisender resümiert Holitscher wie folgt:

Daß Menschen, die man fern wußte und die zurückgekehrt sind, nicht mehr in derselben Distanz verharren wie vor der Reise; daß sie etwas Fernes mitgebracht oder etwas Nahes in der Ferne gelassen haben und durch dieses Minus oder Plus uns nähergerückt sind oder sich von uns entfernt haben, vorausgesetzt, daß wir unsere Stabilität bewahrten, während ihres Fernseins (Holitscher 1973: 106).

Als ein im Text ständig auftauchender Reporter impliziert Holitscher in den China-Reportagen seine Vorliebe für die russische Idee der Revolution und seinen Standpunkt gegen den westlichen Kolonialismus, wobei er auch den chinesischen Prozess der Modernisierung unter dem Einfluss aus dem Westen sowie das traditionelle Chinabild mit Kunst und Kultur betrachtet. Darüber hinaus sind in seinen Schriften immer wiederkehrende orientalistische Beschreibungen und Bezüge festzustellen: Laut

Holitschers Reportagen ist ein ausschlaggebender Teil seiner „Stabilität“ zwar sein Schwerpunkt auf der russischen, revolutionären Prägung in den chinesischen Städten, zwischen den Zeilen ist aber auch zu lesen, dass er dem Osten gegenüber stets eine orientalistische Perspektive vertritt.

6. Egon Erwin Kischs Reisereportagen: *China geheim* (1933)

Der als „rasender Reporter“ bekannte Egon Erwin Kisch (1885–1948) ist einer der berühmtesten Publizist*innen in deutscher Sprache. Seine berufliche Laufbahn als Reporter begann 1906 bei der Lokalzeitung *Bohemia* in seiner Geburtsstadt Prag. Nachdem er durch seine Reportagen berühmt geworden war, hatte er großen Einfluss auf die zeitgenössischen Journalist*innen wie auf die Entwicklung der Gattungstheorie der Reportage. „Kischs Errungenschaften wurden mit der Zeit Gemeingut. Die Arbeit vieler Reporter, die heute in der Bundesrepublik tätig sind, läßt erkennen, daß sie Kisch nicht wenig verdanken“ (Reich-Ranicki 1968: 38), so kennzeichnet der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki Kischs bis heute andauernde Bedeutung. Kischs Reisereportagen über China zählen zu seinen wichtigsten Werken, sie begründen in der Darstellung seiner Wahrnehmungen während der Reise seine Theorie der Reportage.

6.1. „Der rasende Reporter“ Egon Erwin Kisch und seine Chinareise

Kischs bekannteste Reportagensammlung *Der rasende Reporter* wurde im Jahre 1925 veröffentlicht – dieser Titel verlieh ihm auch den berühmten Beinamen. In seiner Besprechung dieser Sammlung kommentiert Kurt Tucholsky, dass Kisch eben die „Witterung, Energie, Menschenkenntnis und Findigkeit“ (Tucholsky 2002: 101) habe, die für die Arbeit einer Reporter*in unerlässlich seien. Das Rasendsein im Sinne einer schnellen und hastigen Arbeitsweise liegt jedoch nicht in Kischs Persönlichkeit, wie seine Kolleg*innen und Bekannten preisgeben. Seine Frau Gisela Kisch gibt zu Protokoll, „daß er kaum einen Beitrag drucken ließ, wenn er ihn nicht mindestens fünfmal geändert hatte“ (Gisela Kisch 1985: 67), während sich Fritz Erpenbeck (1933 sein Redakteur in Prag für einen Einführungstext zu einer Bilderserie der alten Prager Turmuhren) daran erinnert, dass Kisch wegen der Bearbeitung aller zugänglichen historischen Quellen, der Besichtigung jeder einzelnen Uhr vor Ort, Besuche der Küster, Uhrmacher und Kunsthandwerker sowie zahlreicher Korrekturen von insgesamt vier Manuskripten den Termin nicht einhalten konnte (vgl. Erpenbeck 1985: 117–118). Trotz Kischs Sorgfalt, die seine Produktion keinesfalls in rasender Geschwindigkeit fortschreiten ließ, wurde

der Buchtitel und damit auch der Beiname Kischs Markenzeichen. Ebenso dazu gehören sensationsheischende Titel weiterer Reportagenbände und typische Fotos des Zigarette rauchenden Verfassers. Laut Hans-Albert Walter ist all dies gewollte „Selbstinszenierung“ (Walter 1985: 332), eine übliche Strategie in der Publizistik.

Der rasende Reporter ist auch insofern von großer Bedeutung, als die Sammlung zahlreiche Reisereportagen Kischs enthält, die aus seinen Reisen in der ersten Hälfte der 1920er Jahre entstanden sind. In diesen Jahren reiste er „nach England und Frankreich, nach Dänemark, Holland, Österreich und Ungarn, in die Tschechoslowakei und die Schweiz, schließlich nach Afrika und in die Sowjetunion“ (Schlenstedt 1970: 31), worüber er neben in *Der rasende Reporter* auch in *Hetzjagd durch die Zeit* (1926) und in *Wagnisse in aller Welt* (1927) berichtete. Seine Reise in die Sowjetunion war ein entscheidendes politisches Erlebnis für ihn, wobei er nach der ersten Reise im Jahr 1925/26 das Buch *Zaren, Popen, Bolschewiken* (1927) und nach seiner zweiten Reise 1931/32 einen weiteren Band, *Asien gründlich verändert* (1932), veröffentlicht. Diesen beiden kämpferischen Werken entgegengesetzt beschrieb er seine Reiseerlebnisse im Jahr 1928/29 in den Vereinigten Staaten unter dem Decknamen Becker – da einem Kommunisten keine Einreiseerlaubnis erteilt werden durfte – in seinem Reportagenbuch mit dem ironischen Titel *Paradies Amerika* (1930). Von der Sowjetunion aus trat er 1932 – als Kommunist unter Lebensgefahr – eine Reise in das von Tschiang Kai-scheks antikommunistischer Partei beherrschte China an, der die lebendigen und kritischen Reisereportagen über das damalige China zu verdanken sind. Die Sammlung dieser Reportagen, *China geheim* (1933), war auch Kischs letztes Buch, das beim Erich Reiss Verlag in Berlin vor Ende des Zweiten Weltkriegs veröffentlicht werden durfte. Da Kischs Name auf der ersten offiziellen Liste der Nationalsozialisten für die Bücherverbrennung im Mai 1933 stand, wurde er schon am Tag nach dem Reichstagsbrand, dem 28. Februar 1933, verhaftet und auf Intervention der tschechoslowakischen Regierung nach zwölf Tagen freigelassen. Danach lebte er im Exil, wobei er seine Reiseerlebnisse in verschiedenen Ländern in den Bänden *Eintritt verboten* (1934) und *Abenteuer in fünf Kontinenten* (1936) schilderte, seine verbotene Einreise in

Australien im Buch *Landung in Australien* (1937) darstellte und seine Emigrationsjahre in Mexiko in der Sammlung *Entdeckungen in Mexiko* (1945) aufzeichnete.³²

Wegen seines Ruhms auf der ganzen Welt und seiner außergewöhnlichen Persönlichkeit wurde das Jubiläum von Kischs Geburtstag ab dem Jahr 1935, nämlich seinem fünfzigsten Geburtstag, alle zehn Jahre mit öffentlichen Ehrungen durch Gedenkartikel und Würdigungen in Zeitungen und Zeitschriften gefeiert. Zu seinem siebzigsten und hundertsten Geburtstag wurde jeweils ein Band von Erinnerungen, Rezensionen und Anekdoten über Kisch und seine Werke herausgegeben. In den beiden Bänden *Kisch-Kalender* (1955) und *Servus, Kisch!* (1985) sind sowohl deutschsprachige Texte von wichtigen Schriftsteller*innen wie Bertolt Brecht, Alfred Döblin, Lion Feuchtwanger, Heinrich Mann und Georg Lukács, als auch übersetzte Texte aus dem Englischen, Französischen, Russischen und sogar Chinesischen zu lesen.

Berühmt und anerkannt ist Kisch nicht nur wegen seiner Werke, sondern auch aufgrund seiner Aufsätze und Reden über die Reportage als Gattung (siehe Kapitel 3.3.2), die einen noch heute andauernden Einfluss auf viele spätere Reporter*innen haben. Mit der erlebten Tatsache als „Bussole“ und der „logischen Phantasie“ als „Fernrohr“ der Reporter*in plädiert Kisch für Reportagen mit Wahrheitsanspruch, die für ihn Kunst- und Kampfform sind.

Diese Prinzipien wendet er auch in den Reportagen über seine Chinareise an, die er im Jahr 1932 unternahm. Zu den genauen Reisedaten gibt es leider keine direkten Angaben von Kisch. In seiner Reisereportage *Ein Schnellzug wittert Morgenluft* (1936) sind jedoch seine Stationen auf dem Weg nach China notiert, was gleichzeitig Informationen über die Datierung seiner Ankunft in China bietet. Nach der Abfahrt von Moskau kam er am 13. März 1932 in der Grenzstadt Tschita an, um ein chinesisches Visum zu erhalten. Dort besuchte er auch das Gebietsmuseum, und zwar am „100. Todestag Goethes“ (Kisch 1953: 19), nämlich am 22. März 1932. Danach reiste er mit der Eisenbahn über Karymskaja und Mazijewskaja in die Mandschurei. Mit Zwischenstationen in Harbin und Changchun

³² Zu Kischs Reisen und den biographischen Angaben vgl. Schlenstedt 1970, Schlenstedt 1985 und Grab 1977.

endete seine Zugfahrt in Dalian, wo er auf ein Schiff umstieg, mit dem er über Qingdao über den Yangtze-Fluss, dann den Huangpu-Fluss und endlich in den Hafen von Shanghai fuhr (vgl. Kisch 1953: 19–30). Schon am 26. März 1932 wurde sein erster Bericht über die politische und militärische Lage in Shanghai auf der Titelseite der *Prager Abendzeitung* veröffentlicht (vgl. Haupt 1985: 132–133). Laut der Berechnung von Klaus Haupt und Harald Wessel, die Ursula Hamburger (1907–2000) alias Ruth Werner, eine Kundschafterin der Sowjetunion und eine der engeren Bekannten von Kisch in Shanghai, für ihre Reportagen über den „Rasenden Reporter“ interviewten, fuhr Kisch am 31. Mai aus Shanghai nach Beijing ab und meldete sich am 4. Juli aus Nanjing per Brief an Ruth Werner, bevor er fünf Tage später noch einmal nach Beijing reiste, um von dort aus weiter nach Japan zu fahren. Spätestens Anfang August 1932 kam er wieder in Moskau bei seiner Frau an (vgl. Haupt 1985: 140).

Im Auftrag der Prager Zeitungen und des Erich Reiss Verlags für ein China-Buch (vgl. Haupt 1985: 130) reiste Kisch in dieses ferne Land ein, wo er sich mit wichtigen Persönlichkeiten traf. Durch die linke amerikanische Journalistin Agnes Smedley (1892–1950), die enge Verbindung mit Song Qingling, Mao Dun, Lu Xun u. a. hatte und auch Kisch und Ruth Werner miteinander bekannt gemacht hatte³³, fand Kisch Zugang zu zum Teil politisch illegal tätigen kommunistischen Kreisen (vgl. Gruner 1992: 184). Kischs Freund und der Herausgeber seiner gesammelten Werke Bodo Uhse bestätigt im Tagebuch über seinen eigenen Aufenthalt 1954 in China, dass er während seines Besuchs in Shanghai von dem Zusammentreffen Kischs mit Lu Xun in seinem Arbeits- und Schlafräum im ersten Geschoss des Hauses erfuhr (Uhse 1981: 121). Diese Begegnungen mit kompetenten Informant*innen, die Kisch zu ihrem Schutz nicht nannte, verhalfen ihm zu Auskünften und Hinweisen über das zeitgenössische China, die seine eigenen historischen, politischen, ökonomischen und landeskundlichen Studien gut ergänzen konnten.

³³ Nach dem Interview mit Ruth Werner von Klaus Haupt und Harald Wessel lernte Kisch Werner durch Smedley kennen (vgl. Haupt 1985: 133), was glaubwürdiger sein dürfte als Fritz Gruners umgekehrte Darstellung ohne Quellenangabe (vgl. Gruner 1992: 184). Deswegen wird hier die Information von Kischs Kennenlernen mit Werner entsprechend angepasst.

In Kischs Briefen an Ruth Werner lässt sich der Vorgang bis zur Publikation seiner Reisereportagen im Buch *China geheim* betrachten, wobei Kisch am Ende der Reise im Jahr 1932 schreibt:

Das war eine Reise. Voller Aufregungen und Sensationen. Ich bin ganz nervös zurückgekommen [...] denn ich soll bis 1. Oktober ein großes China-Buch fertigmachen [...] In der Teufelsmühle habe ich das Amerika-Buch mit Mühe innerhalb 5 Monaten vollendet. Na, wir werden ja sehen (Kisch 1932, zit. nach Haupt 1985: 140–141).

An den Vertrag des China-Buches erinnerte der Verleger Reiss Kisch sogar telegraphisch während seines Aufenthalts in Shanghai (vgl. Haupt 1985: 140), da Kisch nach seiner Rückkehr nach Moskau nur noch weniger als drei Monate Zeit für das Fertigstellen hatte. Obwohl er den Termin nicht einhalten konnte und am 15. Oktober 1932 gestand, dass er gerade erst den Anfang korrigiert habe und „die wichtigsten Kapitel [...] noch nicht fertig und verzweifelt schwer“ (Kisch 1932, zit. nach Haupt 1985: 141) seien, war es „im Dezember 1932 [...] soweit“ (Kisch 1932, zit. nach Haupt 1985: 141). Das Buch erschien Anfang 1933 und wurde später in Deutschland und auch im Ausland immer wieder neu verlegt. Im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek ist zu sehen, dass dieses Werk kurz nach seiner Erscheinung in den 1930er Jahren schon jeweils ins Kroatische, Norwegische, Englische, Französische und Spanische übersetzt und veröffentlicht wurde.³⁴

In der deutschsprachigen Forschung ist es jedoch wenig bekannt, dass *China geheim* in den 1930er Jahren auf der Basis von Michael Davidsons englischer Ausgabe auch ins Chinesische übersetzt wurde. Zhou Libo (1908–1979), ein wichtiger moderner chinesischer Schriftsteller und Übersetzer, begann 1936 in Shanghai, einzelne Reportagen aus diesem Band zu übersetzen und in Zeitschriften zu publizieren. Die Übersetzung des gesamten Buches und deren Korrektur stellte er im Juli 1937 fertig (vgl. Zhou 2001a: 205), kurz bevor vom 13. August bis zum 9. November 1937 die Schlacht um Shanghai stattfand, die erste größere und auch einer der größten Schlachten im Zweiten Japanisch-Chinesischen Krieg. Glücklicherweise wurde ein Manuskript seiner

³⁴ Informationen über die Übersetzungen von *China geheim* sind auf der Seite des Katalogs der Deutschen Nationalbibliothek unter den Schlüsselwörtern „China geheim“ zu finden (vgl. <https://portal.dnb.de/opac/simpleSearch?query=China+geheim>, zuletzt online am 13.06.2020).

Übersetzung von der Buchhandlung aufbewahrt und ließ sich noch 1938 in Hankou publizieren, obwohl Zhou mit dieser Ausgabe wegen des Formats und der vielen Fehler nicht zufrieden war (vgl. Zhou 2001b: 206). In den Jahren 1981 und 2001 wurde das Buch, das großen Einfluss nicht nur auf Zhou, sondern auch auf viele zeitgenössische chinesische Reporter*innen hatte, überarbeitet und neu verlegt. Ein entscheidender Grund für diesen Einfluss war, dass sich der Bund der linken Schriftsteller*innen Chinas in den 1930er Jahren gerade darum bemühte, die Reportage als eine sozialistische Literaturgattung in China zu entwickeln. Zhou war auch Mitglied des Bundes und mit seiner Einführung von Kischs Reportagen in China lernten die chinesischen Intellektuellen Kisch als Begründer der Gattung Reportage kennen (vgl. Zou 2013: 192–194). Zu Kischs siebzigstem Geburtstag schrieb Mao Dun (1896–1981), einer der bedeutendsten Schriftsteller Chinas, nach dem auch der Mao-Dun-Literaturpreis benannt ist, einen Gedenkartikel:

Kisch war einer der europäischen Meister der Feder, den das chinesische Volk geehrt und geliebt hat. [...] Er schuf seinen eigenen unverkennbaren Literaturstil, er entwickelte die literarische Reportage, er machte aus dieser modernen literarischen Gattung eine wirksame Waffe. [...]

Kischs Reportagenbuch „China geheim“ ist nicht nur in seiner Form ungewöhnlich, es ist auch von ungewöhnlich reichem Inhalt. In ihm ist das halb feudale, halb koloniale China der Vergangenheit genau porträtiert [...]

Das China, von dem Kisch schrieb, ist von Grund auf verändert, aber wir werden niemals einen unserer alten treuen Freunde vergessen, wir werden immer das Andenken von Egon Erwin Kisch hochhalten (Mao 1955: 77).

Mao ehrt Kischs Beiträge zur Entwicklung der literarischen Reportage, bestätigt den Wert der Reportagen in *China geheim* und äußert seine Hochachtung für Kisch, was dessen großen Einfluss in China untermauert. Anders als die meisten Reiseberichte, einschließlich der Werke der anderen drei Autor*innen, die im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit stehen, sind Kischs China-Reportagen in diesem Buch nicht chronologisch, sondern themenorientiert organisiert. Neben dreizehn Reportagen

ausschließlich über verschiedene Facetten der Stadt Shanghai enthält es abwechselnd fünf Kapitel über die Eunuchen, das Schattenspiel, das Irrenhaus, den Tempel der Züchtigung und das chinesische Theater in Beijing. Zudem sind auch z. B. Kapitel über die Rikschakulis, die Kinderarbeiter*innen und die Straßenbilder zu finden, in denen mehrere chinesische Städte vorgestellt werden. Diese unterschiedlichen Facetten des chinesischen Städtebilds sollen im Folgenden erläutert werden.

6.2. Die kolonisierte Stadt

In den 1930er Jahren genossen die Kolonialmächte aus dem Westen weiterhin ihre Privilegien, die aus den Ungleichen Verträgen sowie der Meistbegünstigungsklausel im 19. und 20. Jahrhundert resultierten. Zugleich setzte Japan mit Militarismus und Expansionismus den Überfall im Nordosten Chinas fort, wobei Ende 1931 die ganze Mandschurei besetzt und Anfang März 1932 dort der von Japan kontrollierte Marionettenstaat Mandschukuo gegründet wurde (vgl. Müller-Hofstede 2014: 824–828). Kisch traf ungefähr Ende März 1932 in der Mandschurei ein, wo er seine Chinareise begann.

6.2.1. Dalian und die Mandschurei

Der Reportagensammlung *China geheim* fügte Bodo Uhse 1950 in der Kisch-Werkausgabe des Aufbau-Verlags die Reportage *Ein Schnellzug wittert Morgenluft* als erstes Kapitel hinzu; die Reportage wurde zuerst 1936 in der Sowjetunion in Kischs Reportagensammlung *Abenteuer in fünf Kontinenten*³⁵ veröffentlicht (vgl. Streim 2011: 167–168). Das nachträglich hinzugefügte Kapitel funktioniert grundlegend als Wegweiser der Zwischenstationen zu Beginn der Chinareise (siehe Kapitel 6.1) und ergänzt Kischs erste Eindrücke des Landes. Aus dem Kapitel geht auch hervor, dass der Zeitpunkt seiner Ankunft nahe der Gründung von Mandschukuo Anfang März liegen muss. Über dieses Ereignis im Zusammenhang mit dem japanischen Einfall weiß Kisch

³⁵ In dieser Sammlung sind neben *Ein Schnellzug wittert Morgenluft* noch zwei weitere Reportagen aus *China geheim* aufgenommen, nämlich *Kinder als Textilarbeiter* und *Nanking und die Roten*.

Bescheid und er notiert seine Vermutung bei der Passkontrolle an der Grenze, nämlich dass die Chinesen dort wohl „schon Beamte des neuen japanischen Freistaats Mandschukuo oder solche, die es bald sein werden“ (Kisch 1953: 19), seien.

Während Kisch laut seiner Reisereportage in Manzhouli vor allem russische Firmentafeln auf der Hauptstraße und niedergebrannte Häuser wahrnimmt, in dieser Stadt, in der in seinen Augen alle Waren und Menschen „ausgemergelt, verstaubt“ aussehen (vgl. Kisch 1953: 21–22), ist in Harbin, einer Stadt mit Sojabohnenfeldern und vielen russischen Emigrant*innen, „nichts mehr los“ (vgl. Kisch 1953: 27). Statt Harbin gewinnt Changchun als „Haupt- und Residenzstadt der Mandschurei“ (Kisch 1953: 27), die den Autor durch den Bahnhof mit seinen ausschließlich japanischen Schriften beeindruckt (vgl. Kisch 1953: 28) an Bedeutung. In diesen Städten, in denen Kischs Zug anhält, nimmt er bereits die Auswirkungen der kolonialen Aktivitäten in diesem Gebiet wahr, da er immer wieder auf Fremdsprachen und Emigrant*innen sowie auf seit dem Krieg verwüstete Häuser und unbenutzte Felder aufmerksam wird.

Um auf ein Schiff umzusteigen, hält sich Kisch in Dalian auf. Diese seit dem Ende 19. Jahrhundert kolonisierte Stadt verfügt seiner Beschreibung zufolge über ein typisch westliches Straßenbild, das aus Wolkenkratzern, asphaltierten Avenuen, Straßenbahnen, Autos, europäischen Schaufenstern, amerikanischen Kinoplakaten besteht (vgl. Kisch 1953: 29). Was Kisch auffällt und seiner Meinung nach zu Ostasien gehört, sind nur die Rechentafeln, die im ansonsten modernen Telegrafamt noch zum Berechnen der Telegrammspesen benutzt werden, und die von Menschen gezogenen Rikschas (vgl. Kisch 1953: 30). An diesen Beobachtungen ist eine mögliche orientalistische Perspektive zu erkennen. Im Gegensatz zum Straßenbild ist das Bild am Hafen für Kisch eine typische Szene, die auf seinen Standort in Ostasien hinweist:

Unter drohend antreibendem Knallen der Peitsche ziehen die Kulis ihre Bahn vom Kai zum Schiff, vom Schiff zum Kai, schwankend unter der Last die ganze Schar, Gänsemarsch, die Peitsche knallt (Kisch 1953: 30).

Die Unterdrückung der lokalen Völker seitens der Fremden wird in Kischs Reportagen heftig kritisiert, was in der vorliegenden Arbeit noch analysiert wird (siehe Kapitel 6.2.3).

Kisch hebt diesen Schwerpunkt schon in der Schilderung seiner ersten Eindrücke von China hervor. Seine ersten Eindrücke können aber auch klischeehaft wirken, wenn er plötzlich über „die verkrüppelten Füße der Frauen“ schreibt:

Widerlich und erschütternd die verkrüppelten Füße der Frauen. Vom Säuglingsalter an abgeschnürt, sind sie wie Zapfen an dem Bein. Auf solchen Füßen kann man nicht gehen; mit den Fersen auftretend, wackeln die Frauen immer (Kisch 1953: 30).

Obwohl der Brauch, die Füße der Frauen abzuschnüren, trotz des Verbots ab 1912 im Zuge der Gründung der Republik China tatsächlich noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts existierte, fehlt in Kischs Absatz darüber der nötige Kontext. In den Abschnitten über seine Erlebnisse im Hafen und auf seiner weiteren Schiffsfahrt sowie über Dalian's Bedeutung als Umschlagplatz steht dieser selbstständige, aus nur drei Sätzen bestehende Absatz ohne weitere Erklärung dazu, wo und wann der Reisende diese Frauen beobachtet. Es ist kaum denkbar, dass diese Frauen als Kulis am Hafen tätig sein könnten oder einfach dort stehen, sodass ihre Füße zu beobachten sind. Plausibel ist jedoch, dass Kisch über die verkrüppelten Füße berichten will, als er drei Reportagen über China in seine 1936 herausgegebene Reportagen-Sammlung *Abenteuer in fünf Kontinenten* mit aufnimmt, wo dieser Aufsatz über Dalian und Mandschurei zum ersten Mal zusammen mit zwei anderen Aufsätzen aus dem Band *China geheim* veröffentlicht wird – eben weil die ungewohnt kleinen Füße der chinesischen Frauen zu den Stereotypen der Europäer*innen über China gehören. Da der Brauch des Füßebindens im ganzen Buch *China geheim* nur selten erwähnt wird, ist daraus abzuleiten, dass er keinen Schwerpunkt von Kischs Chinabild präsentiert, sondern höchstwahrscheinlich ein Teil von Kischs Strategie ist, in der Sammlung 1936 mit nur drei Reportagen die wichtigsten und auch die bekanntesten Eindrücke von diesem Land aufzuzeichnen, um die deutschsprachigen Leser*innen zufriedenzustellen.

Anders als dieser plötzliche Einschub in der einführenden Reportage basiert an anderer Stelle Kischs Beschreibung der verkrüppelten Füße der Frauen auf dem Kontext einer alltäglichen Szene in den Elendsbezirken Shanghais, und zwar mit der Beschränkung auf „ältere Frauen“ (Kisch 1953: 256), was auf die historische Entwicklung der veralteten

Sitte hinweist (siehe Kapitel 6.3.1). Ähnlich wie diese in einen Zusammenhang gebrachte Beschreibung von Kisch stellt Körber in ihren Reportagen die alten chinesischen Frauen mit verunstalteten Füßen als ihr zufolge eher rückständigere Frauen vom Land dar – zudem führt sie auch das Beispiel ihrer chinesischen Begleiterin an, deren Füße von ihrer rückständigen Mutter gebunden wurden – um den veralteten Gedanken hinter dieser Sitte hervorzubringen (siehe Kapitel 7.3.3). Anders als in den Reportagen von Kisch und Körber führt Huelsenbeck dieses Thema durch eine kurze direkte Rede in seinen Reisebericht ein, die auch seinen speziellen Sprachstil aufweist (siehe Kapitel 8.3).

Für die kolonisierte Stadt Dalian ist es neben den typischen Szenen auf der Straße und im Hafen auch kennzeichnend, einen Namen russischen Ursprungs zu haben, d. h. der Ortsname entsteht Kisch zufolge aus dem russischen Wort „Dalni“, das „das Ferne“ bedeutet, was auf den fernöstlichen Hafen hinweist, der „Umschlagplatz für alle Waren, die auf dem Landweg aus Europa kommen und auf dem Schiffsweg nach den Häfen des Fernen Ostens weitergehen“, ist (vgl. Kisch 1953: 30). Die Geschäfte der Fremden in China sind nur aufgrund dieses Warentransports möglich, wobei Hafenstädte wie Dalian eine große Rolle spielen und gleichzeitig auch den Fremden die Chance bieten, Kulis zu unterdrücken, was in Kapitel 6.2.3 noch detaillierter erläutert wird.

6.2.2. Die „Fremdenherrschaft“ in Shanghai

Nach seinem Umstieg auf ein Schiff fährt Kisch seiner Reisereportage zufolge über Qingdao in den Fluss Yangtze, dann in den Fluss Huangpu und kommt letztendlich im Hafen von Shanghai an (vgl. Kisch 1953: 30), wo er sich lange aufhält und viele Reportagen über seine Erlebnisse schreibt. Unter den 24 Reisereportagen in seinem Buch *China geheim* gibt es 16 Aufsätze über diese Stadt – davon dreizehn ausschließlich über Shanghai und drei mit Darstellungen sowohl von Shanghai als auch von den anderen Städten – wobei das damalige Shanghai als kolonisierte Stadt verschiedene Auswirkungen der „Fremdenherrschaft“ (Kisch 1953: 129) zeigt.

Ein wichtiges Organ der „Fremdenherrschaft“ ist laut Kisch der Stadtrat des Internationalen Settlements, bei dessen ausländischer Bürgerschaftsversammlung er

einmal anwesend ist. Neun von dreitausend Ausländern werden seinen Schriften zufolge gewählt,

welche unumschränkt über eine Weltstadt herrschen, über ein stehendes Heer und eine schwimmende Flotte verfügen, sich über internationale Verträge hinwegsetzen, einer Million Chinesen Gesetze und Steuern vorschreiben und erbarmungslos mit Maschinengewehren hineinschießen lassen, wenn eine Arbeiter- oder Studentendemonstration sich bis zur Nanking Road vorwagt (Kisch 1953: 201).

Der Stadtrat kontrolliert militärisch, diplomatisch, gesetzlich und steuerlich die Großstadt, wo die von Kisch hier kurz erwähnte Revolution niedergeschlagen wird und außerdem der Plan des Stadtrates befolgt wird, „die Stadt Schanghai zu einem Freistaat zu erklären“ (Kisch 1953: 203). Die sogenannte ausländische Bürgerschaftsversammlung, bei der Kisch anwesend gewesen ist, verfügt aber nicht über Macht, da Kisch, der für einen Vertreter des Berliner Lokal-Anzeigers gehalten wird, ein Bürstenabzug überreicht wird, worin alles Gesprochene schon im Voraus abgedruckt ist (vgl. Kisch 1953: 205). Die „Fremdenherrschaft“ beaufsichtigt die kolonisierte Stadt und hat auf der jährlichen Versammlung anstatt Demokratie nur Szenen eines Spiels zu bieten, was Kisch implizit kritisiert.

Ironisch beschreibt Kisch die Verwaltung dieses Organs unter dem Stadtrat als „streng international“ – obwohl „alle dreißig im Internationalen Settlement ansässigen Nationalitäten [...] durchaus gleichberechtigt“ sind, befinden sich alle Rechte in den Händen der Engländer, während die Chinesen keine Rechte haben dürfen (vgl. Kisch 1953: 202). Die strenge Internationalität der Verwaltung ist nur oberflächlich, wenn die Engländer die einzigen sind, die verwalten dürfen, weshalb Kisch das Internationale Settlement auch „das britische Regime“ (Kisch 1953: 202) nennt. Nicht nur das Recht zur Verwaltung, sondern auch „das Recht, Grundbesitz zu haben, sogar das Recht, öffentliche Parks zu betreten“ (Kisch 1953: 203) werden Kisch zufolge den Chines*innen verwehrt. Das Recht, mit den Fremden zu sprechen, haben Chines*innen nur, wenn sie Pidgin-Englisch, „die Sprache der Kolonien“ (Kisch 1953: 206), benutzen. Anders als Holitscher, der den Gebrauch dieser Sprache als freie Wahl und tückische Strategie der chinesischen

Kaufleute betrachtet (siehe Kapitel 5.4.1), erforscht Kisch eher die Struktur und Geschichte des Pidgin-Englischen. Es ist eine von den Europäer*innen erfundene einfache Sprache ohne Grammatik, deren Wortschatz Kisch als „kläglich primitiv[]“ (Kisch 1953: 206) bezeichnet. An den Intentionen der Fremden hinter der Schöpfung und Nutzung dieser Sprache übt Kisch Kritik. Einerseits entlarvt die Sprache selbst, „wie sie der Imperialismus in seiner Sprachschöpfung vollzieht“, indem das einzige Lehrbuch *Pidgin Inglis Tales* als Gedichtband präsentiert wird, in dem sich ein sogenannter „Dichter“ in dieser Sprache über einen Rikschakuli lustig macht (vgl. Kisch 1953: 211–212). Es ist bemerkenswert, dass Kisch hier explizit den Imperialismus nennt, was in seiner Reportage selten vorkommt. Andererseits verteidigt Kisch die Chines*innen und behauptet, dass „selbst die dümmsten unter ihnen in ihrem Hintern mehr Weisheit haben, als der Dichter und seinesgleichen im Gehirn“ (vgl. Kisch 1953: 212).

Diese Weisheit findet ihre Bestätigung in Kischs Betrachtung, dass die lokalen Völker die englische Sprache schon fließend sprechen, während die Fremden keinerlei Kenntnis der Sprachen des Fernen Ostens haben. Die Fremden schenken den Millionen der Einheimischen auch keine Aufmerksamkeit, die europäische Sprachen beherrschen und Bücher sowie Zeitschriften in den Fremdsprachen lesen. Pidgin-Englisch bleibt die Sprache, die sie den Chines*innen beibringen wollen, weil die klugen Einheimischen für sie nur zum „Wirtsvolk“ gehören und sie nicht wünschen, „mit einem Kuli in der gleichen Sprache zu verkehren, in der man mit Gentlemen verkehrt“ (Kisch 1953: 207). Die Verachtung hinter der Nutzung dieser Sprache veranschaulicht die Arroganz der Kolonist*innen und findet keine Zustimmung bei Kisch.

Mit dem politischen Organ der absoluten Macht über die Stadt und der speziell für die Lokalen erfundenen, primitiven Sprache können die fremden Herrschenden ihr Leben in der kolonisierten Stadt auf luxuriöse Weise genießen. Die Engländer*innen können „täglich seit fünfzehn Jahren, an der Bar des Schanghai-Clubs würfeln und Whisky trinken“ (Kisch 1953: 206), während die Portugies*innen trotz ihrer Verwandlung in die „Makanesen“, eine Kombination von „Macao“ und „Chinesen“, „hochtönende Adelsnamen tragen und allwöchentlich zur Beichte gehen und in ihrem Club de Recreo

mindestens so exklusiv sind wie die Anglosachsen im Schanghai-Klub“ (Kisch 1953: 131–134). Die Japaner*innen im Hongkou-Bezirk ehren nach Kischs Reportage ihre als „Lebende[] Bomben“ verstorbenen „Helden“ mit Opferspeisen, Gebet, Musik, wohlriechendem Rauch und Militärfilmen bei einer offiziellen Totenfeier am Nachmittag und führen am gleichen Abend ein reiches Nachtleben mit Tanzveranstaltungen und Bordellbesuchen (vgl. Kisch 1953: 65–70).

Die Fremden finden für die Aufrechterhaltung ihrer Kolonialherrschaft und ihres luxuriösen Lebens sogar Argumente, die Kisch widerlegt. Ein Argument lautet, dass sich die Chines*innen wegen der Korruption nicht selbst verwalten könnten. Kisch gesteht zu, dass das Wort „squeeze“, nämlich Bestechung, „eine große Verbreitung und eine große Bedeutung in China“ (Kisch 1953: 114) habe. Nicht nur die Geschäftsleute, sondern auch die anderen haben damit etwas zu tun:

Squeeze ist das, was der Minister von der Rüstungsindustrie und den Banken bekommt.

[...]

Squeeze bekommt und bezahlt die Kuomintang.

Squeeze bekommt der General von seinem Gegner.

Squeeze bekommt der Detektiv von den wohlhabenden Verbrechern, squeeze bekommt... nun, jeder bekommt oder bezahlt squeeze (Kisch 1953: 115).

Aber Kisch betont, dass das Wort ein englisches Wort ist, und dass es das gleiche Phänomen auch in Chicago gibt. Des Weiteren profitieren die Fremden selbst von diesem Phänomen, das von ihnen als Ausrede benutzt wird:

Jedenfalls hat kaum ein Chinese oder eine chinesische Körperschaft jemals soviel squeeze bekommen wie die Behörden der französischen Konzession von den Opiumschmugglern, den Spielkasinos, den Opiumhöhlen, den Bordellen, den Gangs (Kisch 1953: 116).

Auch wenn die Bestechlichkeit in China nach Kischs Betrachtung nicht zu verneinen ist, kann sie das Argument der Kolonialherrschaft nicht unterstützen, weil die Fremden auch daran Beteiligte sind, die „squeeze“ bekommen und sogar fordern. Ohne ihr Eingreifen könnte die Situation in China anders sein.

Ein anderes Argument für die Aufrechterhaltung der Fremdherrschaft ist, dass es die Fremden seien, „die einen sumpfigen Winkel am Whangpoo zur stolzen Großstadt gemacht haben“, und die „Minderwertigkeit“ der Chines*innen dadurch bewiesen würde, dass sie die sogenannte „Tatsache“ nicht dankbar anerkennen (vgl. Kisch 1953: 164). Dagegen argumentiert Kisch mit sechs „Als ob“-Sätzen, dass sich China in der Zeit der Dampfschiffahrt nach der Industriellen Revolution ohne Diktatur von Fremden selbst schnell weiterentwickeln werde und sich die Stadt Shanghai mit der einzigartigen geographischen Position auf alle Fälle in einen Welthafen verwandeln werde wie die japanischen Küstenstädte (vgl. Kisch 1953: 164–165). Eine harsche Kritik richtet Kisch auch gegen die Methoden der kolonialen Diktatur:

Die asiatischen Yankees haben die Urbevölkerung Chinas am Leben gelassen, um aus ihr Konzessionen und Kontributionen, Idemnitäten [sic] und Realitäten herauszupressen, aus ihr einträgliche Objekte für Opium und Morphinum, Korruption und Prostitution zu formen, aus ihr Zugtiere und Haustiere und Arbeitstiere zu machen, ihre Kinder an Kinder-Spinnmaschinen zu stellen und ihren Boden zu besetzen (Kisch 1953: 165).

Im Vergleich zur Urbevölkerung Amerikas hat jene in China anscheinend Glück, weiter leben zu dürfen. Aber ihr Leben verarmt und verschlechtert sich durch die Unterdrückung der Fremden. Die Chines*innen brauchen laut Kisch den Fremden überhaupt nicht dankbar zu sein, weil sie auch ohne Unterdrückung Arbeitskräfte für die Entwicklung der Stadt wären, aber die brutalen Situationen waren für sie zur Zeit von Kischs Reise schon eine unvermeidliche Realität, wie im nächsten Kapitel detaillierter erläutert werden soll.

6.2.3. Geschäfte der Fremden in Shanghai

Die Fremden haben ihre eigenen Geschäfte in der kolonisierten Stadt Shanghai, um Geld für ihren Luxus zu verdienen, weswegen sie den Zugang zur Chinesenstadt nicht ganz sperren. Kisch erklärt in seiner Reisereportage, dass der weiße Händler „gelbe Makler, Stadtreisende und Inkassisten“ und vor allem „seine Kunden und Kulis“ braucht (vgl. Kisch 1953: 254), damit die „Chinesenstadt“ auch unter seine Kontrolle fällt und seinem kolonialen Ziel dient. Wie Christoph Schaub demonstriert, knüpft Kischs literarische

Darstellung des Proletariats an die Tradition der frühen Stadtforschung an, die sich mit der zuerst in England aufkommenden Urbanisierung und Industrialisierung entwickelt, wobei die Proletarier*innen als „radikal Andere“ mit Chaos, Krankheit und „Bilder[n] aus dem kolonialen Diskurs“ assoziiert werden (vgl. Schaub 2019: 204–205). Kischs Schilderung der chinesischen Proletarier*innen, die in die Geschäfte der Fremden verwickelt werden, kann dafür als repräsentatives Beispiel fungieren.

6.2.3.1. Kulis auf der Straße und am Hafen

Die Rikschakulis, die als das hauptsächliche Verkehrsmittel der fremden Händler fungieren, sind die von den Fremden am häufigsten in Anspruch genommenen Kulis. Kischs Reisereportage berichtet über die genaue Anzahl der Rikschakulis in Shanghai, über die er ohne detaillierte Recherche keine Kenntnis hätte erhalten können – ihm zufolge sind in dieser Branche 24 378 Kulis tätig, die über 100 000 Familienmitglieder ernähren (vgl. Kisch 1953: 85). Die daraus folgende Konkurrenz wird in Kischs Schriften veranschaulicht, mit einer schriftlichen Beschreibung und einer Art konkreten Poesie:

Du trittst aus irgendeinem Haus, im gleichen Augenblick stoßen sie von allen Seiten auf dich zu, im Augenblick bist du umzingelt von einer Wagenburg, umtost von einladenden, flehenden Rufen.

Riksch
 Riksch Riksch
 Riksch du Riksch
 Riksch Riksch
 Riksch

(Kisch 1953: 82–83).

Diese literarische Form leistet hier einen Beitrag dazu, dass die Reportage die berichtete Realität anschaulicher darstellt, damit die Leser*in Wörter wie „umzingelt“, „Wagenburg“ und „umtost“ schnell eindeutig verstehen kann. Die starke Konkurrenz verhindert jedoch nicht, dass die Rikschakulis „überall und immerdar auf den Kunden lauern, auch nachts, auch während des Krieges, trotz des Standrechts, trotz des Verbots,

sonst könnten sie nicht einmal so leben, wie sie leben“ (Kisch 1953: 82). Ihr Durchschnittseinkommen, von dem die ganze Familie lebt, beträgt laut Kisch zwölf mexikanische Dollar im Monat, wenn sie jeden Tag fahren und laufen, „Nacht und Tag, kreuz und quer, Schritt und Trab, kreuz und quer, in Tropenglut und Regen“ (Kisch 1953: 82). Diese Anhäufung der Wortpaare schildert lebendig das Tempo der Schritte der Rikschakulis und veranschaulicht ihren Fleiß und die Dringlichkeit in ihrer Arbeit. Traurigerweise gibt es daneben ein „Durchschnittsleben in diesem Beruf“, d. h. nach fünfeinhalb Jahren sterben viele von ihnen an Überanstrengung, Herzkrankheiten, Lungenschwindsucht, Gefahr oder Misshandlung (vgl. Kisch 1953: 85–86).

Mit schweren Arbeitsbedingungen sind in der Stadt nicht nur die Rikschakulis konfrontiert, sondern auch die Kulis am Hafen. Während Holitscher den rhythmischen Gesang der Kulis in Guangzhou als „die eigentliche Musik [...] der Stadt“ (Holitscher 1926: 231) betrachtet und mit dem primitiveren Gesang der Beladenen in Indien vergleicht (siehe Kapitel 5.2.1), demonstriert Kisch das „Kulilied“ (Kisch 1953: 228) in Shanghai mit einigen Absätzen der konkreten Poesie, es besteht seinem Eindruck nach immer aus den gleichen sechs Silben in gleicher Melodie, wie z. B.:

Kulis steigen herauf mit den Ballen unsortierten Abfalls.

hang-la.

hui-la

Ley-la

Kulis steigen hinab mit sortiertem Material.

Ley-la

hui-la

hang-la (Kisch 1953: 230).

Damit wird neben den Geräuschen und Bewegungen der Kulis auch die schräge Rampe dargestellt. Die einzigen Teile der konkreten Poesie können auch auf verschiedene Arten und Weisen kombiniert werden, um Details aus dem Leben dieser Kulis zu illustrieren. Wenn eine Gruppe Kulis von hinten die vordere Gruppe überholen will, wird in Kischs

Reportage nicht nur das Wort „ich komme, tritt zur Seite“ (Kisch 1953: 227) wiedergegeben, sondern auch die Szene aufgezeichnet:

Ley-la, hui-la,

hui-la, hang-la (Kisch 1953: 227).

Darüber hinaus beschreibt Kisch auch eine Szene, in der eine Schar von Kulis das Material vom Dampfer in den Speicher hinaufträgt, während eine andere Schar von Kulis gleichzeitig die verarbeiteten Waren vom Speicher auf den Dampfer im Fluss herabtransportiert. Ihre Wechselgesänge werden als gekreuzt dargestellt:

Ley-la

hang-la.

hui-la

Ley-la

hang-la (Kisch 1953: 232).

Durch das ständige Auftauchen der konkreten Poesie in dieser Reisereportage über den Shanghaier Hafen wird der Leser daran erinnert, dass der Schwerpunkt dieses Aufsatzes die Beschreibung der schlechten Arbeitsbedingungen der Kulis am Hafen ist, während es andererseits auch präzise Information über die Geschäfte mit Bettfedern, Därmen und Nahrungsmitteln in den Speichern gibt. Die Form der konkreten Poesie funktioniert wie ein „Spotlight“ im Text, das sich immer auf die schwer beladenen Kulis richtet, die ein „charakteristisches Straßenbild Schanghais“ (Kisch 1953: 227) bilden. Die Warenballen sind so schwer, dass sich die Kulis mit Bambusstangen „in gebückten Kolonnen“ (Kisch 1953: 231) bewegen, und es besteht die Gefahr, dass sie von den schweren Waren verletzt werden können, wobei Kisch von einem Kuli mit zerquetschten Fingern berichtet, der sich ohne Verbandskasten oder Unfallstation die zwei Finger auf Ratschläge seiner Kameraden hin mit Baumwolle und einem Stück Jute verbindet (vgl. Kisch 1953: 235). „Wo Holitscher die kindliche Vitalität der orientalischen Natur bewundert, sieht Kisch nur einen Extremfall von Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft“ (Streim 2011: 169), wobei die Habgier und Unmenschlichkeit der Fremden unterstrichen werden.

6.2.3.2. Die Arbeiterschaft

Die Arbeitsbedingungen aller Kulis sowie Arbeiter*innen am Hafen dienen nur dem kolonialen Ziel, bieten ihnen jedoch keinen Schutz. Die Speicher, in denen die Armen arbeiten, werden Kisch zufolge „Godown“ genannt, der Name kommt von dem malaiischen Wort „gadong“.³⁶ Kisch erklärt, dass die Schreibweise „Godown“ keinen Zusammenhang mit der Vorstellung des Kaufmanns aus der Dickens-Zeit hat, der seinen Lehrling mit dem Befehl „Go down“ in den Keller schickt (vgl. Kisch 1953: 228). Aber die Arbeitsverhältnisse erinnern doch an die Dickens-Zeit:

[...] der Londoner Kaufmann in Schanghai hält die Arbeitsbedingungen aus der Dickens-Zeit aufrecht und sorgt dafür, daß sie sich nicht einmal so weit ändern, wie sie sich in England geändert haben (Kisch 1953: 228).

Ununterbrochen arbeiten die mongolisch-chinesischen Menschen doppelt so lange wie die wenigen indogermanisch-kaukasischen Menschen, die in den „Godowns“ nur in der Rechnungs- und Kontrollbeamtschaft tätig sind und in Schichten wechseln. Trotz der Modernität des Betonhauses gibt es Kisch zufolge darin weder Ventilation noch Entstaubungsmaschinen, wobei die einzigen modernen Anlagen die automatischen Feuerlöschvorkehrungen sind, die eher die Räume und Produkte schützen als die Arbeiter*innen (vgl. Kisch 1953: 231–235). Die Arbeiter*innen tun aber alles für die fremden Unternehmen:

Wohlfeiler als die wohlfeilste Maschine ist der chinesische Mensch, seine Hände sind der Elevator, seine Arme die Ketten, seine Schultern das Lastauto, seine Beine die Betriebsbahn – diese Maschinen brauchen keinen Mechaniker, kein Treiböl, und ein Defekt kostet den Unternehmer nichts, wenn seine Maschine ein Mensch ist (Kisch 1953: 233).

Der Unternehmer kümmert sich nicht darum, dass sich die erwachsenen und minderjährigen Arbeiter*innen, „die Chinas Waren für Europa und Amerika versandbereit gemacht haben, Daunen für Kissen, Eidotter für Mayonnaisen, Därme für

³⁶ Kischs Buchstabierung basiert höchstwahrscheinlich auf der Aussprache des Wortes und seiner eigenen Assoziation mit „Go down“. „Gadong“ ist jedoch kein tatsächlich existierendes malaiisches Wort. Das malaiische Wort für „Speicher“ müsste „gedung“ oder „gudang“ sein (vgl. Kahlo 1950: 53, 58).

Würste, Seide für Kleider, Felle für Pelzmäntel“ (Kisch 1953: 235), nach ihrer langen Schicht kraftlos von anderen mit den einrädriigen Wheel-barrows nach Hause ziehen lassen müssen. Die anstrengende Arbeit gefährdet die Gesundheit der Kulis und der Arbeiter*innen, sowohl am Hafen als auch in Fabriken.

In Textilfabriken ist es laut Kischs Bericht möglich, dass eine ganze Familie lebenslang dort arbeitet: Männer arbeiten in den Verpackungsräumen, Elektrizitätswerkstätten, Kontoren oder als Wache und Knaben sind für die ständigen Reinigungsarbeiten verantwortlich (vgl. Kisch 1953: 121), während Frauen sich lebenslang rund um die Maschinen aufhalten – als Neugeborene unter dem Webstuhl, als Mädchen an der Spinnmaschine, als Mutter am Scherbaum und als Großmutter nähen sie die Ballen zusammen (vgl. Kisch 1953: 126).

Selbst die Mädchen müssen Kisch zufolge zwölf bis vierzehn Stunden täglich ohne Mittagspause arbeiten, ohne eine saubere und sichere Umgebung zu haben. Den von zu Hause mitgebrachten Reis holen sie in Eile aus dem Heizraum und essen ihn an der sich weiterdrehenden Maschine in Faserflug und Staub. In den Seidenspinnereien werden Kokons im siedenden Wasser von Kindern, oft kaum fünfjährigen, ohne Handschuhe und Löffel, sondern nur mit bloßen Händen eingeweicht (vgl. Kisch 1953: 126–127). Die schlechten Arbeitsbedingungen sind ein direkter Grund dafür, dass zahlreiche hilflose Kinder in den Betten der Tuberkuloseklinik liegen, die Kisch auch besucht:

„Eine genügt“, sagt der Arzt.

Wir haben um die Erlaubnis gebeten, einige Krankheitsgeschichten abschreiben zu dürfen.

„Wozu einige? Die Fälle sind im Grunde alle gleich.“ Er deutet ringsumher auf die Betten in der Schanghaier Tuberkuloseklinik. Aus unentwickelten Kinderkörpern dringt roter Husten.

„Alle sind Fabrikarbeiterinnen, sie haben die gleiche Anamnese und den gleichen Befund.

Wozu brauchen Sie einige Krankheitsgeschichten? Eine genügt.“

Sie genügt wirklich [...] (Kisch 1953: 118).

In diesen kurzen Absätzen vor der Dokumentierung der Krankheitsgeschichte werden abwechselnd die Antworten des Arztes in direkter Rede und Kischs Gedanken zur Szene präsentiert. Anders als Huelsenbeck, der in seinen Reiseberichten häufig Gespräche in direkter Rede einführt, benutzt Kisch in seinen China-Reportagen diese Sprachform nur selten. Die prägnanten Antworten des Arztes heben seine Autorität hervor, wobei diese spezifische Form der direkten Rede die Glaubwürdigkeit unterstreicht. Die dementsprechend auch knapp formulierten Darstellungen außerhalb der Anführungszeichen fungieren als Kischs Bestätigung der vom Arzt vorgestellten Situation, was den dokumentarischen Charakter dieser Absätze noch einmal verstärkt. Die Wiederholung des kurzen Satzes „Eine genügt“ als „Sie genügt wirklich“ betont die Brutalität der schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen dieser noch nicht einmal erwachsenen Arbeiterinnen.

Danach wird die einzige, aber allen anderen ähnliche Krankheitsgeschichte wiedergegeben, in der die kurze Lebensgeschichte eines Mädchens nach seiner Ankunft in Shanghai, der Gesundheitsstatus seiner Familienmitglieder, die Anamnese des Mädchens, sein jetziger Status und die Diagnose geschildert werden, wobei das Format der Krankheitsgeschichte mit kursiven Ausdrücken „*Aus dem Status praesens*“ und „*Diagnose*“ auch beibehalten wird. Am Ende dieses Teils der Reportage findet noch ein kurzes Gespräch von zwei Zeilen statt:

„Gibt es Hilfe?“ fragen wir den Arzt.

„In China? Nein“ (Kisch 1953: 119).

Das hilflose Gefühl wird durch die Knappheit des Gesprächs hervorgehoben. Die Arbeiterschaft der damaligen chinesischen Industrie besteht laut Kischs Reportage zu vierzig Prozent aus Kindern (vgl. Kisch 1953: 119). In einer Spinnerei in Shanghai beobachtet Kisch „Miniaturmaschinen“, nämlich die erwähnten „Kinder-Spinnmaschinen“ (Kisch 1953: 165), die der Größe der kleinen Mädchen angemessen sind, wobei er keine Plakette der Herstellungsfirma findet, während auf den großen Maschinen überall auffällige Plaketten zu sehen sind (vgl. Kisch 1953: 120). Auf Kischs

Frage, ob die „Miniaturmaschinen“ eigens für China erfunden wurden, antwortet ein englischer Fabrikvertreter eindringlich:

Im Gegenteil, die Child-Size-Machinery war jahrzehntelang im ganzen Textilgebiet von Lancashire in Gebrauch. Als man die Kinderarbeit in Großbritannien verbot, wurden die Maschinen nach Amerika geliefert, nach New England und in die Negerstaaten des Südens. Erst jetzt gehen sie in die Kolonien und nach China (Kisch 1953: 121).

Darauf erwidert Kisch ironisch und bittet „höflich um Entschuldigung, England ungerechterweise verdächtigt zu haben“ (Kisch 1953: 121). Obwohl die Maschinen nicht speziell für China erfunden sind, dienen sie von Anfang an auf unmenschliche Weise dem Profit der Unternehmen und auch dem kolonialen Ziel.

Den Sklavenhandel, inklusive des offenen Kinderkaufs zu Prostitutionszwecken, der in Hongkong, der britischen Kolonie, am ausgeprägtesten stattfindet, erwähnt Kisch ebenso. Im Gegensatz dazu verkaufen ihm zufolge die Großstadtkulis z. B. in Shanghai fast niemals ihre kleinen Töchter, damit sie auch in der Fabrik für die Familie mitverdienen können, wobei der niedrige Lohn der Erwachsenen zugleich „Ursache und Wirkung der Kinderarbeit“ ist (vgl. Kisch 1953: 123–124). Hiermit begründet sich Kischs Kritik an der Förderung der Kinderarbeit seitens der fremden „Fabrikherren“. Er hält „die Einstellung von Kinderarbeitern als Wohltat an den Proletarierfamilien [...], die sonst nicht genug zum Leben hätten“ (Kisch 1953: 122) für falsch, weil die Fremden somit doch ihren Beitrag zum Elend der Familien leisten. Darüber hinaus lehnt der Stadtrat des Internationalen Settlements 1924 die in Kischs Augen „recht bescheidene[n]“ Anregungen der Shanghai Child Labour Commission über das Mindestalter der Kinderarbeit von zehn Jahren sowie zwölf Arbeitsstunden, einen Ruhetag in vierzehn Tagen und grundlegende Sicherheit für Kinder unter vierzehn Jahren ab, und zwar weil die Abwesenheit der Gemeindemitglieder zur fehlenden Beschlussfähigkeit führt (vgl. Kisch 1953: 128–129). Aus den englischen Zeitungen vom nächsten Tag, in denen Kisch vermutlich nachgeschlagen hat, erfährt er diese Vereitelung der Anregungen, die ähnlich wie die von Körber dokumentierte misslungene Arbeitsschutzgesetzgebung im Jahr 1929 (siehe Kapitel 7.2.3) zugunsten der fremden

Kolonist*innen entschieden wurde. Damit beendet Kisch seinen „Bericht über soziale Verhältnisse in Schanghai“ (Kisch 1953: 129).

6.2.3.3. Waffengeschäfte und Krieg

Das Prinzip der Kolonialherren „Zuerst der Profit, dann die Humanität“ (Kisch 1953: 93) wird nicht nur im Bereich der Produktion, sondern auch beim Handel durchgesetzt. Die englischen Kaufleute zwingen Kisch zufolge den Chines*innen englische Baumwoll- und Wollwaren und vor allem indisches Opium auf, wobei sie mehr Wert auf die englische Handelsbilanz als auf den Schutz von einigen Millionen Chines*innen vor Vergiftung legen (vgl. Kisch 1953: 92–93). Die französischen Eindringlinge betreiben in ihrer Konzession zahlreiche Opiumhöhlen, die in der ‚Chinesenstadt‘ verboten sind, und Spielklubs, in denen alle chinesischen Gesellschaftsklassen an die ausländischen Geld- und Hintermänner Geld verlieren. Ihre Geschäfte kritisiert Kisch ironisch:

Bei Ausübung von Hehlerei und Kuppelei und Gelegenheitsmacherei und Handel mit Rauschgiften und Verleitung zum Hasardspiel unterstehen sie der Gerichtsbarkeit ihrer Rasse und Klasse. Nach deren Rechts- und Moralbegriffen gelten diese Verbrechen, sofern sie in China begangen werden, nicht als Verbrechen, sie sind Kolonialgeschäfte, es kommt nur darauf an, wieviel man verdient (Kisch 1953: 137).

Kisch bezeichnet diese Kolonialgeschäfte direkt als „Verbrechen“, obwohl ihm die französischen Geschäftsleute nicht zustimmen würden, wobei seine antikolonialistische Einstellung klar geäußert wird. Er kritisiert, dass die französischen Eindringlinge in der chinesischen Kolonie Verbrechen begehen, ohne die rechtliche und moralische Schuld tragen zu müssen, während die englischen Unternehmen die Bedingungen der Arbeiter*innen, insbesondere die der Kinderarbeiter*innen, auf dem Niveau der Dickens-Zeit halten, um davon zu profitieren.

Zu den verbrecherischen, unmenschlichen Kolonialgeschäften in Shanghai gehört zur Zeit von Kischs Reise auch das Waffengeschäft. Im Gespräch mit einem „Herr[n] Zunder“ in Shanghai, der laut seiner Reisereportage für einen Waffenkonzern arbeitet und dessen Name einen wörtlichen Zusammenhang mit Waffen hat, erfährt Kisch von der

Einstellung, dass die Welt „in die Interessengebiete der Waffenfabriken“ eingeteilt wird, und dass Shanghai ein „Sauhaufen“ mit Vertretern von hundert Waffenfabriken ist (vgl. Kisch 1953: 161). Obwohl 1919 ein „Arms-Embargo-Agreement“ von den Mächten unterzeichnet wurde, das die Einfuhr von Waffen, Munition und Herstellungsmaterial nach China verbieten sollte, werden laut Kisch in China noch Stahlhelme und Flugzeuge „zu dekorativen Zwecken, [...] zu Zivilzwecken“ von Briten verkauft (vgl. Kisch 1953: 170–171).

Da Deutschland 1919 noch nicht vertragsberechtigt und von der Vereinbarung ausgeschlossen war, übernahmen die Deutschen „die Führung des Waffenhandels“, woran Kisch ironisch Kritik übt (vgl. Kisch 1953: 171–172). Auch wenn die deutsche Reichsregierung mit dem Verband der deutschen Reedereien und dem Ostasiatischen Verein in Hamburg 1927 ein Abkommen gegen Kriegswaffen und Kriegsmunition in deutschen Häfen oder auf deutschen Schiffen abgeschlossen hat, läuft das Waffengeschäft entgegen dem Abkommen weiter, aber mit allen möglichen Ausreden und Deckungen, die in Kischs Reportage durch offizielle Erklärungen und Zeitungstelegramme der deutschen Außen-, Wehrminister u. a. sowie die Notierung des „[s]elbstverständlich“ geheimen Prozesses dokumentarisch und gleichzeitig satirisch dargestellt werden (vgl. Kisch 1953: 172–180). Auf diesen Waffenschmuggel, den die deutschen Behörden verschleiern wollen, richtet auch Huelsenbeck seine Aufmerksamkeit, indem er sich sowohl in einer Reportage und dem Reisebericht *Der Sprung nach Osten* als auch in seinem späteren Roman *China frisst Menschen* mit dieser Thematik beschäftigt (siehe Kapitel 8.1).

Wo das Waffengeschäft blüht, gibt es auch ständig Konflikt und Krieg. Für einen ehemaligen amerikanischen Matrosen, der ein Wirt am Hafen werden möchte, ist Shanghai „der beste Platz am Pazifik“, der für eine Gaststätte besser als Hongkong, Saigon, Manila und Singapur geeignet sei, weil es dort immer kriegerische Verwicklungen und deswegen auch Seestreitkräfte gebe, die zum Wirtshaus kommen (vgl. Kisch 1953: 214). Von den Arbeiterkorrespondent*innen, die eine wichtige Gruppe der

linken Publizist*innen in der Weimarer Republik waren (siehe Kapitel 2.1.2), erfährt Kisch, wohin die Ware aus dem Waffengeschäft geht:

[N]ach Hongkong, in die britische Kronkolonie, nach Tsingtao, wo die Nordgenerale hausen, nach Dairen, wo Japans Flottenbasis ist, und nach Schanghai, wo am Ufer und auf dem Fluß alles bis auf die Zähne bewaffnet ist, mit Ausnahme des chinesischen Volkes (Kisch 1953: 185).

Die Fremden rüsten auf, um ihren Profit in China zu gewährleisten, und ergreifen in den inneren Bürgerkriegen Partei für die einheimischen Unterdrücker, nachdem sie mit dem Waffengeschäft mit beiden Seiten gutes Geld verdient haben (vgl. Kisch 1953: 165–166), all dies ohne Rücksicht auf das einheimische Volk. Was sie verkaufen, bezeichnet Kisch als „Maschinen zur Erzeugung von Leichen aus lebendigen Menschen“ (Kisch 1953: 175). Er hat Mitleid mit dem Volk der unteren Schichten und entlarvt die gesamten Verbrechen der Fremden:

Raubbau statt Wirtschaft, Waffen statt Arbeitsmaschinen, Opium statt Nahrung, Missionare statt Lehrer, Polizei statt Gewerkschaften, das sind Europas Brautgeschenke an China (Kisch 1953: 233).

Diese Brautgeschenke führen zur Armut, Krankheit und sogar zum Tod der Chines*innen. Schon bei der Beschreibung von Nowosibirsk, einer Zwischenstation in Russland auf dem Weg nach China, vergleicht Kisch das rückständige Straßenbild mit den Zuständen in China, „die Japan veranlaßt haben, mit Bombenflugzeugen, Giftgas, Kanonen, Okkupation und Annexion dreinzufahren“ (Kisch 1953: 15), und sieht bereits vorher, dass die Zustände in China noch schlimmer werden würden, was auch von seinen ersten Eindrücken am Fort Wusong an der Mündung der Flüsse Yangtze und Huangpu vom Schiff aus bestätigt wird. Zusammen mit den Reaktionen der japanischen Fahrgäste wird die Verwüstung kurz beschrieben:

Die japanischen Herren und Damen auf dem Promenadendeck zeigen einander die Häuserleichen, in denen es Menschenleichen gab, machen einander lachend auf die grotesksten Stücke des Trümmerwerks aufmerksam. [...] Von den Gebäuden am Ufer

sind nur die unversehrt, über denen sich fremde Fahnen bauschen. [...] Sonst ist nichts ganz geblieben ringsumher. Nichts (Kisch 1953: 31–33).

Selbst das Wort „Wusong“ scheint seit Ende Januar 1932 für Kisch „wie das dunkle Summen einer Brisanzgranate durch Äther und Kabel“ (Kisch 1953: 31) zu klingen, was bedeutet, dass er bereits Monate zuvor auf den Krieg in Shanghai aufmerksam geworden ist. Er weiß, dass die Japaner den Krieg ausgelöst haben, was dazu führt, dass er sorgfältig die japanischen Fahrgäste auf dem Schiff beobachtet und ihre Reaktionen notiert. Auch wenn er die Szene nicht selbst gesehen hätte, würde er trotzdem den Satz über die „japanischen Herren und Damen“ schreiben, um die Spannung zwischen den chinesischen „Menschenleichen“ und den „lachend[en]“ Japaner*innen zu betonen.

Die Brutalität, ja Barbarei der japanischen Armee wird zugespitzt, wenn in der Reportage beschrieben wird, wie sie den Schwerpunkt ihrer Zerstörung der Stadtbezirke auf die Kulturstätten legen: Von allen chinesischen Schulen, Bibliotheken, Druckereien usw. sollte nichts übrigbleiben – die Commercial Press und deren Unikate alter Drucke, die Arbeiteruniversität sowie die deutsche Tongji-Universität werden zerschossen oder zerbombt (vgl. Kisch 1953: 36–37). Das Denkmal des Gründers der Arbeiteruniversität

setzen sich die japanischen Schützen aus Langerweile zum Ziel, bis der steinerne Kopf in den Sand rollte. Bevor die Völkerbundskommission kam, hatte man den Torso vom Sockel gestürzt und zerstampft, damit sie dieses Denkmal des überflüssigen Vandalismus nicht zu sehen bekomme. Nur wenn man zu Fuß die Schlachtfelder durchstreift, findet man auf dem Müll die Gliedmaßen des steinernen Gelehrten unter zerrissenen Universitätsmatrikeln und Kollegienheften (Kisch 1953: 36–37).

Wenn man diese Passage liest, würde man sie zunächst als ein direktes Beispiel der Zerstörung der Kulturstätten betrachten und glauben, dass Kisch die Szene des japanischen Vandalismus persönlich gesehen habe. Es ist völlig plausibel, dass die japanischen Soldaten, die gar keinen Respekt vor den Kulturstätten zeigen, dieses Denkmal zum Spaß zerschossen haben. Es ist jedoch kaum möglich, dass Kisch an Ort und Stelle war, weil es um eine Tat geht, die die japanische Armee verschleiern wollte. Auch wenn Kisch kein Mitglied der Völkerbundskommission war, hätte man ihm nicht

erlaubt, als Augenzeuge dabei zu sein. Kisch war höchstwahrscheinlich derjenige, der „die Schlachtfelder durchstreift[e]“ und die Gliedmaßen entdeckte. Mit der „logischen Phantasie“ ergänzte er als ein Reisender in Shanghai Ende März 1932 den Vorgang, wie das zerschlagene Denkmal auf dem Müllhaufen gelandet ist. Diese von Kisch ironisch geschilderte Szene, die den lügenhaften Charakter dieser „japanischen Schützen“ hervorhebt, unterbricht die Kontinuität der Reportage nicht und steht „mit den Tatsachen in rhythmischem Einklang“ (Kisch 1947b: 253).

Der oben erwähnte Völkerbund ist eine zwischenstaatliche Organisation, die 1919/20 als Teil der Ergebnisse der Pariser Friedenskonferenz nach dem Ersten Weltkrieg entstand und die Verantwortung für „den Frieden und die Sicherheit“ tragen sollte (vgl. Rönnefarth/Euler 1959: 38), obwohl es auch „ein letzter [...] Versuch, die europäische Großmachtspolitik des 19. Jahrhunderts weiterzuführen“ (Herren 2009: 55), war. Wegen des in der Einführung von Kapitel 6.2 erwähnten japanischen Angriffs in der Mandschurei wurde nach dem Beschluss des von China aufgerufenen Völkerbundsrates Ende 1931 die Lytton-Kommission³⁷ zur Untersuchung des japanisch-chinesischen Konfliktes eingesetzt. Was diese Kommission, die zur Zeit von Kischs Reise ebenso in China war, in China tut, leistet Kisch zufolge aber kaum einen Beitrag zum Frieden dieser Gegend. Die Delegation besichtigt laut seiner Reportage erst die Schlachtfelder, nachdem die japanischen Eindringlinge den Kriegsschauplatz „ein wenig“ aufgeräumt haben, damit die Herren die „Gruppen hingerichteter Chinesen und Chinesinnen“, „Leichen mit Knebeln im Mund, mit abgehackten Gliedmaßen“ nicht sehen, die ihren Appetit verderben könnten, da sie „mit Empfängen, Tees, Dinners und Soupers belastet sind“, und zwar von den Japaner*innen veranstaltet, nicht von den einheimischen Chinesen*innen, die auch Mitglied des Völkerbundes sind (vgl. Kisch 1953: 34–35). Die Herren der Kommission bleiben in Kischs Augen ironischerweise ein Außenseiter des Kriegs, dem

³⁷ Zu der Kommission gehörten Vertreter der USA, Englands, Deutschlands, Frankreichs und Italiens unter dem Vorsitz Lord Lyttons aus England. Der Lytton-Bericht, der am 4. September 1932 von den Kommissionsmitgliedern unterschrieben und am 25. Februar 1933 auf einer Völkerbundversammlung erstattet wurde, versuchte einen Kompromiss zwischen den Interessen der chinesischen und japanischen Völker zu erreichen und führte am 27. März 1933 zum Austritt Japans aus dem Völkerbund (vgl. Bartholdy 1933: IX–XIV).

sie früher in diesem Jahr aus den Fenstern der Häuser des Internationalen Settlements „wie aus einer Proszeniumsloge“ (Kisch 1953: 34) zusehen konnten.

Der Kontrast zwischen den Lebensbedingungen der Chines*innen und denen der Ausländer*innen in und nach dem Krieg erweckt Kischs Mitleid für Erstere und die Kritik an Letzteren. Die Sonne mit den 16 roten Strahlen auf der damaligen japanischen Flagge, die bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs von den japanischen Streitkräften benutzt wurde, ist in seinen Augen „wie eine runde Wunde, aus der nach allen Seiten Blut trieft“ (Kisch 1953: 38). Er schildert in einer späteren Reisereportage dieser Sammlung noch einmal die Verwüstung der Bezirke Wusong und Zhabei, die sein erster Eindruck von China sind und die er im ersten Kapitel nach der Aufzeichnung seiner Anreise beschreibt:

Leichengeruch schwelt in Tschapei und Wusung, die Trümmer der mit Bomben belegten oder in Brand gesteckten Wohnhäuser, Universitäten, Bibliotheken und Druckereien rauchen, Verwundete stöhnen in den Spitälern von Schanghai, japanische Offiziere schlagen dem Chinesen, der ihnen auf den Straßen nicht ehrerbietig Platz macht, mit der Reitpeitsche ins Gesicht, neue Schützengräben werden aufgeworfen – aber nach wie vor locken die Ausländer mit täglich neuen, großmächtigen Plakaten zum Spiel der baskischen Männer und rufen zum Rennen der australischen Windspiele im Canidrom. Chinesen, geht vor die Hunde! (Kisch 1953: 138)

Die Chines*innen leiden unter dem Krieg und der „Fremdenherrschaft“ (Kisch 1953: 129), während die Ausländer*innen ihr Leben genießen und durch ihr Geschäft mit Wettspielen weiterhin Geld von den Chines*innen erbeuten wollen. Das Canidrom war einer der von Französ*innen betriebenen „Spielklubs“, genauer gesagt war es ein Stadion für Wetten auf Hunderennen in der Shanghaier französischen Konzession. Laut Kisch müssen die Chines*innen zwar nicht selbst rennen, werden jedoch angelockt, an der Wette teilzunehmen, und verlieren dann unverzüglich Geld an die ausländischen Hintermänner. Kisch nimmt am Ende dieses Abschnitts die Perspektive der Kolonialherren ein, denen es völlig gleichgültig sei, was mit den Chines*innen geschieht und ob sie „vor die Hunde“ gehen.

6.2.4. Im Dienst der Fremden in Shanghai

Die fremden Kolonialherren sind nicht die einzigen, die „eine Rolle im imperialistischen Ausbeutungsstück“ (Kisch 1953: 89) um die Stadt Shanghai spielen. Geschäfte betreiben laut Kisch auch die Jüd*innen, die im 16. Jahrhundert aus Spanien geflüchtet sind und sich in Bagdad niedergelassen haben, bevor sie 1832 noch einmal flüchten mussten, nach Indien umgezogen und dort reich geworden sind (vgl. Kisch 1953: 90–91). Kisch datiert die Jahreszahl ihrer Ankunft in Shanghai genau auf 1850. Seither beschäftigen sie sich angeblich zuerst mit dem Opiumimport, dann mit Grundstückspekulation (vgl. Kisch 1953: 94–95). Die jüdischen Kaufleute machen Geschäfte mit den Kolonialherren und bieten ihnen Grundstücke zum Wohnen an (vgl. Kisch 1953: 89). Sie sind anscheinend reine Geschäftsleute, aber ohne sie könnte es für die Kolonist*innen mehr Schwierigkeiten oder weniger Luxus geben.

Um ihr luxuriöses Leben sicher zu führen, brauchen die Kolonist*innen auch Leibgarden, Polizei und Wächter. Das Volunteer-Corps, nämlich die Gruppe der Leibgarden der oben erwähnten internationalen Shanghaier Stadträte (siehe Kapitel 6.2.2), besteht Kisch zufolge aus tausend aus der Sowjetunion geflüchteten Weißgardisten, die sowohl Antibolschewiken als auch Antichinesen seien (vgl. Kisch 1953: 142–143). Mit dem Monatssold der Männer als Leibgarden und dem Geld, das Frauen und Töchter im Nachtgeschäft verdienen sollen (vgl. Kisch 1953: 140), leben diese Geflüchteten laut Kisch ohne einheitlichen Glauben in Shanghai.

Im Internationalen Settlement dienen die Inder als Verkehrspolizei an allen wichtigen Straßenkreuzungen, als Wächter von Banken, Warenhäusern und Bürohäusern sowie als private Wächter, die Messer und insbesondere Gewehre bei sich tragen, denn „jeden Augenblick können sich die Ausgebeuteten in Asien gegen die Ausbeuter aus Europa auflehnen“ (Kisch 1953: 59). Kisch beschreibt in seiner Reportage die Beziehung zwischen diesen Indern bzw. Sikhs, den Kolonialherren und den chinesischen Einwohner*innen:

So hüten die braunen Titanen die Ordnung und das Geld ihrer Kolonialherren, walten rücksichtslos und brutal ihres Amtes, und deshalb haßt das Chinesenvolk Schanghais seine indischen Wächter (Kisch 1953: 59).

Der Hass der Chines*innen ist nicht nur im Wachberuf der Sikhs, sondern auch in ihrem Anleihegeschäft verwurzelt, dem sie sich unter dem Einfluss des Geistes „der hemmungslosesten Ausbeutung“ in Shanghai nach der Entsagung des Wachberufs widmen, indem sie den Chines*innen zu hohen Zinsen Geld leihen, weswegen Kisch sie als „Kettenhunde des Kolonialkapitals, Halsabschneider des Kolonialvolks“ bezeichnet (vgl. Kisch 1953: 59). Aber die Sikhs waren nicht von Anfang an Helfer der Kolonialherren, sie „wurden besiegt, wurden unterworfen, wurden Krieger Englands“ (Kisch 1953: 60). Was Kisch hier kritisieren will, ist nicht die Tätigkeit der Sikhs aus Indien, sondern die Kolonialpolitik von England dahinter. Die Chines*innen hassen die indischen Polizisten und Wächter in China, die sie beaufsichtigen, prügeln und mit ihnen Wucher treiben, während die Inder*innen und Malai*innen die großen chinesischen Unternehmen im Malaiischen Staatenbund hassen, die die einheimische Bevölkerung ausbeuten (vgl. Kisch 1953: 64). Das alles wird von den englischen Kolonialherren gefördert und sogar in manchen britischen Kronkolonien und Schutzgebieten initiiert, wovon gerade bei der Kolonialpolitik die Rede ist:

Das ist die Kolonialpolitik. Man hält sie aufrecht, indem man mit Spitzeln und Henkern jede internationale Verbindung zu verhindern sucht. Das panpazifische Sekretariat der Gewerkschaften ist verboten, seine Funktionäre wurden hingerichtet oder zum Tode durch lebenslängliches Zuchthaus verurteilt.

Es besteht illegal (Kisch 1953: 64).

Mit dem kurzen Satz am Ende dieses Abschnitts beendet Kisch seine Reportage über diese Inder in China. Die Kürze könnte einerseits eine Art kämpferische Stärke des trotz der Verfolgungen immer noch bestehenden „panpazifische[n] Sekretariat[s] der Gewerkschaften“ implizieren, andererseits lässt sie auch mehr Raum für die Interpretation seitens der Leser*in.

Laut Kisch wird das Durchsetzen dieser Kolonialpolitik jedoch auch von manchen Chines*innen in China unterstützt. Kisch markiert in seinem Schema über die Rollen der Völkerschaft in der imperialistischen Ausbeutung die damals regierende Partei Guomindang als „[e]inheimische Helfershelfer der Fremden“ (Kisch 1953: 90), die den kolonialen Großmächten helfen, um in ihrer Bewegung gegen die chinesischen Kommunist*innen die Unterstützung der Fremden zu gewinnen (siehe Kapitel 6.3.2).

Auch wenn 1928 unter einem drohenden Aufstand des chinesischen Volks im Stadtrat des Internationalen Settlements, d. h. innerhalb der „Fremdenherrschaft“ (Kisch 1953: 129), ein fünfgliedriges beratendes Chinesenkomitee gegründet wird, finden laut Kisch keine Änderungen statt, weil diese fünf reichen Chinesen nichts ändern wollen und stattdessen einfach die Entscheidungen der Fremden befolgen, um möglicherweise eine höhere Stelle bei den Fremden zu bekommen (vgl. Kisch 1953: 203). Sie unterstützen die „Fremdenherrschaft“, ohne sich darum zu kümmern, dass sie damit die Kolonialherren anstatt der lokalen Bevölkerung schützen.

Auch die bestehenden einheimischen „Mächte“ unterstützen die Fremden statt des Volkes. Kisch appelliert bei der Betrachtung einer öffentlichen, gigantischen Trauerfeier einer Verbrechergilde in Shanghai an das chinesische Volk:

Sie saugen unser Blut, sie heben von uns Tribute ein, sie sind eine schutzgewährende Gesellschaft für die Mächtigen, die zu ihnen gehören oder ihnen Schutz gewähren. Da gehen sie, präge sie dir ein und hüte dich vor ihnen, sie sind das Messer im Nacken (Kisch 1953: 42).

Kisch macht diese Aussage, als ob er ein Mitglied des chinesischen Volks wäre, um seinen Hass gegen diese einheimischen mächtigen Menschen zu äußern, die Kontrolle über die lokale Polizei und Justiz ausüben und auch als Henker für Tschiang Kai-schek die Revolutionär*innen ausrotten (vgl. Kisch 1953: 44–45). Sie sind Banditen, die unter der „Fremdenherrschaft“ aber Generäle werden können, was im hier folgenden Kapitel beispielhaft dargestellt werden soll.

6.2.5. „Der Dachgarten“ des Grand Hotel de Pékin

*Der Dachgarten*³⁸, das letzte Kapitel von Kischs Reportagensammlung *China geheim*, steht in Form eines Dramoletts, das Kisch selbst mit dem Untertitel *Ein Kasperltheater vom 10. Juni 1932 in vorläufig zwei Akten* (Kisch 1953: 277) bezeichnet. Laut Dieter Schlenstedt ist hier „die Berichtsform und die strenge Tatsachenverknüpfung der Reportage völlig aufgegeben“ (Schlenstedt 1970: 77), aber es ist doch bemerkenswert, wie die wirklichen Vorgänge und Probleme in der damaligen chinesischen Geschichte sowie die real vorhandenen Personen neben den erfundenen Figuren trotz der literarischen Auflockerung am Ende einer Reportagensammlung dargestellt werden. Die von Kisch selbst so genannte Form des Kasperltheaters (meistens „Kaspertheater“ buchstabiert) benutzt die Figur Kasperl als Sprachrohr, dessen Humor keine Grenzen gesetzt sind:

Auf seiner Bühne wurden vornehme Herren, Beamte, Ärzte, Offiziere und Könige, die sich sonst den Vorstellungen des Volkes entzogen, auf das Respekt- und Schamloseste dargestellt und zur Zielscheibe seines Spottes gemacht (Minuth 1996: 11).

Mit den clownesken und satirischen Zügen dieser Dramenform übt Kischs Kapitel Kritik an den oberen Schichten der kolonisierten Stadt Beijing. Der Ortsname wird im Namen des Hotels de Pékin auf Französisch genannt, was wieder den Hintergrund der Kolonialgeschichte hervorhebt.

Der erste Akt dieses Theaterstücks stellt den Leiter, die ausländischen Vertreter und die russischen Sekretäre und Experten der in Kapitel 6.2.3.3 erwähnten Lytton-Kommission des Völkerbundes, den Vertreter der Regierung der Vereinigten Staaten und der Vereinigten Textilindustrie von Amerika, den Gesandten des faschistischen Italiens, den ehemaligen chinesischen Außenminister sowie den jungen Marshall Zhang Xueliang (1901–2001) mit seinem Adjutanten auf der Bühne im Dachgarten des Grand Hotel de Pékin vor, wobei das Nichtstun und der Luxus der Ausländer*innen im Alltag sowie das

³⁸ Es ist bemerkenswert, dass dieses Kapitel in der chinesischen Übersetzung erst in der neuesten Auflage im Jahr 2001 aufgenommen wurde. In der *Vorbemerkung vom Verlag* in der Version aus dem Jahr 1981 wird erklärt, dass das Kapitel *Der Dachgarten* auf Wunsch des verstorbenen Übersetzers vor seinem Tod eliminiert wurde (vgl. Zhou 1985: Vorbemerkung vom Verlag).

Intrigenspiel zwischen den verschiedenen Mächten in Dialogform präsentiert werden (vgl. Kisch 1953: 277–288). Im zweiten Akt tritt Zhang Zongchang auf, ein mächtiger und reicher chinesischer General, der den fremden Mächten hilft. In der Geschichte verfügte Zhang Zongchang (1881–1932) 1932 nach seiner Rückkehr aus Japan zu Anfang des Jahres, wohin er nach der Zerschlagung der lokalen Generäle als „Kriegsherren“ im Nordfeldzug der Guomindang geflüchtet war, schon nicht mehr über so viel Macht wie vorher, obwohl er von Zhang Xueliang und seinen anderen alten Bekannten unterstützt wurde und weiterhin ein luxuriöses Leben führte, bis er am 3. September 1932 ermordet wurde. In Kischs Spiel ist er jedoch die mächtigste Figur, bei deren Auftritt einige Ausländer*innen aus Eifersucht sterben und eine junge Chinesin ihren Freund verlässt, um eine der vielen Frauen von Zhang Zongchang zu werden (vgl. Kisch 1953: 289–294). Der Bühnenmeister und Kasperl bleiben beide immer auf der Bühne und spielen die Rolle der Augenzeugen, wobei Kasperl ständig Scherze über verschiedene Figuren und Ereignisse macht und der Bühnenmeister das ganze Spiel moderiert.

Die Kritik an den Fremden bleibt ein wichtiges Thema in Kischs Theaterstück, wobei die nach dem Leiter als „Lytton-Kommission“ benannte Völkerbundskommission, die sich 1932 wegen des japanischen Einfalls in Beijing aufhielt, im ersten Akt eine zentrale Rolle spielt. Sowohl der Leiter als auch die ausländischen Vertreter und Angestellten der Völkerbundskommission antworten auf die Frage nach ihrem Beruf oder ihrer Beschäftigung, dass sie nichts Wirkliches machen – „keinen Beruf [...] keine Beschäftigung“ (Kisch 1953: 278) und „gar nichts [...] Spesen natürlich“ (Kisch 1953: 284) sind Kischs Wortwahl. Die Spesen werden von den Sekretären und Experten mit Reiten, Baden, Einkaufen, Tanzen, Ausruhen, Teetrinken, Essen, Tennis- und Golfspielen erklärt (vgl. Kisch 1953: 287). Das alles muss vom Beijinger Stadtrat bezahlt werden. Laut einem „Mann aus dem Publikum“ hat der Stadtrat die Gehälter der Beamten um 20 Prozent verringert und die Armenpflege eingestellt, um die bisherigen 60 000 Dollar für den Aufenthalt der Völkerbundskommission zu decken (vgl. Kisch 1953: 284). Die Kommission kümmert sich in diesem Spiel nur um eine Sache, nämlich darum, den

Kommunismus zu unterdrücken. Diesen Schwerpunkt nennen die drei Vertreter aus Frankreich, Italien und Deutschland einen Erfolg der Kommission:

Obwohl Japan die größte Stadt Chinas ohne Kriegserklärung zerschossen, die drei besten chinesischen Provinzen besetzt hat, hat China nicht gewagt, die diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion aufzunehmen – dem einzigen Reich, das ihm helfen würde. Das ist unserem Eingreifen zu danken (Kisch 1953: 285).

Einerseits kritisiert Kisch hiermit, dass die Völkerbundskommission keine internationale Organisation ist, die Beiträge zu Frieden und Fortschritt leisten will. Sie bleibt stattdessen ein Organ der Mächte, damit diese ihre kolonialen Privilegien behalten und ein luxuriöses Leben führen können. Auch Deutschland nimmt aktiv daran teil, weil diese internationalen politischen Aktionen auch für „ein[en] Platz an der Sonne“ (Kisch 1953: 286) sorgen, wobei Kisch die berühmte Äußerung der deutschen Kolonialpolitik satirisch benutzt. Andererseits unterstreicht Kisch auch den Konflikt zwischen der kapitalistischen und kommunistischen Ideologie, während er Chinas Hoffnung auf der kommunistischen Seite in der Sowjetunion sieht, von der er auch selbst begeistert ist. Die westlichen Mächte ergreifen damals Partei für die Nanjing-Regierung unter der Guomindang und kontrollieren durch ihr Eingreifen die Tätigkeit der verfallenden Regierung, deren Sturz „den Sieg der chinesischen Sowjets“ (Kisch 1953: 280) bedeuten und nicht zugunsten der Mächte sein würde.

Auch die damalige Nanjing-Regierung kritisiert Kisch neben den fremden Mächten harsch, was in Kapitel 6.3.2 weiter erläutert werden soll. Sein Theaterstück stellt zwei dramatische Szenen dar, um den Verfall der Regierung zu veranschaulichen. In der ersten Szene droht der Leiter der Völkerbundskommission, dass er den Japaner*innen die Mandschurei zusprechen wird, wenn die Regierung seinen während einer Landpartie verlorenen Spazierstock nicht wiederbringt, worauf er später verzichtet, weil die Regierung wegen des offiziellen Verlustes der Mandschurei geschwächt wird und zugunsten der chinesischen Kommunist*innen stürzen könnte (vgl. Kisch 1953: 279–280). Seine Klage lautet wie folgt: „Die Nanking-Regierung hat sich weder um meinen Stock noch um die Mandschurei gekümmert“ (Kisch 1953: 280). Die fehlende

Verantwortung der Regierung für die Mandschurei wird damit hervorgehoben. In einer anderen Szene stellt der Bühnenmeister Zhang Xueliang, „Stellvertreter von Tschiang Kai-schek [...] der mächtigste Mann Nordchinas“, vor, der ihm zufolge Shenyang wegen der Bestellung einer Loge im Theater von Mei Lanfang an die japanische Armee verlor, weil er anstatt des militärischen Widerstandes die seltene Chance eines Treffens mit dem weltberühmten Schauspieler ausnutzen wollte (vgl. Kisch 1953: 283). Zur historischen Persönlichkeit Zhang Xueliang gibt es immer noch aktuelle Forschungen und Debatten, aber es steht außer Frage, dass Kisch durch die Dramatisierung des historischen Ereignisses Kritik an der regierenden Guomindang unter Tschiang Kai-schek üben möchte. Die verfallende Regierung verliert in Kischs Augen Territorium und Geld an die Mächte aus privaten oder anderen unvernünftigen Gründen und wird auf diese Art und Weise weiter von den Mächten manipuliert.

In dieser Manipulation spielen wie schon erwähnt auch einheimische mächtige Persönlichkeiten eine wichtige Rolle. Der im zweiten Akt auftretende Zhang Zongchang ist ein Vertreter dieser lokalen Macht, den Kisch dramatisch beschreibt und heftig kritisiert. Demgegenüber steht der Revolutionär Ku Wei-den, die Figur eines jungen Chinesen, der Zhang Zongchang beschimpft, weil er überall ausgeplündert, geraubt und dann alles verschwendet hat und den Fremden Recht gibt, das chinesische Volk zu verachten, während ihn die Fremden und die Guomindang noch bezahlen, um sich seiner Hilfe gegen die chinesischen Sowjetgebiete zu vergewissern, in denen die Kommunist*innen ihre Stützpunkte haben. Als „Schurke“, „Gesindel“ und „Sinnbild unserer Unterdrückung“ bekommt Zhang Zongchang trotzdem die Freundin von Ku Wei-den und fügt sie seinem Gefolge aus dreizehn Mädchen hinzu, die über seine Verbrechen wegsehen und nur die wunderschönen Kleider und kostbaren Schmuckstücke schätzen, die er ihnen schenkt (vgl. Kisch 1953: 292–294). Nicht nur aufgrund des Verlusts seiner Freundin, sondern auch weil er sich über die fremden und einheimischen Mächtigen aufregt, springt Ku Wei-den am Ende des zweiten Aktes auf die Brüstung des Dachgartens und ruft:

Dann muß ich sterben... Nein. *Er* muß sterben. Die Feinde müssen sterben, wir müssen leben. (Schreit): China, höre mich! Feinde über dir, China! Fremde über dir, China! Chinesen über dir, China! (Kisch 1953: 294; Hervorh. i. O.)

Da sie in Zusammenhang mit dem weiblichen Gefolge der Mächtigen stehen, enthalten diese Ausrufe möglicherweise eine Vergewaltigungsszene, in der das Land China in orientalistischer Manier als weiblicher Körper von den Feinden, Fremden und mächtigen Chinesen unterdrückt wird. Vor dem Hintergrund von Beijing funktioniert dieses Theaterstück am Ende der Sammlung als eine Zusammenfassung von Kischs kritischen Äußerungen zu den Phänomenen und Problemen in der damaligen kolonisierten Stadt in China. Ku Wei-dens Ausruf ist auf jeden Fall eine Pointe, die sich gegen die räuberischen Fremden und mächtigen Chinesen richtet. Auch das gehorsame, arme chinesische Volk will Kisch durch den Ausruf erwecken. Nach dem Fall des Vorhangs bleiben der Bühnenmeister und Kasperl noch kurz auf der Bühne und kommentieren das Stückende:

Bühnenmeister: Ich wollte gar nicht, daß das Stück so ernst endet, ich kann nichts dafür.

Kasperl: Ist es denn schon aus?

Bühnenmeister: Hm. Ich glaube, nicht für immer (Kisch 1953: 294).

Die Plünderung der Kolonist*innen und der einheimischen Mächtigen ist zum Zeitpunkt der Aufführung nicht zu Ende, auch der Kampf des elenden Volkes ist nicht abgeschlossen. Kisch schließt seine Sammlung mit diesen Zeilen ab, womit er der Leser*in Raum zum Nachdenken bieten möchte. Das „nicht für immer“ könnte als eine Vorhersage interpretiert werden, nämlich dass sich diese Städte und das ganze Land noch weiterentwickeln würden, um sich aus dem Status der Halbkolonie zu befreien. Aber es kann auch so verstanden werden, dass das Leben der chinesischen Bevölkerung trotz des Endes des Stücks düster wie zuvor weitergehen würde.

6.3. Die Stadt des Elends

Während seiner Reise durch China nimmt Kisch nicht nur die Macht der Unterdrücker, sondern auch das Leben der Unterdrückten wahr. In Shanghai, Nanjing und Beijing betrachtet er einerseits den Alltag der Bevölkerung, andererseits die Spuren der

imperialistischen und revolutionären Geschichte, die beide das Elend in den Städten darstellen und Kischs Aufmerksamkeit erregen.

6.3.1. Shanghai, Alltagsleben der Bevölkerung

Die Stadt Shanghai ist seit langem für ihr Finanzwesen berühmt, wobei die Jiujiang Road, die damalige „Wallstreet Chinas“ (Kisch 1953: 46), eine große Rolle spielt. Dort handelt man rege mit Gold und Silber durch Spekulation und Arbitrage, was Kisch aber als unproduktiv kommentiert, weil dadurch kein neuer Wert entsteht (vgl. Kisch 1953: 51). Aber diese Art des Handels ist nur eine Sache für die reichen Bürger*innen und Kleinbürger*innen, die sich Goldschmuck oder Silberstücke überhaupt leisten können. Das Silberstück heißt Tael und gilt als Währungseinheit für die reichen Herren, sie sind es jedoch nicht, die Tael in der Hand halten, da sie nur „vom Keller einer Bank zum Keller einer andern Bank“ (Kisch 1953: 54) transportiert werden.

Diejenigen, die täglich Hunderte von Tael in der Hand halten, sind die Arbeiter*innen in den Taelfabriken, die Gesicht und Hals mit Handtüchern bedecken müssen, um nicht von der Glut des Gussstückes versengt zu werden (vgl. Kisch 1953: 53). Sie haben jedoch keine Chance, im eigenen Alltag mit den Silbertaeln zu rechnen, stattdessen haben sie nur die weniger wertvollen Kupfermünzen als Währungseinheit, „das schwerste und das am schwersten verdiente Geld“ (Kisch 1953: 57). Obwohl es an „jeder Ecke jeder Straße“ (Kisch 1953: 54) Wechsler gibt, die Kupfermünzen gegen Papierscheine tauschen können, müssen die ärmsten Menschen immer noch mit dem schweren Kupfer bezahlt werden, das laut Kisch nur 1/290 von einem Chinesendollar wert ist (vgl. Kisch 1953: 55).

Laut Kischs Beobachtungen auf der Straße können Handwerker*innen, die beispielsweise Elfenbein oder Holz schnitzen, Schirme, Fächer oder Konditoreiwaren herstellen, Körbe flechten, Stempel schneiden, Briefe schreiben, Chiromantie betreiben, rasieren, Geflügel, Fleisch oder Porzellan verkaufen, besser verdienen, aber deren Lebensbedingungen sind trotzdem auch nicht akzeptabel. Kisch betont schon am Anfang des Abschnitts über die Handwerker: „*Werkstätte und Laden und Wohnung* sind eines nur“ (Kisch 1953: 254),

was einen geringen Lebensraum impliziert. Kisch beschreibt jede Art von Handwerk nur kurz mit einigen Sätzen, in denen die Feinheit einiger Produkte zu erkennen ist, wie z. B.: Der Pinsel des Holzschnitzers verleiht den Gestellen „mit Fischornamenten grellen Glanz, Drachen fürchterlich aufgerissene Rachen und Kriegsgötter[n] fürchterlich aufgerissene Augen“, während der Briefschreiber „Liebesgefühl auf das Papier“ beteuert (vgl. Kisch 1953: 254–255). Kisch konstatiert auch in einer anderen Reisereportage der Sammlung, dass „jeder Leuchter, jede Vase, jedes Spielzeug, kurzum alles, die Tradition der Ahnen und die Laune des Meisters atmet“ (Kisch 1953: 219). Trotz des delikaten Handwerks können sich diese kleinen Händler nur einen einzigen Raum für Arbeit und Verkauf sowie alles andere im Alltag leisten, was die Lebensqualität stark einschränkt.

Noch schlechter sind die Lebensbedingungen in den überfüllten Elendsbezirken in Shanghai, wo laut Kisch kein Fußbreit Boden frei ist (vgl. Kisch 1953: 256). In seiner Reportage werden die Menschen in diesen Bezirken jeweils mit einigen bestimmten Merkmalen geschildert. Die verkrüppelten Füße von Frauen werden hier noch einmal erwähnt, aber nicht wie in seiner Reportage über die Fahrt und Ankunft im Hafen ohne Kontext (siehe Kapitel 6.2.1), sondern mit genauerer Beobachtung und Beschränkung auf „ältere Frauen“ (Kisch 1953: 256), was hinsichtlich des historischen Hintergrundes vom offiziellen Verbot ab 1912 plausibler ist. Diese älteren Frauen stelzen eilig auf ihren Füßen und könnten jederzeit umkippen, während es daneben noch viele Frauen mit Glatzen gibt, die sie laut Kischs Vermutung vom ständigen Tragen schwerer Krüge und Körbe auf dem Kopf bekommen haben (vgl. Kisch 1953: 256). Auch die auf der Straße spielenden Kinder müssen ab dem fünften Lebensjahr zu Hause bei der Arbeit helfen – Totengeld aus Papier basteln, Majiang-Steine schnitzen und bemalen, Handmühlen mit Sojabohnen drehen, Werkstätten auskehren und Waren austragen (vgl. Kisch 1953: 256). Über die Männer wird aber nur eine Szene ihrer Notdurft an den Seitenwänden der niedrigen Häuser dargestellt (vgl. Kisch 1953: 256–257). Der Grund für die geringe Beschreibung der Männer könnte sein, dass die Männer unter den Unterdrückten in den Geschäften der Mächtigen sind und wenig freie Zeit haben, um zu Hause zu bleiben, oder

noch schlimmer, dass sie einfach arbeitslos sind und wegen der ‚Ehre‘ des althergebrachten Patriarchats wenig für die armen Familien tun können.

Das Elend des Lebens der großen Bevölkerung führt zum „überhandnehmende[n] Bettlerunwesen“ (Kisch 1953: 257) in Shanghai. Auf der Straße sitzen Bettler nach Kischs Reisereportage „dicht aneinander“ und schildern ihr Schicksal auf einer vor ihnen liegenden Leinwand; diejenigen von ihnen, die als „pauperisierte Intellektuelle“ schreiben können, verfassen darauf ihre „Selbstbiographie“ (vgl. Kisch 1953: 257). Diese „Intellektuelle[n]“ sind jedoch auf keinen Fall ein Teil der „kollektive[n] Autorschaft“ (Schaub 2019: 187) von Kischs Reportage, wie Christoph Schaub meint. Kisch beobachtet nur, dass sie „ihre Selbstbiographie mit Kreide auf den Bürgersteig“ schreiben, damit die Vorübergehenden vom Inhalt ergriffen werden und ein Almosen hinterlassen (vgl. Kisch 1953: 257). Kisch zitiert allerdings keine dieser Selbstbiographien, da sie vermutlich auf Chinesisch und für ihn unverständlich sind. Anders als bei seinem Besuch in der Shanghaier Tuberkuloseklinik, wo Kisch eine Krankheitsgeschichte abschreibt, gibt es in dieser Szene keine direkte Ansprechpartner*in wie den Arzt, der wahrscheinlich eine Fremdsprache sprechen konnte (siehe Kapitel 6.2.3.2). Neben diesen Bettlern auf der Straße erwähnt Kisch auch die in Holitschers Reisereportage detailliert vorgestellte Bettlergilde, und zwar mit der Information, dass sie eigentlich keine Frauen aufnimmt. Aber es geht zur Zeit von Kischs Reise schon nicht mehr um die ‚professionelle‘ Tätigkeit dieser Gilde, weil „die Zahl der Bettlerinnen [...] nicht größer sein“ (Kisch 1953: 257) könnte. Alle armen Menschen müssen irgendetwas tun, um in der Stadt des Elends zu überleben.

6.3.2. Nanjing, die „Stadt des Schmutzes und des Jammers“

Viele Bettler, die nach Kischs Erfahrung die Ausländer*innen überall umringen, gibt es auch in der Stadt Nanjing (vgl. Kisch 1953: 247). Nanjing nennt Kisch „die Stadt der ‚Volkspartei‘ und ihrer Regierung“ (Kisch 1953: 246), weil die wörtliche Übersetzung der Guomindang „Volkspartei“ ist und sich ihre Regierung zur Zeit von Kischs Reise in Nanjing befindet. Da die Konnotation der Bezeichnung „Volkspartei“ eigentlich ist, dass

sich die Partei um ein besseres Leben für das Volk bemüht, ist Kischs Nennung hier ironisch gemeint – obwohl das Elend draußen zwischen dem Bahnhof und dem Stadttor seinen Platz hat, gibt es doch „auch in der Stadt des Schmutzes und des Jammers mehr, als man sich vorzustellen vermag“ (Kisch 1953: 246).

Gleich „am innern Rand der innern Festungsmauer oder unten an den befestigten Ufern“ (Kisch 1953: 247) des Qinhuai-Flusses, wo sich normalerweise keine Menschen niederlassen, weil die Umgebung die nötigen Lebensbedingungen nicht erfüllen kann, stehen die Hütten der Reisbäuer*innen und Brokatweber*innen. Kisch schildert die Arbeitsweise der Brokatweber*innen in den „verfallene[n] Holzbuden“ als „Arbeitsstätten“ (Kisch 1953: 247): Die Weber*innen produzieren zwischen den mit dem Fuß bewegten Bambusstäben den fettgoldenen Inhalt des Musters und die Kinder knüpfen die schwarzen und goldenen Fäden aneinander, was so schnell und geschickt gemacht wird, dass man die Fäden nicht sehen kann. Aber trotz der Geschicklichkeit bedeutet es kein gutes Leben für die Familie, da auch die Kinder immer arbeiten müssen, ohne aufschauen zu dürfen, und zwar „in einer Atmosphäre von Schmutz und Hunger“ (Kisch 1953: 247). Der Brokat bringt gar kein Einkommen ein, weil er längst vor seiner Entstehung an den Garnlieferanten verpfändet ist. Die armen Menschen müssen in einer schmutzigen Umgebung immer weiterarbeiten, ohne Geld und Hoffnung, wobei „Cholera und Lepra wüten, ohne Widerstand zu finden“ (Kisch 1953: 247). Mit diesem ausführlichen Beispiel präsentiert Kisch das Elend der Bevölkerung in der damaligen Stadt Nanjing, die von Tschiang Kai-schek regiert wird, was gegen den Willen Sun Yat-sens geschah. Sun war dessen Vorgänger in der Partei und einer der wichtigsten Revolutionär*innen in der Geschichte, der erste Übergangspräsident der Republik China und damit auch der Begründer des modernen Chinas.

Nanjing verfügt laut Kisch über sowohl materielle als auch ideologische Festungswerke, trotz derer viel Elend „in die Stadt gerutscht“ (Kisch 1953: 247) ist, wobei das materielle Festungswerk die Mauer und die strenge Kontrolle am Stadttor darstellen, während das ideologische von den Gedanken Sun Yat-sens repräsentiert und durch sein pompöses Grabmal materialisiert wird, das in Kischs Augen nicht als Luxusbau, sondern als eine

richtige ideologische „Sicherung“ gilt (vgl. Kisch 1953: 247–249). Kisch erklärt in seiner Reportage, dass Sun Yat-sen in „jede[m] Gegner der Kommunisten [...] auch Gegner der Kuomintang“ gesehen und viel Wert auf die politische und militärische Vorbildfunktion der Sowjetunion gelegt habe (vgl. Kisch 1953: 237). Er habe sogar auf seinem Sterbebett einen Brief an ihre Regierung nach Moskau geschrieben, den Kisch zitiert; ein Teil davon lautet wie folgt:

Ich hinterlasse eine Partei, die, wie ich stets gehofft habe, im Bunde mit euch wirken wird an der Befreiung Chinas und anderer unterdrückter Völker vom Joch des Imperialismus. Ich beauftrage daher meine Partei, in ständigem Kontakt mit euch zu bleiben (Kisch 1953: 250).

Laut Kisch fanden schon die Großkaufleute und Großmächte Sun Yat-sen „viel zu sozial“, als er noch Präsident in Guangzhou war, und ihr Widerstand führt in seiner Lehre zu immer mehr Entschiedenheit und Sozialismus (vgl. Kisch 1953: 248). Sein auf dem Sterbebett geäußerter Wunsch wird jedoch nicht erfüllt, der danach an die Macht tretende Tschiang Kai-schek und die Guomindang unter ihm sind in Kischs Augen „[e]inheimische Helfershelfer“ (Kisch 1953: 90) der Großkaufleute und Großmächte, die „nichts von den Lehren Sun Yat-sens“ (Kisch 1953: 249) durchführen oder durchzuführen versuchen. Ihr Einfluss außerhalb von Nanjing führt sogar zum Überfall der Polizei auf die Sowjetbotschaft in Beijing und den Verzicht auf das ganze Gebäude des Sowjetkonsulats in Shanghai (vgl. Kisch 1953: 251).

Der von Kisch berichtete Verlust des ideologischen Festungswerks der Stadt Nanjing wird auch durch den Marsch der ausgerüsteten und ausgebildeten 19. Armee am 1. Juni 1932 demonstriert, die sich ein halbes Jahr zuvor ohne Befehl der Nanjinger Regierung in Shanghai der japanischen Armee entgegengestellt haben und jetzt nach der Ausbildung unter der Leitung deutscher Berater, die im Interesse des internationalen Imperialismus handeln, gegen die roten Provinzen marschieren (vgl. Kisch 1953: 236–239). Nanjing ist der Ort für die Ausbildung der Soldaten, damit sie gegen den Geist Sun Yat-sens die kommunistischen Volksgenossen bekämpfen können, was in Kischs Augen keinen Fortschritt bedeutet und sein Argument gegen die Nanjinger Regierung unter Tschiang

Kai-schek untermauert. Kisch beantwortet die am Anfang seiner Reisereportage über diese Stadt stehende Frage – „Wie? Nanking sei eine langweilige Stadt?“ (Kisch 1953: 236) – mit der Gegenmeinung, dass sie nicht langweilig, sondern, ironisch beschrieben, „aufschlußreich und aufregend“ (Kisch 1953: 236) sei. Er fasst seine Eindrücke von Nanjing am Ende seiner Reportage darüber zusammen:

Eine Stadt von Beamten und Bonzen und einer neuen Grabanlage und einer endlosen Militärkolonne braucht gar nicht langweilig zu sein.

Ich finde Nanking *gar* nicht langweilig (Kisch 1953: 251; Hervorh. i. O.).

Kischs Wiederholung des Arguments, dass Nanjing keine langweilige Stadt sei (sowohl am Anfang als auch am Ende seiner Reportage), könnte möglicherweise eine Intertextualität mit Lina Böglis Reisebericht *Immer vorwärts* (1915) präsentieren, die sich nicht um die chinesische Revolution kümmert und die Stadt Nanjing „ziemlich langweilig[]“ (Bögli 1915: 259) findet. Anders als sie schenkt Kisch Nanjing viel Aufmerksamkeit: Mit den manipulierenden Beamten und Bonzen der Regierung unter Guomindang und fremden Mächten, der nicht mehr als ideologisches Festungswerk funktionierenden Grabanlage und der Theorie von Sun Yat-sen sowie einer Militärkolonne zahlreicher Soldaten gegen ihre Volksgenossen ist diese Stadt neben den schlechten Lebensbedingungen der Bevölkerung noch viel jämmerlicher im Sinne der revolutionären Entwicklung, die für Kisch grundlegend ist.

6.3.3. „Wien in Peking“, Zerfall der Traditionen

Beijing ist für die meisten Reiseschriftsteller*innen eine Stadt voller chinesischen Traditionen. Kisch beobachtet auch die traditionellen Elemente in der Stadt, wie z. B. die alten Gebäude, das chinesische Theater und das Schattenspiel. Er beschreibt seine Erfahrung mit den vielen charakteristischen Gebäuden während eines sommerlichen Spaziergangs in der Umgebung von Beijing wie folgt:

Unser Hirn war übersättigt von Eindrücken, unser Auge überbelichtet. Hier stand eine Pagode, vierzehnstöckig, als vierzehn malachitgrüne, parallele Wellen mit goldenen Kämmen schwammen die Dächer im Äther, dort überwölbte eine bunt bemalte

Ehrenpforte den Weg. Wir streiften Pagode und Bogen kaum mit einem Blick, waren es müde, immerfort entzückt zu sein (Kisch 1953: 100).

Obwohl es so geschildert wird, als ob Kisch und seine Begleiter den Pagoden und Bogen nicht viel Aufmerksamkeit schenken wollten, ist nicht zu verneinen, dass er die Struktur der Pagode und deren Dächer mit der Ehrenpforte doch im Detail betrachtet hat und lebendig darstellt. Die scheinbar fehlende Aufmerksamkeit ist ein Beweis dafür, dass die Spaziergänger*innen unterwegs schon zahlreiche entzückende traditionelle Gebäude gesehen haben. Trotz der schönen Tradition sind nicht alle alten Gebäude gut erhalten. Das von Kisch zufällig betretene Kloster der vormaligen Eunuchen aus der Kaiserzeit ist schon nicht mehr so reich ausgestattet wie früher, alle Eunuchen müssen schwer arbeiten, um ihren Unterhalt zu verdienen. Anstatt Staatsmänner, Ratgeber, Drahtzieher und Intriganten zu sein, müssen sie nach Kischs Aufzeichnung eines Dialogs mit dem Führer des Klosters Lasten tragen, Getreide dreschen, kutschieren, usw. (vgl. Kisch 1953: 103–105). „Mit der Dynastie sank auch die politische Zeugungsfähigkeit der Eunuchen“ (Kisch 1953: 105) wie die Herrlichkeit des alten Klostergebäudes.

Zu den in der Kaiserzeit seit Langem existierenden Traditionen gehört auch das chinesische Theater. Anders als manche Schriftsteller*innen wie z. B. Bertolt Brecht, Hermann Hesse und Lili Körber, die diese Bühnenkunst bewundern (siehe Kapitel 8.4.2), ist das „höfisch-feudalistische[]“ (Kisch 1953: 270) Theater in Kischs Augen eine verfallende Kunst, die in einem unverdunkelten Raum mit Lärm machendem Publikum stattfindet (vgl. Kisch 1953: 264), was für ihn keine gute Atmosphäre bedeutet. Das Fundament dieser Kunst bezeichnet er als eine symbolische Darstellungsweise, die erlaubt, anstatt realistische Dinge zu benutzen und Kulissen zu bauen, nur entsprechende Gesten zu zeigen (vgl. Kisch 1953: 268–270). Kisch behauptet, dass auch der berühmte Schauspieler Mei Lanfang das altchinesische Theater nicht gründlich reformieren kann – „es muß als historische Kategorie stehen und fallen“ (Kisch 1953: 268). Den Grund dafür erklärt Kisch auch in einer Zusammenfassung seiner Kenntnisse dieser Kunstform:

Das altchinesische Theater ist eine höfisch-feudale Kunstform, es dient der Glorifizierung von Dynastie und Adel und Mandarinentugend – ein Eiapoepia für das Volk. Dieses

Theater ist konservativ, in einem Maße konservativ, daß es jeden Zusammenhang mit dem Leben, auch nur die geringste Wirkungsfähigkeit auf die Zeit verloren hat (Kisch 1953: 267).

Einerseits zeigt Kisch durch sein Argument eine klare antifeudale, oder im Fall von China eine antiabsolutistische Perspektive, indem er das chinesische Theater wegen dessen Inhalt und Funktion in der Kaiserzeit verurteilt, wobei er sich mit den Wörtern „Leben“ und „Zeit“ möglicherweise auf den revolutionären Zeitgeist bezieht. Statt eines einlullenden Theaterstücks bevorzugt Kisch einen revolutionären Appell an das Volk, was seiner Meinung nach die wichtigste Wirkung eines Theaterstücks sein sollte. Andererseits könnte Kischs Beurteilung auch deswegen kritisch sein, weil er sich auf die Kritik am Feudalismus und Absolutismus konzentrieren wollte. Ebenso wie bei Andrea Polascheggs Kommentar zu den China-Polemiken des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts in Europa, nämlich dass sie „nicht einmal primär als Kritik an China zu lesen [sind], sondern immer auch oder sogar in erster Linie als Kritik am Absolutismus, am Rationalismus, an bestimmten ästhetischen Programmen“ (Polaschegg 2005: 107), geht es auch bei Kischs Kritik am chinesischen Theater nicht nur um die Kunstform selbst. Das in Beijing typische Theater bleibt zur Zeit von Kischs Reise immer noch eine wichtige Bühne für die Bevölkerung, die jedoch in Kischs Augen allmählich verfallen und verschwinden wird.

Damals gibt es in Beijing noch eine andere Kunstform, die schon beginnt, zu verfallen, aber nicht nur wegen der inneren Intentionen, sondern auch wegen äußeren Interventionen – es ist das Schattenspiel, das sich laut Kisch natürlich in Beijing und nicht in der „Kolonialhauptstadt“ (Kisch 1953: 151) Shanghai befindet. Er konstatiert, dass diese Kunst entzückend und phantasievoll sei, auch über ihre Erfindung gebe es phantasievolle Sagen (vgl. Kisch 1953: 151–154). Anders als die symbolischen Gesten des chinesischen Theaters werden im Schattenspiel alle Figuren und Dinge „naturwahr“ (Kisch 1953: 155) dargestellt:

Will sagen: diese Fetzen aus Tierhaut können nicht weniger, als ein Mensch kann, vielmehr können sie viel mehr, als ein Mensch kann, und das ist das einzige, was in dem Zuschauer Zweifel an ihrem realen Vorhandensein hervorruft (Kisch 1953: 154).

Kisch bewundert, wie das Schattenspiel sowohl realistische Szenen als auch legendäre Geschichten lebendig präsentiert, und beobachtet aus Neugier die Art und Weise des Spiels hinter der Bühne, wo nur ein einziger Mann mit durch Drähte an der handelnden Figur befestigten Bambusstäbchen sowie ein Orchester aus drei Musikanten für die Massenszenen und Hintergrundmusik sorgen (vgl. Kisch 1953: 156–158). Im Gespräch mit dem Meister nach der Abendvorstellung erfährt Kisch, dass von den über 120 Schattentheatern in Beijing nur noch drei übriggeblieben sind (vgl. Kisch 1953: 159). Einerseits liegt es daran, dass es immer weniger Nachfolge in dieser Kunst gibt – der Meister hat das Gewerbe von seinen Ahnen übernommen, während sein Sohn als Laufbursche in einem internationalen Hotel arbeitet, anstatt das Gewerbe zu erlernen (vgl. Kisch 1953: 159). Andererseits werden viele Sets von Figuren von den „amerikanischen Touristen und d[en] Curio-Händler[n]“ (Kisch 1953: 159) gekauft – eine Information, die Kisch ohne das Gespräch nicht hätte bekommen können. Er kommentiert in seiner Reisereportage:

Uns wäre während des ganzen Abends nicht eingefallen, diese heitere Spielerei könnte mit der Feststellung enden, daß auch hierher Geld und Snobismus der fremden Kolonialherren ihren Schatten werfen, daß sie China, dem gelben Peter Schlemihl, sogar seinen Schatten abgekauft haben. Seinen schönen, bunten, beweglichen Schatten (Kisch 1953: 160).

Anders als das „höfisch-feudalistische[]“ (Kisch 1953: 270) Theater gewinnt das feine Schattenspiel bei Kisch viel mehr Entzücken und Bewunderung. Er ist erstaunt über den raschen Rückgang der Spielstätten und ihn verärgert die Intervention durch „Geld und Snobismus der fremden Kolonialherren“ als Grund dahinter, wobei er das Land mit Peter Schlemihl, dem Protagonisten eines Märchens, in Parallele bringt. Peter Schlemihls Schatten wird vom Teufel gekauft, während die Kolonialherren den „schönen, bunten, beweglichen Schatten“ des chinesischen Spiels kaufen. Die Fremden sind in China die

Teufel, sie schaden der schönen Tradition durch listige Käufe, was Kisch durch diese Intertextualität kritisieren will.

Beijing ist für Kisch nicht nur wegen der verfallenden Traditionen beeindruckend, sondern auch wegen eines gemischten Stadtbildes, das ihn ständig an eine Aussage von Karl Marx erinnert, nämlich „das Wort, daß Österreich das deutsche China sei“ (Kisch 1953: 252). Marx nennt Österreich in seinem 1853 veröffentlichten Aufsatz *Die Revolution in China und in Europa* „das deutsche China“, um den Erlass des chinesischen Kaisers 1853 zum Nachlass der Steuern für die Bevölkerung mit dem Erlass 1848 in Österreich in Parallele zu setzen und die Konflikte zwischen der chinesischen Revolution und dem europäischen Kapitalismus zu analysieren (vgl. Marx 1960: 97). Die konfliktreiche und widersprüchliche Seite der Gesellschaft möchte Kisch mit diesem Zitat unterstreichen und unter dem Untertitel *Wien in Peking* erklärt er weiter:

Da fühlen wir uns wahrhaftig, als wären wir im asiatischen Österreich, in einem chinesischen Wien. Gaudium und Elend, ewiges Teehaus und Geschäftsgeist, Servilität und Strenge, Fremdenhaß und Fremdenindustrie wohnen hart an hart (Kisch 1953: 252).

Auf einer Seite wird laut Kischs Reisereportage auf der Straße Qianmen Dajie Tag und Nacht gefeiert wie im Wiener Vergnügungspark Wurstelprater (vgl. Kisch 1953: 252). Auf der anderen Seite sieht man jedoch mehr Hungernde als Sätze, deren Leichen nach dem Tod einfach auf der Straße liegen und über die man während eines nächtlichen Spaziergangs stolpern kann (vgl. Kisch 1953: 252–253). Der Verknüpfungspunkt zwischen den beiden Seiten des Lebens der Bevölkerung in Beijing ist das Pfandhaus, das „fast an jeder Straßenecke steht“ (Kisch 1953: 260) und „das Gegenspiel zu einer vom Wesentlichen abgelenkten Lebensweise der vermeintlichen Fröhlichkeit und des kleinen Luxus“ (Kisch 1953: 261) bildet. Diese vielen Pfandhäuser sind

Transformatoren, die die frohen Käuferinnen der Kinkerlitzchen, die ständigen Besucher der Opiumkneipen, die lachenden Zuschauer der Theater, die freigebigen Stammgäste der Badestuben umformen in Gestalten [...] in schlotternde Bettler, in abgehärmte, zerlumpte Mädchengestalten mit dem trüben Säugling auf dem Rücken und in hagere,

schwankende Männer mit dem olivengrünen Gesicht der Opiumraucher (Kisch 1953: 263).

Konfrontiert mit einer konfliktreichen Zeit entscheiden sich diese Menschen trotz der schweren Lebensbedingungen dafür, die Fröhlichkeit und den Luxus mit dem vom Pfandhaus erhaltenen Geld zu genießen, ohne sich Gedanken über die Zukunft zu machen. Diese am Anfang möglicherweise noch zu den Reichen gehörenden Menschen erregen Kischs Mitleid nicht, er schreibt viel über ihren Lebensgenuss im Vergleich zu Wien und schildert ihren Tod auf der Straße banal.

Mehr Mitleid empfindet Kisch mit den armen Patient*innen des Irrenhauses in der Nähe des Nordwesttors von Beijing. Sie sind in den Wahnsinn geflohen, weil sie in Wirklichkeit zu arm sind, um die Ehre zu bewahren und eine sinnvolle Rolle in der Familie zu spielen. Aber sowohl bei der Familie als auch im Irrenhaus müssen sie immer hungern, da das geringe Budget der Anstalt von monatlich 700 Silberdollar die Gehälter aller Angestellten und die Verpflegung der 150 Patient*innen decken muss. Von der grausamen materiellen Not und grausamen Wahnvorstellungen gequält liegen die Kranken zerlumpt oder sogar nackt, gefesselt oder im Stupor, schreiend oder stumm, sich auf den Boden schlagend oder aus dem Nichts lesend (vgl. Kisch 1953: 194–197). Kisch beschreibt sie als „erbarmungswürdige Mißgestalten“ (Kisch 1953: 195), die weder geheilt werden noch sterben, und findet ihre Situation „grauenhafter als in den Irrenanstalten Europas“, was fast unmöglich sei (vgl. Kisch 1953: 195). Es gibt in dieser Stadt des Elends keine Möglichkeit, diesen armen Wahnsinnigen zu helfen, und sie können nur in den Wahnsinn flüchten.

Um sich zu retten, glaubt die Bevölkerung jedoch an das Schicksal im Jenseits, weswegen viele den Tempel der Züchtigung besuchen, der laut Kisch in der Nähe von der Straße Qianmen Dajie ist und mit Präuschers Panoptikum in Wien konkurrieren könne (vgl. Kisch 1953: 253). Der Name des Tempels wird von Kisch als „Schö-Ba-Jü“, d[ie] achtzehn Teufelsprovinzen“ (Kisch 1953: 221) notiert, was in der Pinyin-Umschrift „Shiba Yu“ ist, wobei „Shiba“ achtzehn und „Yu“ Teufelsprovinzen oder Hölle bedeutet. Kisch verwendet für die Reportage über diesen Tempel die Briefform und schreibt damit

am 15. Juni 1932 einen Brief aus Beijing, der als ein selbstständiges Kapitel in der Reportagensammlung steht (vgl. Kisch 1953: 218), an seinen Sohn. Kisch zufolge stellen die Figuren in diesem Tempel dar, wie der Lügner, der dem Herrn entflohene Diener, der betrügerische Verkäufer, der Ehebrecher, der Meineidige, der Wucherer, der seine Rechnung nicht völlig zahlende Schuldenmacher usw. durch Schnitte in der Zunge oder dem Herzen, Bindung der Knochen, Schmoren, Sieden, Panieren oder Geburt als Krüppel oder Tier betrafft wird (vgl. Kisch 1953: 222–225). Er kritisiert diesen Aberglauben der Bevölkerung mit dem übertriebenen Ton, in dem er seinen Sohn vor allen möglichen „Sünden“ warnt. Die in Kischs Augen gar nicht sündigen „Weltverbesserer und Aufrührer“ (Kisch 1953: 223) werden nach seiner Beschreibung in der abergläubischen Darstellung der Hölle enthauptet und die Aufständischen „gegen Herrscher und Obrigkeit und Priesterschaft“ (Kisch 1953: 225) werden im nächsten Leben als rüdische Ratten geboren. Davor warnt er seinen Sohn in diesem „Brief“ wiederholend und eindringlich, was aber ironisch gemeint ist. Durch die von geschmacklosen Statuen dargestellte Hölle erinnert Kisch die Leser*in an die Brutalität in der Stadt des Elends, in der „neulich [...] fünf zwanzigjährige Dichter bei lebendigem Leibe begraben“ (Kisch 1953: 225) worden seien, und daran, dass der in diesem Tempel demonstrierte und von der Regierung oder von den Mächtigen ausgeübte Sadismus jedoch nicht bestraft werde (vgl. Kisch 1953: 226), wobei er auch implizit das Nichtstun der Massen in China kritisiert.

6.4. Die Städte der Hoffnung in den Sowjetgebieten

In den Bildern der elenden Städte in China findet Kisch laut Gregor Streim „den Orient, der bei ihm mit sexueller Ambivalenz, Grausamkeit und Leidensfähigkeit konnotiert ist – und deshalb erlösungsbedürftig erscheint“ (Streim 2011: 171), und die einzige Hoffnung dieses rückständigen Orients unter der Unterdrückung des kolonialen Okzidents sieht Kisch im Widerstand der Bevölkerung, vor allem in der Revolution der chinesischen Kommunist*innen. Die Städte, in denen die Kommunist*innen ihre Stützpunkte haben, werden auch „Sowjetgebiete“ genannt. Kisch benutzt diese Bezeichnung in seiner Reportage ohne weitere Erklärung, damit zunächst gezeigt wird,

dass er viel Wert auf den Einfluss der Sowjetunion auf die chinesischen Kommunist*innen legt. Vor der Erläuterung von Kischs Reportagen über die Sowjetgebiete ist es notwendig, die von ihm erwähnten revolutionären Geschehnisse in China kurz darzulegen.

Um die Geschäfte der Fremden zu behindern, wird einerseits im 19. Jahrhundert eine große Menge Opium verbrannt, was zum Opiumkrieg führt (vgl. Kisch 1953: 93), andererseits belegt die Bevölkerung die Japaner mit Boykott (vgl. Kisch 1953: 124). Aber die beiden Aktionen sind nach Kischs Analyse nicht revolutionär genug: Die „Verbrennung von 20 291 Kisten indischen Opiums im Hafen von Kanton, 16. Juni 1836“³⁹ war nur eine „Tat, mit der das endlich aus seinem traditionellen Stumpfsinn aufgerüttelte Volk sich aufzulehnen begann“ (Kisch 1953: 93). Der von ihm kritisierte Stumpfsinn wird nicht vom ganzen Volk entwurzelt und bleibt noch bestehen, z. B. bei der ‚Buße‘ im Tempel der Züchtigung. Der später stattfindende antijapanische Boykott schadet laut Kisch nicht nur den japanischen Aktionären und Dividenden, sondern auch den chinesischen Arbeiter*innen und Angestellten, weil die Waren alle „auf chinesischem Boden von chinesischen Arbeitskräften“ (Kisch 1953: 124) produziert werden.

Daneben gab es laut Kisch im November⁴⁰ 1929 in Beijing einen großen Streik der Rikschakulis, die „mit dem ergreifend naiven Ruf: ‚Nieder mit dem Kapitalismus, nieder mit den Straßenbahnwagen, es lebe die Solidarität!‘“ (Kisch 1953: 86) starben. Auch Richard Katz schildert in seinem Reisebericht *Funkelnder Ferner Osten!* (1931) diese Rikschakulis, die „gegen einen Tritt ins Kreuz“ nicht rebellieren, aber wegen

³⁹ Die berühmteste Vernichtung des Opiums als Aufstand gegen die Fremden ist die im Hafen von Humen von Lin Zexu (1785–1850) veranstaltete Vernichtung durch die Spülung des Opiums ins Meer vom 3. bis 25. Juni 1839. Es gibt keine bekannten Materialien über eine öffentliche Verbrennung des Opiums im Jahr davor, und obwohl es bezüglich der Menge des von Lin vernichteten Opiums auch keine genaue Angabe gibt, entsprechen die 20 291 Kisten ungefähr der Menge des vernichteten Opiums 1839 (vgl. Vogelsang 2013: 450). Da es über eine Verbrennung des Opiums in solchem Maße doch bekannte historische Dokumente geben sollte, könnte Kisch die Jahreszahl falsch geschrieben haben. Übrigens ist Humen in der Nähe von der Stadt Guangzhou, deren Exonym „Kanton“ ist, und gehört zu der in der Qing-Dynastie (1636–1912) gegründeten Provinz Guangdong. Es ist auch möglich, dass Kisch hier die Ortsnamen verwechselt hat.

⁴⁰ Auch Richard Katz datiert seinen Reisebericht über diese „Revolte“ der Rikschakulis in Beijing auf den 1. November (vgl. Katz 1931: 81). Laut der Studie des amerikanischen Politikwissenschaftlers David Strands fand das Ereignis jedoch am 22. Oktober statt (vgl. Strand 1989: 241–283).

Lohnverlusts schnell aggressiv werden können (vgl. Katz 1931: 82). Während Katz die Gründlichkeit der „furios[en]“ Rikschakulis bei der Demolierung der Straßenbahnwagen durch die Beschreibung der „zertrümmert[en]“ oder sogar „zerhackt[en]“ Teile der Wagen herausstellt (vgl. Katz 1931: 83–84), begründet Kisch sein Urteil über die Naivität des Streiks mit der einfachen Konkurrenz der Kulis mit der Straßenbahn, die Katz auch feststellt, und mit dem Mangel an revolutionären Kenntnissen. Einen Fortschritt in der Entwicklung des Streiks schildert Kisch in einer Szene der abends zusammentreffenden Rikschakulis, die heimlich lernen, diskutieren und planen – „Diese Stunden zahlen die Rikschakulis mit ihrer Arbeitszeit, und wenn sie ertappt werden, mit ihrem Kopf“ (Kisch 1953: 88). Es dürfte unmöglich sein, dass Kisch an so einem Zusammentreffen teilgenommen oder eines beobachtet hat. Er schreibt über diese imaginierte Szene mit seiner „logischen Phantasie“, um sein während der Reise aus Gesehenem und Gehörtem entstandenes Bild von den Revolutionären unter den Rikschakulis in China darzustellen. Die mögliche revolutionäre Kraft in China stellen die chinesischen Kommunist*innen dar, die in den 1920er und 1930er Jahren nach der Gründung ihrer Partei 1921, insbesondere nach Sun Yat-sens Tod, stetig von der Guomindang unter Tschiang Kai-schek und den anderen feindlichen Mächten verfolgt werden. In einem speziellen Gerichtssaal finden Kisch zufolge die Verhandlungen zu den „Staatsverbrecher“ genannten Kommunisten statt, die zwanzig Jahre Gefängnis oder die Todesstrafe zu erwarten haben (vgl. Kisch 1953: 117): Ein Sergeant erklärt Kisch, dass politische Verhaftete fast jede Woche hingerichtet werden, damit meint er „natürlich“ nur Kommunist*innen (vgl. Kisch 1953: 74). Nicht nur vor Gericht, sondern auch in den Sowjetgebieten werden sie verfolgt. Laut Stahls Beitrag im *Länderbericht China* (2014) unternahm Tschiang Kai-schek zwischen 1930 und 1934 fünf „Einkreisungs- und Vernichtungsfeldzüge“ gegen die kommunistischen Gebiete mit seinem dringlichen Ziel, die Kommunist*innen zu vernichten (vgl. Stahl 2014: 191). Kisch beschreibt in seiner Reisereportage zwei Feldzüge der Guomindang jeweils in Changsha und Jiangxi. Einerseits kritisiert er die Erlaubnis der Guomindang zum Eingreifen der fremden Mächte, die sie aus eigenen Interessen erteilt und die zur Unruhe der vorher indifferenten Bäuer*innen führt (vgl.

Kisch 1953: 241–242). Andererseits übt Kisch Kritik an der Brutalität dieser „Ausrottungskampagne ohne Anführungsstriche“ (Kisch 1953: 242), wobei die Dörfer mitsamt Greis*innen, Kindern, Vieh und Ernte zerstört werden (vgl. Kisch 1953: 242). Aber wie Kisch berichtet: „Das einzige, was nicht ausgerottet werden konnte, waren die Roten“ (Kisch 1953: 242), obwohl die Guomindang die Vernichtung der Kommunist*innen für wichtiger als den japanischen Einfall im Nordchina hält und dabei keine Mühe spart (vgl. Kisch 1953: 244). Die Guomindang nimmt der Bevölkerung nach Sun Yat-sens Tod und nachdem sie „[e]inheimische Helfershelfer der Fremden“ (Kisch 1953: 90) geworden sind, allmählich jede Hoffnung, während die Kommunist*innen neue Hoffnung schöpfen. Auch im Kasperltheater *Der Dachgarten* wird der mögliche Sturz der Nanjing-Regierung der Guomindang und die Sympathie der Bevölkerung für die Kommunist*innen durch die Landaufteilung, die Abschaffung des Opiums und die unbestechlichen Behörden in den Sowjetgebieten begründet, was in einer anderen Reisereportage detaillierter aufgelistet wird:

[...] die Sowjetgebiete, die friedlich ihren Aufbau vollziehen, ohne Imperialismus, ohne Kapitalismus, ohne Feudalherrschaft, ohne Fremde, ohne Opium, ohne Privatbanken, ohne Kinderarbeit, ohne Kinderverkauf, ohne Missionare, ohne Binnenzölle, ohne Banditengenerale, ohne Gangster, ohne Bestechungswesen (Kisch 1953: 238).

Alle in den vorherigen Kapiteln dieser Arbeit erwähnten Grausamkeiten, die von Kisch beschrieben oder kritisiert werden, gibt es laut seiner Reportage in den Sowjetgebieten der chinesischen Kommunist*innen nicht, was zur Vergrößerung der kommunistischen Gebiete in China führt. Dazu berichtet Kisch noch vom Kongress der chinesischen Sowjets im November 1931 in der Stadt Ruijin in der Provinz Jiangxi, wo angekündigt wird, dass „in den sechs Sowjetgebieten innerhalb vier Jahren acht Millionen Menschen lesen und schreiben gelernt haben“ (Kisch 1953: 244). Die Entstehung und Entwicklung der Revolution braucht Bücherleser*innen, wie Kisch bezüglich der Hinrichtung der Revolutionär*innen kommentiert: „Bücherlesen führt zum Schafott, aber keine Bücher zu lesen ist auch noch keine Rettung“ (Kisch 1953: 78). Obwohl die Kommunist*innen laut Kisch militärisch vollständig blockiert werden und nur von den überlaufenen und

überredeten Soldaten der Regierungstruppen Waffen bekommen können (vgl. Kisch 1953: 185–186), haben sie die revolutionären Gedanken als wichtige Waffen für ihre Mitkämpfer*innen. Ihre Bemühungen, dem Volk zu helfen, ein gutes Leben ohne Unterdrückung und mit Bildung zu führen, kann ihnen die grundlegende Sympathie und das Vertrauen des Volkes gewährleisten. In diesem Sinne entsteht in Kischs Augen in den roten Städten Hoffnung für das damalige China.

6.5. Zusammenfassung

Mit den Reportagen aus *China geheim*, die nicht chronologisch, sondern themenorientiert verfasst und geordnet sind, konturiert Kisch, „der rasende Reporter“, die verschiedenen Facetten der Städtebilder im revolutionären China, mit einem klaren Schwerpunkt auf der Stadt Shanghai und dazu noch Beijing und den anderen Städten, die für das jeweilige Thema relevant sind. Im Vergleich zu den anderen drei Autor*innen, die in der vorliegenden Arbeit erforscht werden, sind Kischs Reisereportagen deutlich politischer und faktenorientierter, denn er wendet darin auch unmittelbar seine Reportage-Theorie an, die die Tatsache in den Mittelpunkt stellt.

Das berichtende Ich taucht seltener auf, während die Situationen vor Ort, die Kisch durch Besuche, Recherchen und Gespräche erfahren und miterlebt hat, detailliert und, wenn nötig, auch mit präzisen Zahlen und Fakten beschrieben werden. Auch wenn Kisch möglicherweise mit seiner „logischen Phantasie“ einige Szenen in den Reportagen ergänzt, damit sich die Leser*in die Situationen lebendiger vorstellen kann, entsprechen die Szenen dem Leitfaden der Berichte, damit die Leser*in nicht abgelenkt, sondern noch tiefer von der erlebten Realität beeindruckt wird. Es ist auch bemerkenswert, dass Kisch in diesem Reportagenband die Formen der konkreten Poesie, des Kasperltheaters und des Briefs verwendet, was die Kunstform des Reiseberichts, die aus verschiedenen Komponenten bestehen kann, demonstriert.

Mit all diesen charakteristischen Methoden präsentiert Kisch die Unterdrückung seitens der Fremden und ihren Helfershelfern sowie ihre habgierigen und inhumanen Geschäfte in den kolonisierten Städten und das elende Alltagsleben der einheimischen Bevölkerung

unter der Unterdrückung in China Anfang der 1930er Jahre. Kisch übt heftige Kritik an den Taten der Kolonist*innen und legt seine Hoffnung in die lesenden Kulis und die sich entwickelnden chinesischen Kommunist*innen. Bodo Uhse sprach Kisch in seinem Tagebuch über China an, als er sich Jahrzehnte später am 3. Juni 1954 in Shanghai aufhielt:

[...] wir wissen es ja, daß du dies alles geahnt hast, darin liegt die Stärke deines Buches, darin liegt die Hilfe, die es China hat geben können. Darin nämlich, daß du vor mehr als zwanzig Jahren, in einer Zeit der Verwirrung und bitterer Niederlagen, in einer Zeit, da sich der Faschismus – auch in China – stark machte, da ein neuer räuberischer Imperialismus das Land bedrohte, daß du, die damalige Gegenwart beschreibend, die heutige Gegenwart voraussahst, daß die bittere Kritik an den Umständen und Verhältnissen, an den Männern und Mächten des damaligen China einen süßen Kern enthält – ein hoffnungstarkes Vertrauen auf die Kräfte des Volkes (Uhse 1981: 118).

Ob Kisch wirklich den Erfolg der chinesischen Kommunist*innen und die Gründung der Volksrepublik China vorausgeahnt hat, lässt sich nicht feststellen. Es ist jedoch nicht zu verneinen, dass er in seinen Beschreibungen des Landes in Umbrüchen das revolutionäre Potenzial und die im Volk trotz der brutalen „Fremdenherrschaft“ bestehenden Entwicklungsmöglichkeiten deutlich herausstellt.

7. Lili Körbers Reisereportagen: *Begegnungen im Fernen Osten* (1936)

In der Zeit der Weimarer Republik gab es immer mehr Europäerinnen, die lange Reisen in den Fernen Osten antraten, in manchen Fällen auch ohne Begleitung, was eine neue Erscheinung der Epoche war (vgl. Lemke 1999: 123). Autorinnen wie Marie von Bunsen, Hannah Asch, Alma Karlin und Vicki Baum reisten in entlegene Länder wie beispielsweise Japan, China oder Indien und verfassten auf der Grundlage ihrer Erfahrungen Reiseberichte oder Romane. Zu ihnen gehörte auch Lili Körber (1897–1982), die als Sympathisantin des Kommunismus engagiert war und sich auf den Weg nach China machte, um das revolutionäre China persönlich kennenzulernen.

7.1. Die Schriftstellerin Lili Körber und ihre Chinareise

Als eine der ‚Neuen Frauen‘ in der Zeit um 1925, die „nach bisher Männern vorbehaltenen Berufen, nach männlichem Aussehen und Lebensstil [strebten], ohne auf die Traditionen Rücksicht zu nehmen“ (Huang 2019: 196), gehört Lili Körber zu den emanzipierten Europäerinnen, die ein Studium abschließen, in der Presse berufstätig sind und sich alleine auf den Weg in ferne Länder machen, was einen „deutliche[n] Bruch mit der den Frauen traditionell zugeschriebenen Rolle als Hausfrau, Mutter und Gattin“ (Lemke 1999: 19) darstellt.

In Moskau geboren wurde Körber von der multikulturellen und multilingualen Atmosphäre (Deutsch, Russisch, Französisch) im Elternhaus beeinflusst; ihr Vater war ein österreichischer Seidenkaufmann und ihre Mutter stammte aus Warschau (vgl. Lemke 1999: 29). Die Familie musste während des Ersten Weltkriegs zurück nach Wien ziehen, da ihr Vater verdächtigt wurde, ein deutscher Spion zu sein (vgl. Lemke 1999: 31). Körber begann 1917 mit ihrem Studium in der Schweiz und in Deutschland⁴¹ und wurde 1925 an der Universität Frankfurt promoviert (vgl. Lemke 1999: 38–39) – ein Studium war im deutschen Sprachraum für Frauen erst seit Ende des 19. Jahrhunderts bzw. Anfang des

⁴¹ Ute Lemke zufolge war Körber nicht an der Universität Wien eingeschrieben, obwohl sie selbst in dem Fragebogen für das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933* neben der Universität Frankfurt auch die Universität Wien nannte (vgl. Lemke 1999: 39). Ihr Studium in Wien stellt jedoch Gabriele Kreis in ihrem Bericht über den Besuch bei Körber dar (vgl. Kreis 1984: 8), der auch von anderen Lexika als Informationsquelle wahrgenommen wird (vgl. Lemke 1999: 211).

20. Jahrhunderts überhaupt erst möglich geworden (vgl. Huang 2019: 197; Lemke 1999: 50). Sie war politisch engagiert und äußerte ihren Standpunkt durch ihre Schriften. Nach ihrem Studium zog Körber nach Wien und übte bei der Wiener *Arbeiter-Zeitung*, dem Zentralorgan der Sozialdemokratie Deutschösterreichs, von März 1927 bis Februar 1929 ihre erste journalistische Tätigkeit als freie Mitarbeiterin aus (vgl. Lemke 1999: 52).

Da sie in Moskau aufgewachsen war, richtete Körber ihre Aufmerksamkeit stets auf das zaristische und das nachrevolutionäre Russland sowie auf die Revolution selbst. Im Oktober 1928 begann sie, in der Wiener *Roten Fahne*, dem Zentralorgan der Kommunistischen Partei Österreichs, zu publizieren (vgl. Lemke 1999: 71). „Auch nachdem sie sich von den Kommunisten distanziert hat und wieder aktiv bei den Sozialdemokraten mitarbeitete, blieb die Sowjetunion für sie weiterhin ein positives Modell“ (Lemke 1999: 77). Zu diesem Thema schrieb Körber ihr erstes Buch *Eine Frau erlebt den roten Alltag*, das auf ihren Erlebnissen als Arbeiterin in den Putilow-Traktorenwerken basiert und 1932 trotz wirtschaftlicher Schwierigkeiten von Rowohlt herausgegeben wurde. Seit der Oktoberrevolution gab es weltweit Interesse an Reiseberichten über die Sowjetunion, wobei 1932 das Jahr war, „in dem die meisten deutschsprachigen Reportagen über die Sowjetunion erschienen“ (Lemke 1999: 83). Körbers erstes Buch wurde 1933 ins Englische und 1934 ins Japanische und Bulgarische übersetzt und publiziert (vgl. Lemke 1999: 83). In der Forschung wurde dieses Buch erst in den siebziger Jahren in der DDR entdeckt, was zur Inszenierung des Bildes einer „antifaschistischen Schriftstellerin“ führte, von dem sich Körber später selbst distanzierte (vgl. Lemke 1999: 102).

Neben dem 1934 erschienenen Roman *Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland*⁴² blieb Körber nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland weiterhin in

⁴² Der Roman wurde 1934 zuerst von Richard Lányi in Wien herausgebracht, wo er in einem Zensurprozess verboten wurde. Die Veröffentlichung erfolgte trotzdem im selben Jahr in Zürich beim Verlag der Genossenschaftsbuchhandlung, weswegen es angeblich in Wien auch Exemplare vor der Strafverhandlung gab. In Deutschland wurde das Buch erst 1984 zum ersten Mal von dem Persona Verlag unter dem veränderten Titel *Die Ehe der Ruth Gompertz* verlegt, wobei die Veränderung des Titels auf Wunsch von Körbers Mann Eric Gravé vorgenommen wurde (vgl. http://www.personaverlag.de/seiten/titel/koerber_ruthGompertz.htm; <https://portal.dnb.de/opac/simpleSearch?query=Lili+K%C3%B6rber>, zuletzt online am 15.04.2021).

der Presse aktiv, insbesondere bei der deutschsprachigen Exilzeitung *Pariser Tageblatt*, die später als *Pariser Tageszeitung* fortgeführt wurde, wo ihre Reisereportagen in *Begegnungen im Fernen Osten* (1936) in leicht veränderter Form sowie ihre anderen Aufsätze über China und Japan zu lesen waren (vgl. Lemke 1999: 167). Da sie auf der Verbotsliste der Bayerischen Politischen Polizei vom Herbst 1934 und der *Liste I des schädlichen und unerwünschten Schrifttums* (Oktober 1935) der deutschen Polizei standen, wurden Körbers sämtliche Schriften zunächst in Deutschland verboten (vgl. Lemke 1999: 151). In Österreich konnte sie noch einige Jahre leben und publizieren, auch wenn ihr Roman *Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland* 1935 nach einer Strafverhandlung wegen Gotteslästerung verboten und beschlagnahmt werden sollte, obwohl es in Wien schon kein Exemplar des in Zürich erschienenen Buches mehr gab (vgl. Lemke 1999: 152). Aber wegen dieses Verbots und der berüchtigten Kulturpolitik der Nationalsozialisten rechnete Körber schon früh mit der Notwendigkeit, als eine linke Sozialdemokratin ins Exil zu gehen. Kurz nach dem Anschluss Österreichs im März 1938 flüchtete sie über die Schweiz nach Paris und dann im Juni 1941 weiter in die USA, wo sie kaum mehr Möglichkeit hatte, etwas zu publizieren und als Krankenschwester arbeitete (vgl. Hertling 1987: 120–125). Obzwar ihr Vater jüdischer Herkunft und Konfession war, zählt das Judentum nicht zu den Hauptgründen der frühzeitigen Flucht der „konfessionslosen“⁴³ Autorin.

Körbers Reise nach Asien muss fluchtartig gewesen sein, weil die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Österreichs bei den Kämpfen gegen die Regierung Dollfuß II im Bürgerkrieg (Februar 1934) in Wien scheiterte und sich das politische Klima seitdem verschärft hatte. Erst im Frühjahr 1934 erhielt Körber unerwartet per Post ein Belegexemplar ihres Buches *Eine Frau erlebt den roten Alltag* in japanischer Übersetzung und damit die Einladung eines der beiden Übersetzer, ihn bei Gelegenheit

⁴³ Laut Viktoria Hertling, die Körber 1979 in Manhattan interviewte und die Rechte an Körbers literarischem Nachlass von Körbers Mann übertragen bekam (vgl. Hertling 2020: VIII–X), hielt Körber die jüdische Herkunft und Konfession ihres Vaters lebenslang nicht für erwähnenswert und bezeichnete sich selbst als konfessionslos. Ute Lemkes Bezeichnung von Körber als gefährdete „Jüdin“ betrachtet Hertling als fragwürdig und Körbers laut Wikipedia angeblich „jüdische[] Konfession“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Lili_Körber, zuletzt online am 26.02.2021) kritisiert Hertling als eine Andichtung (vgl. Hertling 2020: XI).

in Japan zu besuchen. Kurz danach – Ende März oder Anfang April – brach sie schon zur Reise auf, da sie bereits Anfang April mit dem Zug von Moskau nach Japan fuhr (vgl. Lemke 1999: 125–126).

Weil es keinen Kalender mit detaillierten Informationen über Körbers Asienreise gibt, können die Route und die Umstände der Reise nur auf Basis ihrer autobiographischen Skizzen und der Hinweise in ihren Reisereportagen rekonstruiert werden. In Japan durfte sich Körber weniger als 40 Tage aufhalten, obwohl sie eine zwanzigtägige Aufenthaltsbewilligung und dazu eine erfolgreiche Verlängerung um weitere zwanzig Tage bekam (vgl. Körber 1936: 25; 74). Ihre Ausweisung aus Japan liegt möglicherweise an ihrer Teilnahme an der Demonstration am 1. Mai in Osaka oder an ihrer Erzählung unter japanischen Schriftsteller*innen, dass sie ein Buch über Russland geschrieben hatte, oder an beiden Gründen (vgl. Körber 1936: 60; 98). Da Körber kurz vor ihrer Abfahrt aus Japan noch das Staatsbegräbnis des Großadmirals Tōgō Heihachirō (1848–1934) am 5. Juni miterlebte (vgl. Körber 1936: 135; Lemke 1999: 126), musste sie Ende April in Japan angekommen und früh im Juni nach den miterlebten Ereignissen wieder abgefahren sein. Als Absicht für ihre Reise nach Shanghai erzählte Körber laut ihrer Reportage in der japanischen Auslandsabteilung des Polizeipräsidiums, dass sie die altchinesische Kultur studieren wollte. Auf den Einwand, dass es in Shanghai keine altchinesische Kultur gebe, antwortete sie, dass sie eine Tante Mitzi Oberwassermayer als Missionarin in Shanghai hätte (vgl. Körber 1936: 154), deren Name offensichtlich gefälscht ist. Vor Ende Juni, als es für Körber „furchtbar heiss“ (Körber 1936: 199) geworden war, erreichte sie Shanghai, wo sie den Film *Das Lied der chinesischen Fischer* sah (vgl. Körber 1936: 195), der ab dem 14. Juni 1934 in Shanghai 84 Tage lang lief.⁴⁴ Nach einem langen Aufenthalt in Shanghai fuhr sie über Nanjing nach Beijing und verbrachte den 18. August, den „Geburtstag des Kaisers Franz Josef“ (Körber 1936: 305), in Beijing, wo sie ihre Chinareise beendete. Von dort brach sie nach Birobidschan auf und fuhr im September 1934 über Moskau nach Wien zurück (vgl. Körber 1936: 331).

⁴⁴ Dieser Film wurde 1935 zum Internationalen Filmfestival Moskau eingeladen und war der erste chinesische Film, der einen internationalen Preis gewann (vgl. Carter 2007: 27).

Ihr Heimweh am Ende der Chinareise beschreibt Körber, indem sie das „berühmte chinesische Mondgedicht“ des chinesischen Dichters Li Bai (701–762) kurz vor dem Schluss ihrer letzten China-Reportage zitiert:

Vor meinem Bette
Ich Mondschein seh',
Als wär der Boden
Bedeckt mit Schnee.

Ich schau zum Mond auf
Der droben blinkt,
Der Heimat denkend

Das Haupt mir sinkt (Körber 1936: 309).

Li Bai, auch bekannt unter seinem vollständigen Namen, der seit seiner Volljährigkeit Li Tai Bai (auf Deutsch Li Tai Po oder Li Tai Pe) lautet, ist einer der größten chinesischen Dichter der Tang-Dynastie (618–907) und einer der berühmtesten chinesischen Dichter überhaupt. Dieses von Körber vollständig zitierte Gedicht gehört zu seinen bekanntesten Werken. Der Titel heißt auf Chinesisch „Jingyesi“, was meist mit „Nachtgedanken“ übersetzt wird. Körber zitiert Alfred Forkes Übersetzung unter dem Titel „Mondschein“, die in seinem Buch *Blüthen Chinesischer Dichtung* (1899) zusammen mit den Übersetzungen anderer chinesischer Dichtungen aus der Zeit vom zweiten Jahrhundert vor Christus bis zum sechsten Jahrhundert nach Christus erschien. Im Gedicht wird ein Wanderer geschildert, der in tiefer Nacht erwacht, den Mond betrachtet und die Heimat vermisst. Als eine Reisende fern von Zuhause beschreibt Körber ein Unbehagen, das allmählich wächst und sich nicht niederhalten lässt, und stellt die Frage, ob es das ist, „was man Heimweh nennt“ (vgl. Körber 1936: 309). Dann führt sie dieses Gedicht an, um ihre Gefühle mit denen des „Ich“-Erzählers aus dem chinesischen Gedicht zu vergleichen, damit die Verbindung mit dem chinesischen Kontext nicht verlorenggeht und zudem anschließend die Abschiedsszene mit den neuen Freund*innen vorgestellt werden kann.

Es ist aufschlussreich zu beobachten, dass sich auch andere deutschsprachige Schriftsteller*innen auf Li Bai beziehen. Ins Deutsche wurden Li Bais Gedichte seit Ende des 19. Jahrhunderts neben Alfred Forke auch von Vincenz Hundhausen, Erwin Ritter von Zach, Manfred Hausmann, Günter Eich, Günther Debon, Ernst Schwarz u. a. übersetzt.⁴⁵ Außerdem sind die Nachdichtungen von Hans Bethge und Klabund von Bedeutung. Sie basieren beide auf den ersten Übersetzungen der Gedichte Li Bais in eine europäische Sprache (*Poésies de l'époque des T'ang* von Léon d'Hervey de Saint-Denys, 1862) und sind Initiativen für weiteres künstlerisches Schaffen geworden.⁴⁶ Ein wichtiges Beispiel dafür findet man in Hermann Hesses Werken. In seinem Nachlass befinden sich sowohl Klabunds Nachdichtungen *Li-tai-pe* (1915) als auch ein von Hans Heilmann aus französischen und englischen Werken übertragener Band *Chinesische Lyrik vom 12. Jahrhundert v. Chr. bis zur Gegenwart* (1905) (vgl. Hsia 1981: 55; Chen 2004: 90). In seiner Rezension zu Bethges *Die chinesische Flöte* (1907) bezeichnet Hesse Li Bai als den „Gipfel“ „der besten chinesischen Lyrik aller Jahrhunderte“ (Hesse 2002a: 259). Diese Hochachtung lässt er in seine Novelle *Klingsors letzter Sommer* (1920) einfließen, in der sich der Protagonist Klingsor im Rausch Li Tai Pe nennt und die Nachdichtungen von Heilmann und Klabund zitiert werden, um „die Einsamkeit, die Schwermut, die resignierende Einstellung gegenüber der Vergänglichkeit des Lebens“ (Chen 2004: 99) des Dichters darzustellen.

Nicht nur nach ihrer Rückkehr aus China, sondern schon während der Reise verfasste Körber Reportagen über Japan und China, die ab Mai 1934 in *Die Neue Weltbühne*, ab Juni 1934 im *Prager Tagblatt*, ab September 1934 in *Der Wiener Tag* und ab November

⁴⁵ Vincenz Hundhausens Übersetzungen wurden 1926 in seinem Buch *Chinesische Dichter in deutscher Sprache* veröffentlicht. Erwin Ritter von Zachs Übersetzungen erschienen ab den 1920er Jahren in verschiedenen Zeitschriften und wurden ab 2000 gesammelt von Hartmut Walravens in drei Bänden von *Li T'ai-po: Gesammelte Gedichte* herausgegeben. Manfred Hausmanns Übersetzungen wurden 1954 unter dem Titel *Hinter dem Perlenvorhang. Gedichte nach dem Chinesischen* beim S. Fischer Verlag veröffentlicht. Günter Eichs Gedicht-Übersetzungen wurden umfassend im Band *Aus dem Chinesischen* (1976) vorgestellt. Günther Debon, der neben Günter Eich auch zu den profiliertesten deutschen Übersetzern chinesischer Lyrik gehört, publizierte 1958 das Buch *Li Tai-bo. Rausch und Unsterblichkeit*. Eine neuere Fassung der Übersetzungen bietet Ernst Schwarz' *Li Tai-bo* (1979). Es gibt neben den hier aufgelisteten Titeln auch andere deutsche Übersetzungen von Li Bais Gedichte, die noch weiter erforscht werden können.

⁴⁶ Neben der Dichtkunst sollen z. B. Bethges Übertragungen der Gedichte Li Bais in *Die chinesische Flöte* (1907) als Vorlage für Gustav Mahlers Orchesterwerk *Das Lied von der Erde* gedient haben.

1934 im *Pariser Tageblatt* erschienen (vgl. Lemke 1999: 237). Das Manuskript in Buchform unter dem Titel *Begegnungen im Fernen Osten* beendete sie erst nach der Reise, worin kleine Änderungen und neue Informationen wie z. B. eine Reutermeldung aus dem Jahre 1935 (vgl. Körber 1936: 246) zu finden sind. Da sie in Österreich keinen Verleger gefunden hatte, veröffentlichte Körber das Buch 1936 bei Biblos, einem neu gegründeten ungarischen Verlag (vgl. Lemke 1999: 132). Da es kein deutschsprachiger Verlag war, ist es verständlich, dass das Buch zahlreiche Druckfehler aufweist. Auch die nicht vereinheitlichte Schreibweise von Namen wie z. B. Tschiang Kai-schek als Tschan-Kai Tschek oder Tschang Kai Tschek (Körber 1936: 225; 229) deutet auf die mangelnde Qualität der Ausgabe hin. Trotzdem wurde das Buch in den wenigen zeitgenössischen Rezensionen positiv als ein „überaus lebendige[s] Zeitdokument“ (Gill 1936: 3) bewertet und Körber als „eine gute Beobachterin“, die „in fesselnder, gewandter Sprache“ ihre Reiseeindrücke schildert, gelobt (vgl. Lemke 1999: 133–134). Jedoch wurde dem Buch allgemein nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, da es nicht in das Bild der „antifaschistischen Schriftstellerin“ passt und seit Langem nicht mehr wieder aufgelegt wird. Erst im September 2020 erschien eine neue Ausgabe dieser Reportagensammlung mit dem hinzugefügten Untertitel *Eine Reise nach Japan, China und Birobidschan im Jahr 1934* und einem Vorwort von Viktoria Hertling bei dem Wiener Verlag Promedia in der Edition *Frauenfahrten*.

Wie der neue Untertitel des Buches zeigt, beinhalten die Reisereportagen einen Teil über Japan und einen anderen Teil über China, dazu noch einen Anhang über Birobidschan. In der Forschung wird der Teil über Japan häufig im Zusammenhang mit Körbers nächstem Roman, *Sato-san, ein japanischer Held. Ein satyrischer Zeitroman* (1936), analysiert, während der Teil über China bis auf Almut Hilles Aufsatz „*Tausendjährige Augen*“. *Beobachtungen in China von Autorinnen der Weimarer Republik* kaum beachtet wird (vgl. Hille 2011: 179). Im Vergleich mit Lina Bögli, Hannah Asch und Vicki Baum erläutert Hille, dass sich Körber „selbst nicht nur als Beobachterin der enormen Veränderungen im Land, sondern auch als ‚teilnehmende‘ Betroffene“ (Hille 2011: 180–181) versteht. Am Ende ihrer China-Reportagen ist zu lesen, dass man „den neuen Freunden die Hände

– weisse und bräunlich-gelbe“ – drücke und sich einschiffe, „das Herz schwer von der Wehmut des Abschieds und dem Schicksal eines fremden Volkes“ (Körper 1936: 309). Trotz der Form der dritten Person lässt sich erkennen, dass sich hier Körpers persönliche Gefühle widerspiegeln – Körper liegt etwas am Schicksal dieses fremden Volkes. Auch als Fremde ist sie von den Provokationen der kolonialen Eindringlinge in China empört: Sie fühlt sich dem Kampf des chinesischen Volkes zugehörig und versucht, wie Hille erläutert, „durch authentische Erfahrungsberichte aus der Arbeitswelt der Sowjetunion, Japans und Chinas zu politischen Veränderungen in der Welt beizutragen“ (Hille 2011: 181).

In der Beschreibung dessen, was sie in diesem sich wandelnden Land erfährt und erlebt, richtet Körper die Aufmerksamkeit immer wieder auf die Frauenemanzipation, wobei sie ihre persönlichen Erlebnisse als Einführung, Übergang oder Abschluss einer Reportage heranzieht. Die Art und Weise, wie sie z. B. das Kennenlernen mit „Miss Slow“, ihrer ersten Vermieterin in China, und Siu-Dachen, ihrer Begleiterin in Shanghai, mit ihrem Bericht verbindet, zählt zu den Eigenarten ihrer Schriften. In der nachfolgenden Textanalyse werden auch Körpers Schwerpunkt auf Frauen und ihre charakteristische Schreibweise weiter dargelegt.

7.2. Die Stadt als Begegnungsort von Westen und Osten

In den 1930er Jahren übten die Kolonist*innen aus dem Westen weiterhin Einfluss in China aus und auch die japanische Besatzungsmacht wollte ihren Platz behaupten. Körper schildert in ihren Reportagen sowohl die koloniale Unterdrückung in der Perspektive der Interessen der Kolonisten als auch die Begegnungen der Chines*innen mit westlichen Techniken und Gedanken. Obwohl zwischen den Chines*innen und den „Weißen“ aus Europa oder Amerika eine Kluft voller Misstrauen existiert, beobachtet Körper auch neue, für sie positive Entwicklungen in den chinesischen Städten, insbesondere im Bereich der Frauenemanzipation.

7.2.1. Shanghai als die Stadt der „Weißen“

Die Bauten um den Hafen von Shanghai sind in Körbers Augen traurig und nüchtern, sie erkennt „nichts von der Farbigkeit Japans“ (Körper 1936: 176) wieder. Im Gegensatz dazu gibt es in der französischen Konzession, die kurz hinter dem Hafen beginnt, glatte, breitere Asphaltstraße, hohe Häuser, tadellose Autobusse, elegante Autos sowie indische Verkehrspolizisten (vgl. Körper 1936: 176–177). Solche Gegenüberstellungen zwischen den Bauten der reichen „Weißen“ aus dem Westen und denen der armen Chines*innen nimmt Körper mehrmals in ihre Reportage auf. Symbolisch ist z. B. der Hängergarten eines weißen Freundes, der im vierten Stock eines Gebäudes am Rand des Internationalen Settlements liegt:

[...] es ist eine Wohltat nach der tropischen Hitze des Tages dort umherzuwandern, zwischen Beeten und blumenübersäten Büschen. Kühle kommt vom Kanal unten, wo die chinesischen Lastträger auf ihren Junken (Barken) schlafen und von rechts leuchten die Lichtreklamen des internationalen Settlements (vgl. Körper 1936: 179).

Der Hängergarten fungiert als Landmarke zwischen dem modern ausgestatteten Wohngebiet der „Weißen“ und dem nur mit Barken zum Schlafen ausgestatteten „Wohnblock“ der armen chinesischen Lastträger und vermutlich auch ihrer Familien. Es lässt sich vorstellen, dass es auf dieser Seite des Kanals kaum Beleuchtung gibt. Zwischen den beiden Seiten wird also ein Vergleich von hell und dunkel vorgenommen, der die Kluft zwischen den reichen „Weißen“ und den armen Chines*innen hervorhebt. Der Hängergarten ist mit den Pflanzen sichtbar fein hergerichtet, um den „Weißen“ ein gemütliches Lokal anzubieten. Auch die erhöhte Position des Gartens im vierten Stock über dem Kanal und der Blickwinkel, aus dem man mithilfe des Lichtes im Garten von oben auf die Barken herabsieht, stellen die privilegierte Stellung der „Weißen“ in Shanghai heraus. Eine nähere Betrachtung der Konzession zeigt Körper jedoch, dass die Neubauten hier schon nicht mehr so solide wie die im 19. Jahrhundert errichteten Gebäude aussehen, weil wegen der schwankenden Position der „Weißen“ im Osten weniger investiert wird (vgl. Körper 1936: 178). Es lässt sich aber nicht verneinen, dass die „Weißen“ in Shanghai weiterhin ein behagliches Leben führen und zwar so, als ob sie

zu einer höheren Gesellschaftsklasse gehören würden, obwohl die neuere „Avenue Joffre“ in der französischen Konzession in Körbers Augen den Eindruck vermittelt, als ob man sich in der Vorstadt St. Petersburg 1913 in der zaristischen Zeit befände (vgl. Körber 1936: 178).

Körber kritisiert die „Weißen“ in China dafür, dass sie sich wie Sancho in *Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha* benehmen und nicht vom Unrecht in der Welt der Chines*innen bedrückt werden (vgl. Körber 1936: 243). Körber hört in Shanghai ständig, „was fast jeder Europäer oder Amerikaner hier erzählt: dass es den Chinesen glänzend gehe, weil sie keine Bedürfnisse, also auch keine Sorgen haben, dass sie sich sattessen können und immer guter Laune sind“ (Körber 1936: 180). Körber gibt diese Meinung in ihrer Reportage im Konjunktiv wieder, um davon distanziert zu bleiben. Auch die im oben erwähnten Film *Das Lied der chinesischen Fischer* auftretende arme Fischerfamilie, die den Druck des hohen Pachtzinses für das Boot des Herrn, der Konkurrenz gegen den maschinell betriebenen Fischfang und des Banditentums nicht überleben kann, wird von den „Weißen“ tendenziell als besondere Pechvogelfamilie betrachtet, obzwar der Autor laut Körber die Geschichte doch „als typisch für ein chinesisches Fischerschicksal“ erzählen wollte (vgl. Körber 1936: 195–197). Diese Attitüde der „Weißen“ entwickelt sich zu einem „ungeschriebenen Anstandskodex“ (Körber 1936: 181), der den „Weißen“ verbietet, mit den zerlumpten chinesischen Einwohner*innen Mitleid zu empfinden und ihnen z. B. mehr Geld für ihre Arbeit als im Geschäft geregelt zu geben. Körber muss laut ihrer Reportage „mit den Wölfen heulen“, diesen Kodex einhalten und „eine richtige westliche Lady“ werden (vgl. Körber 1936: 181). Dieses persönliche Erlebnis beschreibt sie als „Fluch des Weissen in den Kolonien, dass er als Sklavenhalter und Unterdrücker auftreten muss, ungeachtet von seinen persönlichen Eigenschaften und ganz gleich, wie er zu den Einheimischen steht“ (Körber 1936: 308), was nicht in ihrer Natur liegt.

Durch den deutlichen Unterschied ihrer finanziellen Situation entsteht in Shanghai eine klare Kluft zwischen den „Weißen“ und den lokalen Chines*innen, wobei die „Weißen“ ihre Überlegenheit nutzen, um sich von der armen chinesischen Bevölkerung

zu differenzieren. Körber schildert in ihrer Reportage, wie die „Weißen“ durch eine Eintrittsgebühr von 20 Cents verhindern, dass die chinesischen Kulis die Konzessionen betreten, da es genau der Lohn eines Rikschakulis ist, den er bei einer wohlwollenden ausländischen Person nach einem 10- bis 15-minütigen Lauf verdienen kann (vgl. Körber 1936: 182). Auch wenn die armen Chines*innen zur Feier des Sturms der Bastille am 14. Juli kostenlos in die französische Konzession hineingehen dürfen, wollen sie mit der „gesellschaftsfähig[en]“ Kleidung als Eintrittserlaubnis nur einmal die Möglichkeit haben, auf der Wiese anstatt auf der Straße zu schlafen, während die „echte[n]“ Französ*innen selbst den Tag mit den Steuern der in der „French Town“ wohnenden russischen Emigrant*innen und reichen Chines*innen in einem französischen Klub feiern (vgl. Körber 1936: 233–237).

Körber zitiert den französischen Journalisten Louis Roubaud und erläutert, dass die kolonialen Eindringlinge nichts von China verstehen, da sie sich nicht um die lokale Bevölkerung kümmern und sie nur Interesse am Geschäft „auf de[m] Platz“ haben (vgl. Körber 1936: 178–179), wobei vermutlich auf den kolonialistischen Ausdruck des deutschen Politikers Bernhard von Bülow (1849–1929) – „Platz an der Sonne“ – angespielt wird. Körber beweist diese Behauptung durch ihre Beobachtungen während der Reise: In die französische Kolonie in China werden keine „[i]hre[r] Talente und Genien, ihre[r] Wissenschaftler, Erfinder, bedeutenden Staatsmänner und Freiheitskämpfer“, sondern „ihre Abenteurer, ihre Polizisten, ihre Kaufleute und ihre Desperados“ geschickt (vgl. Körber 1936: 177–178). Körber beschreibt ihre Taten weiter wie folgt:

Waffen in brutalen Fäusten erpressten einem wehrlosen Volke ungerechte Verträge, lieblose Hände errichteten auf fremden Boden Festungen: die Reihe der Banken am „Bund“, Kasernen und Gesandtschaften [sic] (vgl. Körber 1936: 177–178).

Anstatt Menschen zieht Körber „Waffen“ und „lieblose Hände“ als Subjekte der Sätze heran, damit ein unmittelbares Bild der gewaltsamen, kühlen kolonialen Geschichte gezeichnet wird. Die aufgelisteten „Festungen“ symbolisieren die Kontrolle der kolonialen Großmächte in den Bereichen Ökonomie, Militär und Politik, wobei die

möglichen positiven Einflüsse der Kultur und Ideen aus dem Westen, die Körber fordert, von den französischen Eindringlingen ausgeschlossen werden. Auch die Engländer*innen betrachten sich „noch immer als die Herren des Orients“, die die lokale Bewohnerschaft kaum beachten, und die Art und Weise, wie sich ein Engländer gegenüber einem Chinesen verhält, der ihm im Weg steht, wird von Körber so beschrieben, als ob „ein kultivierter Mensch einen Hund wegschiebt“ (vgl. Körber 1936: 220). Wie es im Zitat von Roubaud steht, konstatiert Körber, dass die „Weißen“ die Stadt Shanghai kolonisieren und beherrschen und dass „die 12 Millionen Chinesen im Shanghaier Settlement wie Emigranten“ (Körber 1936: 179) unter ihnen leben. Zwischen den „Weißen“ und den chinesischen Einwohner*innen gibt es laut Roubaud einen Ozean, „größer als der Pacific: ein[en] Ozean von Jahrhunderten, von Geschichte und von Hochmut“ (Körber 1936: 179).

Der Hochmut ist beiden Gruppen der Bewohner*innen in der Stadt eigen, sowohl den weißen Herrschenden als auch den Chines*innen, die in Körbers Augen „rasen-hochmütig“ (Körber 1936: 220) sind. Der Chineser, der den Weg eines Engländers kreuzt, lässt sich wegschieben, vielleicht nicht aus Angst oder Gewohnheit, sondern „weil auch der Europäer für den Chinesen ein Ding ist, ein peinliches Naturereignis, mit dem man sich nicht erst auseinander setzt, ein Barbar, der es nicht besser versteht“ (Körber 1936: 220). Körber schildert die Europäer*in aus der Perspektive der Chines*in ironisch als „ein Ding“, „ein peinliches Naturereignis“ und „ein[en] Barbar[en]“, um das Missverständnis und das Misstrauen zwischen den weißen Herrschenden der Stadt und den hochmütigen chinesischen Bewohner*innen noch einmal zu betonen.

Trotz des wachsenden Misstrauens erregen die Versuche der Begegnung in der Stadt Körbers Aufmerksamkeit. So besucht sie laut ihrer Reportage eine österreichische Fürstin im Alter von 86 Jahren, die die Oberin des Hospizes St. Josephe für lokale Greis*innen und Kinder in Shanghai ist (vgl. Körber 1936: 237–239). Im Gespräch mit ihr informiert sich Körber darüber, dass die alte Dame 1878 aus Österreich ausgereist ist und nach einem Aufenthalt in Belgien schon seit 40 Jahren in China verweilt (vgl. Körber 1936: 240). Das Hospiz liegt nicht in den Konzessionen, sondern im „richtige[n]“ (Körber 1936: 238)

Shanghai, wo es nur holpriges Pflaster und überall arme Leute sowie nackte Kinder gibt (vgl. Körber 1936: 238). Körber tritt nach dem Besuch „aus dem schönen gepflegten Hof auf die schmutzige Strasse, wo [eine] Bettlerin [ihr] ihren Strohfächer mit eindringlicher gutturalen [sic] Bitte entgegenstreckt“ (Körber 1936: 243). Die Szene auf der schmutzigen Straße steht der Szene innerhalb des schönen Hofes gegenüber und entlarvt die brutale Wirklichkeit der Armut der meisten Einwohner*innen der Stadt.

Die Fürstin konstatiert, dass sich China in den vergangenen 40 Jahren sehr verändert habe und dass die Änderung jeden Tag geschehe (vgl. Körber 1936: 240), wozu auch die Einflüsse aus dem Westen beigetragen haben. Körber erhält davon Kenntnis, dass es den meisten Chines*innen lieber wäre, wenn die „Weißen“ nicht gekommen wären, auch wenn einige „Weiße“, wie z. B. die Fürstin, ihnen Hilfe anbieten möchten. Der Grund liegt darin, dass ihre Ankunft in den Augen der meisten Chines*innen zum Halbkolonie-Status und Entwicklungsproblemen des Landes geführt hat (vgl. Körber 1936: 241). In den Bereichen, auf die Körber viel Wert legt, findet sie jedoch Beispiele dafür, dass auch die „wirkliche westliche Kultur“ (Körber 1936: 241) von den „Weißen“ mitgebracht wird. Während die Krankenschwester und Ärzte in den Stifts- und Missionsspitalern für die westliche Medizin und Pflege geschult werden, trägt die Übersetzung der Bibel ins moderne Chinesisch laut Körber zum Kampf der Intellektuellen für die „neue Literatur“ bei (vgl. Körber 1936: 241–242), der als Teil der „Neue-Kultur-Bewegung“ in den 1910er und 1920er Jahren die Aufnahme der einfachen Umgangssprache in die Literatur fördert (vgl. Kai 2013: 505). Laut Körber sollten europäische Technik und Ideen Land und Volk in der Begegnung revolutionieren, sodass sie selbst militärische und ideologische Waffen gegen Europa entwickeln können (vgl. Körber 1936: 242).

Als ‚Neue Frau‘ schenkt Körber der Situation der Frauenemanzipation in China viel Aufmerksamkeit und sieht darin auch eine positive Seite der Ankunft der „Weißen“. Im Gespräch mit der österreichischen Fürstin wird bestätigt, dass den Frauen bei der Ankunft dieser westlichen Dame Ende des 19. Jahrhunderts noch nicht einmal das Recht zustand, neben ihrem Mann auf der Straße zu gehen oder einen eigenen Willen zu haben, was aber zur Zeit von Körbers Reise schon ganz anders geworden ist (vgl. Körber 1936: 240). Zu

diesem Thema liest Körber vor dem Schreiben ihrer Reportage Zeng Baosuns⁴⁷ Aufsatz *Die chinesische Frau in der Vergangenheit und Gegenwart* und führt die Meinung dieser wichtigen chinesischen Pädagogin an, um die bahnbrechende Bedeutung der Eröffnung der ersten Mädchenschulen von Missionaren in China herauszuheben (vgl. Körber 1936: 242). Wie Zeng in diesem 1931 in Shanghai veröffentlichten Aufsatz schreibt, werden durch die Erziehung viele Gedanken und Ideen der Freiheit aus dem Westen eingeführt, die zur Frauenemanzipation beitragen können (vgl. Zeng 1992: 79). Als Ergebnisse dieser neuen Entwicklung beobachtet Körber während ihrer Reise, dass junge Chinesinnen „mit schwarzgewelltem Bubikopf und hochgeschlossenem Kragen“ (Körber 1936: 234) lange Kleider mit sich öffnenden Schlitzern tragen und die französische Konzession zur Feier des Sturms der Bastille besuchen. Körber schätzt es kritisch ein, dass der Kragen der Frauen zugeknöpft werden muss und die Schlitzern links und rechts nicht zu lang sein dürfen, weil es in der von Tschiang Kai-schek geförderten Bewegung des „Neuen Lebens“ so vorgeschrieben wird, damit die alte konfuzianische Moral beibehalten wird (vgl. Körber 1936: 201–202). Aber der Bubikopf muss Körber an das typische Zeichen der ‚Neuen Frau‘ in der Weimarer Republik erinnern haben. Des Weiteren berichtet Körber in der Reportage *Bei einer chinesischen Ärztin in Schanghai* im *Pariser Tageblatt* am 26. April 1936, dass eine Dr. Lee im Alter von 28 Jahren keinen Mann habe und selbstständig arbeite (vgl. Körber 1936b: 4), was Körbers Vorstellung von der Verlobung aller Chinesinnen im Wiegenalter widerspricht und die Spuren der neuen Entwicklungen in der Stadt herausstellt.

7.2.2. Einflüsse der japanischen Kolonisten in chinesischen Städten

Neben den „Weißen“ kamen auch die japanischen Eindringlinge nach China. Körbers Reportage zufolge haben diese Eindringlinge aus Europa und Japan „die besten

⁴⁷ Zeng Baosun oder Tseng Pao Swen (1893–1978) war eine Großenkelin von Zeng Guofan (1811–1872), einem einflussreichen Beamten und Heerführer der Qing-Dynastie. Sie hatte keine verkrüppelten Füße und wurde in Mädchenschulen in Shanghai und Zhejiang modern geschult. Als erste chinesische Absolventin eines Bachelorstudiums der Naturwissenschaft am Westfield College der Universität London bildete sie sich an der Universität Oxford und Cambridge im Bereich Lehramt weiter. Nach der Rückkehr nach China gründete sie die Yifang-Mädchenschule in Changsha, der Hauptstadt der Provinz Hunan. Zur weiteren Information vgl. <http://bdcconline.net/en/stories/zeng-baosun/> (zuletzt online am 07.11.2021).

Handelsplätze für sich genommen, haben sich für ihre Waren eine Reihe von Privilegien ausbedungen, die den chinesischen Kaufmann konkurrenzunfähig machen, die bäuerliche Hausindustrie und mit ihr den Bauern ruinieren“ (Körber 1936: 241). Um die chinesisch-japanischen Verhältnisse zu der Zeit ihrer Reise zu erklären, fasst Körber die historischen Ereignisse der verschiedenen Provokationen Japans zusammen, die nachweisbar und für die Leser*innen nötig sind, um ihre Reisereportagen besser zu verstehen. Als einen Wendepunkt betrachtet Körber den ersten Weltkrieg, „der China dem japanischen Imperialismus preisgab“ (Körber 1936: 250), wobei Japan den vorher von den „Weißen“ entblößten Markt eroberte und „die unverschämten 21 Forderungen“ (Körber 1936: 250) stellte, die den japanischen Eindringlingen möglichst viele Privilegien gewährten. Körber führt „wörtlich“ das Memorandum des Völkerbundexperten⁴⁸ an und stellt zuerst den Konflikt zwischen chinesischen und koreanischen Bauern 1931 in Wanbaoshan im Nordosten Chinas vor, der als Vorwand für die japanischen Eindringlinge diente und im folgenden Jahr zur Zerstörung des Zhabei-Bezirks in Shanghai führte (vgl. Körber 1936: 251–252). Ein anderes vom Völkerbundexperten notiertes Ereignis in Körbers Reportage ist der 18.-September-Zwischenfall von 1931, bei dem die Japaner planmäßig Schritt für Schritt die Mandschurei besetzten (vgl. Körber 1936: 252–253). Sie gründeten den von ihnen kontrollierten Marionettenstaat Mandschukuo mit einem Scheinregenten, Pu-Yi, dem letzten chinesischen Kaiser der Qing-Dynastie (1636–1912), und entwickelten die Eisenbahnlinien sowie die Wirtschaft zugunsten Japans weiter, während chinesische Partisanen und Patrioten versuchten, diese kolonialen Entwicklungen in den Städten zu verhindern (vgl. Körber 1936: 257).

Japans Provokationen setzen sich noch in der inneren Mongolei, Fujian usw. fort, in Körbers Worten sind sie „unzählig“ und müssen „selbst den Fremden, wenn er noch einen Funken Gerechtigkeitsgefühl hat, empören“ (Körber 1936: 258). Zweifellos ist Körber

⁴⁸ Nach einem Vergleich dieses von Körber zitierten Memorandums des Völkerbundexperten mit dem Lytton-Bericht (vgl. Bartholdy 1933) lässt sich vermuten, dass Körber vielleicht den Bericht der auch von Kisch erwähnten Lytton-Kommission (siehe Kapitel 6.2.3.3) anführt, da es außerdem kein bekanntes Memorandum des Völkerbundes über die chinesisch-japanischen Konflikte gibt. Aber wenn diese Vermutung zuträfe, wäre Körbers Zitat nicht wie von ihr beschrieben „wörtlich“, sondern eher eine Zusammenfassung und Umformulierung einiger Kapitel des Lytton-Berichts.

eine dieser empörten Fremden, die den Grund für Japans Expansionspolitik in ihrer Reportage analysiert, wobei sie das beliebteste Argument der Überbevölkerung anhand der nicht extrem großen Bevölkerungsdichte und der geringen Übersiedlungsquote für haltlos erklärt (vgl. Körber 1936: 244; 253). Entscheidender sind laut Körber der Rohstoffmangel, „der sich im Falle eines Krieges katastrophal auswirken kann“ (Körber 1936: 244), und das Bedürfnis nach Absatzmärkten, das insbesondere durch die Annexion der Mandschurei befriedigt werden kann, indem Japan Einfluss auf die dortige Zollpolitik ausübt (vgl. Körber 1936: 245).

Diese japanischen Einflüsse führen zur „Unfair competition“ in den Worten der stolzen Angelsachsen, die sich Körbers Reportage zufolge trotzdem „noch immer als die Herren des Orients“ fühlen (vgl. Körber 1936: 220). Körber nimmt die Interessenkonflikte zwischen den Europäer*innen und den Japaner*innen ernst und berichtet von einem gescheiterten Protest des amerikanischen Gesandten in Tokio „wegen der Einführung eines Petroleummonopoles in Mandschukuo“ (Körber 1936: 246). Von dem Ereignis erfährt Körber durch eine Reutermeldung am 18. April 1935, die sie erst nach ihrer Chinareise im Jahre 1934 lesen und in ihre Reportage einfügen konnte, was ihre stetige Aufmerksamkeit auf China zeigt. Auch während ihrer Reise ist der Einfluss Japans in chinesischen Städten laut Körber stark genug, um die Zölle für japanische Produkte herabzusetzen, während die Zölle für amerikanische Produkte erhöht werden (vgl. Körber 1936: 246). Die japanischen Eindringlinge können Körbers Reportage zufolge durch ihre Einflüsse und Intrigen die Polizeirolle und Geschäftsführung des Gemeinderates des Internationalen Settlements in Shanghai übernehmen, der vorher unter britischer Kontrolle gewesen ist (vgl. Körber 1936: 248–249).

Körber konstatiert, dass das wichtigste Anliegen der Japaner*innen nicht die Konkurrenz mit den „Weißen“, sondern die Bedrohung der eigenen Entwicklungen in China ist, sowohl in der Stadt als auch auf dem Land (vgl. Körber 1936: 247). Durch Investitionen in Eisenbahnen, Lager, Banken, Bergwerke und in die Textilindustrie versuchen die japanische Regierung und japanische Geschäftsleute, sich mit den bedrohlichen Faktoren zu versöhnen und die Rohstoffquellen Chinas für sich auszunutzen (vgl. Körber 1936:

247). Körber stellt in ihrer Reportage die Frage, was die Chines*innen dagegen tun, und antwortet selbst:

Sie haben sich seit jener Zeit nicht verändert, da sie den japanischen Piraten entgegengingen „ohne Waffen, aber mit grosser Verachtung“, wie der Geschichtsschreiber mitteilt. Natürlich wurden sie geschlagen. Auch jetzt werden sie geschlagen und ausserdem von all denen verachtet, die immer auf der Seite der Stärkeren sind.

Die Chinesen sind das einzige Volk, bei denen der Gelehrte höher geschätzt wird als der Krieger, ja der Krieger überhaupt nicht geschätzt ist. [...] China ist ein Aschenbrödel: hilflos, mit Lumpen bedeckt, doch zwischen diesen Lumpen leuchtet der Glanz einer Kultur, deren Höhen und Tiefen uns verschlossen bleiben: der Damm der Sprache versperrt uns die lebendigen Fluten dieser ewig jungen Schönheit und Weisheit (Körber 1936: 258–259).

Mit ironischem Ton stellt Körber die Methoden der Chines*innen dar, wobei die Ironie durch Ausdrücke wie „natürlich [...] geschlagen“ und „überhaupt nicht geschätzt“ angedeutet wird. Aber der ironische Ton gehört zu den Meinungen der „Seite der Stärkeren“, von der Körber selbst eher distanziert bleibt. Obwohl sie die Armut des „Aschenbrödel“-Landes vor Ort erfahren hat, erkennt sie den Glanz der chinesischen Kultur an, der in Kapitel 7.3.2. weiter dargelegt wird. Die chinesische Maßnahme „mit grosser Verachtung“ gegen die Japaner*innen ist laut Körber der Boykott von japanischen und mandschurischen Waren.

Trotz der Empörung über die kolonialistischen Provokationen und Einflüsse Japans in China stellt Körber in ihrer Reportage einen Herrn Himamura dar, um ihr Argument zu belegen, dass unter den Japaner*innen in China am Anfang auch „anständige Menschen, oft harmlose, friedliche Bürger“ (Körber 1936: 260) existieren, die vom Boykott der Chines*innen beeinflusst werden. Als Leiter der Filiale einer japanischen Papierhandlung in Shanghai will Herr Himamura Körbers Reportage zufolge sein Geschäft durch Zusammenarbeit mit den Chines*innen beleben, bei denen er jedoch keine Chancen hat, weil sich die Chines*innen durch Boykott ihm und seinesgleichen gegenüber rächen (vgl.

Körper 1936: 262–267). Körbers Analyse zufolge werden während dieser Erlebnisse Abwehrprodukte produziert: „[Z]usammen mit den Minderwertigkeitsgefühlen treten Ueberheblichkeit, Hass und Hurratriotismus auf“ (Körper 1936: 260), was wiederum zu den kolonialistischen Einflüssen der japanischen Eindringlinge in chinesischen Städten beitragen kann. Obwohl es schwierig ist, zu überprüfen, ob es in der Geschichte diesen Herrn Himamura wirklich gibt, ist es bemerkenswert, wie Körper durch diese Geschichte „ein[en] gute[n] Japaner“ (Körper 1936: 266) schildert, der keiner Chines*in schadet und wegen des Boykotts jedoch allmählich Rachegefühle gegen die Chines*innen entwickelt hat.

In solchen Situationen schätzt Körper die Vernunft wie z. B. die von Frau Sun Yat-sen hoch, die laut Körper einen Aufruf „zum bewaffneten Widerstand gegen Japan“ (Körper 1936: 259) unterschreibt und in der Antwort auf den Zweifel einer japanischen Zeitung konstatiert:

Ich habe den Aufruf unterschrieben und weiss, was hinter uns, die wir zum Widerstand gegen die Vergewaltigung durch Japan auffordern, die Massen des chinesischen Volkes stehen und die besten Japaner (Körper 1936: 259–260).

Während viele Chines*innen zur Zeit der Reise Körbers noch „alles, was japanisch ist, in Bausch und Bogen verdammen“ (Körper 1936: 260), kann Frau Sun Yat-sen schon zwischen den Provokateur*innen und den „besten Japaner[n]“ unterscheiden. Körper schätzt diese Vorurteilslosigkeit, die zum Verständnis bei den Begegnungen der verschiedenen Völker beitragen kann.

7.2.3. Die Arbeiterschaft in Shanghai

Ähnlich wie Kisch (siehe Kapitel 6.2.3.2) schenkt Körper auch den Arbeitsbedingungen in den Shanghaier Seidenspinnereien und Textilfabriken viel Aufmerksamkeit. In Begleitung eines Mitglieds der Vereinigung junger christlicher Frauen in China besucht Körper auch persönlich die Fabriken, die in ihren Worten „wie ein Gefängnis“ (Körper 1936: 183) vom Aufseher mit einem Stock oder bewaffneten Polizisten bewacht werden. Alle minderjährigen und erwachsenen Arbeiter*innen arbeiten laut Körper täglich zwölf

Stunden lang mit einer halbstündigen Mittagspause, womit sie nur ein „Reisgeld“ verdienen, also so viel wie den Preis für eine Schale Reis; es gibt keine Schutzhandschuhe für die Frauen, die Kokons aus dem heißen Wasser ziehen und deren Finger voller Brandblasen sind; darüber hinaus ist auch die heiße, feuchte Luft in der Werkstatt unerträglich (vgl. Körber 1936: 184–185). Alles weist auf extrem schwierige Arbeitsbedingungen hin, die Körber später in der Reportage noch einmal hervorhebt, indem sie die Seidenspinnereien mit einem Gefängnis und sogar der Hölle vergleicht und beides angenehmer als die Seidenspinnereien findet (vgl. Körber 1936: 211–212).

Körber beschreibt in ihrer Reportage noch detaillierter das Leben der Arbeiter*innen, indem sie ein „Kind in einer langen schwarzen Kattunhose und einem verwaschenen blauen Kittelchen“ (Körber 1936: 183), die Frauen in langen baumwollenen Hosen und Kittel sowie die Männer mit nacktem Oberkörper darstellt (vgl. Körber 1936: 184). Damit wird einerseits die Armut der Arbeiter*innen z. B. durch die Verwaschenheit des Kittels des Kindes hervorgehoben, andererseits wird gezeigt, dass sich die Frauen wegen der erwähnten, von der Regierung geförderten Bewegung des „Neuen Lebens“ trotz der Hitze streng an die Moral halten und lange Kleidung anziehen müssen.

Neben den Fabriken besucht Körber auch die Siedlung der Arbeiter*innen, in der die armen Einwohner*innen in verschiedenen Räumen wohnen. Diejenigen, die an den Press- und Reinigungsmaschinen, in den Textilfabriken und Webereien arbeiten, können sich laut Körber den Luxus „geschlossener Wohnräume“ (Körber 1936: 185) erlauben und in halbdunklen, schäbigen Häusern oder Zelten aus zerrissenen, verschmutzten Leinwänden wohnen, in denen „armseliges Hausgerät, armselige Menschen“ (Körber 1936: 185) zu sehen sind. Obwohl das Leben auf diese Weise deutlich kein Luxus ist, stellt Körber es im Vergleich zu dem Leben der anderen Menschen auf den Booten als „Luxus“ dar:

Tatsächlich, der Kanal ist voll von Booten, manche sind mit Strohmatten bedeckt, sie sehen aus wie schwimmende Särge. An Stangen flattern die Fahnen der Armut, trocknende Wäsche. Die Boote sind schwarz von Menschen, der Kanal ist fett und stinkig wie Spülwasser (Körber 1936: 185).

Diese Barken auf dem Kanal stellt Körber in ihrer Reportagensammlung zuerst kurz im Vergleich zum Internationalen Settlement und einem Hängergarten der Französ*innen dar (siehe Kapitel 7.2.1), wenn sie sie vom Hängergarten aus, also von oben beobachtet. Demgegenüber betrachtet Körber die Boote in dieser Szene als Besucherin der Arbeitersiedlung und entlarvt dabei expliziter die brutale Wirklichkeit durch die nähere Beobachtung vor Ort. Der Vergleich der Boote mit „schwimmende[n] Särge[n]“ deutet an, dass die extreme Armut den Menschen sogar das Überleben schwer macht, wobei die Assoziation des Wohn- und Übernachtungsorts mit dem Symbol des Todes auf die Düsternis und Hoffnungslosigkeit des Lebens der Armen hinweist. Diese Düsternis und Hoffnungslosigkeit werden nicht einmal verborgen, sondern durch die zum Trocknen aufgehängte Wäsche, die Dichte der Menschen und die Verschmutzung des Kanals offen demonstriert. Zur Deckung dieser brutalen Wirklichkeit haben die Armen weder Geld noch Motivation. Auch wenn es in dieser Siedlung wie überall in China eine Wechselstube gibt, „in der Papiergeld gegen Kupferstücke eingetauscht wird“ (Körber 1936: 185), wird sie selten benutzt, weil die armen Arbeiter*innen kein Kapital zum Wechseln besitzen. Was Körber in der Siedlung persönlich sieht und worüber sie in ihrer Reportage berichtet, steht in deutlichem Gegensatz zu dem, was wie oben erwähnt die Europäer*innen oder Amerikaner*innen erzählen, nämlich „dass es den Chinesen glänzend gehe“ (Körber 1936: 180).

Um die Lebenssituation der chinesischen Arbeiter*innen überzeugender darzustellen, zitiert Körber ein „Chinesische[s] Jahrbuch“, wobei es sich um den von H. G. W. Woodhead beim damaligen Shanghaier Verlag The North-China Daily News and Herald, Ltd. herausgegebenen Band *The China Year Book 1934* handeln müsste. Einer Rezension zufolge geht es um den sechzehnten Band der Reihe und er bietet „an authentic survey of the year’s developments“ in den Bereichen „economy, trade returns, public health, labor, transportation, communications and shipping, finance, government, and international relations“ (Kramer 1935: 236). Der Band wurde am 1. Januar 1934 veröffentlicht. Es ist möglich, dass Körber das Buch schon vor oder während ihrer Reise gelesen hat, auf jeden Fall gehört es zu ihrer Lektüre für die Vorbereitung ihrer eigenen Reportagen über China.

Mit einem klaren journalistischen Charakter des Verlags sammelt der Band laut Körber „spannende Geschichten über diese kleinen Geschöpfe“ (Körber 1936: 186), nämlich über diese armen Arbeiter*innen, insbesondere die Kinderarbeiter*innen. Körber führt in ihrer Reportage ein Projekt einer einheitlichen chinesischen Arbeitsschutzgesetzgebung im Jahr 1929 an, das als Ergebnis nur Anregungen anstatt Regelungen hervorbringt und ähnlich wie die von Kisch berichteten Vorschläge der Shanghai Child Labour Commission 1924 zugunsten der kolonialen Interessen erfolglos blieb (siehe Kapitel 6.2.3.2). Körber richtet im Rahmen des Projekts ihre Aufmerksamkeit auf die Forderungen nach Reduzierung der Arbeitszeit auf zehn Stunden, Untersagung von Nachtarbeit, Festlegung eines Mindestalters für die kleinen Arbeiter*innen auf zwölf Jahre, Planung eines Fabrikrates sowie Kompensation bei Betriebsunfällen, Krankheit, Mutterschaftsprämien und gesetzlichen Ruhetagen – aufgrund der Interessen der Fabriken unter ausländischer Kontrolle werden diesbezüglich jedoch keinerlei Entscheidungen getroffen und somit keines der Probleme gelöst (vgl. Körber 1936: 186–188). Weder ein Memorandum der gesandten Inspektoren des Internationalen Arbeitsamtes im Jahr 1931 noch die Bitte der chinesischen Delegation um Hilfe vor dem Internationalen Arbeitsamt 1933 konnten etwas ändern.

„Sehr kurios“ (Körber 1936: 186) findet Körber die im „Jahrbuch“ angeführten Argumente der Japaner gegen das Verbot der Nachtarbeit: Obwohl die Nachtarbeit für Frauen und Kinder in Japan untersagt ist, solle sie in China weiterbestehen, weil die Frauen „in den umliegenden Dörfern“ statt im Betrieb wohnen, sodass es nicht sicher sei, sie nach zehn Uhr abends allein nach Hause zu schicken, was von Körber ironisch als eine „zarte[] Rücksicht“ beschrieben wird (vgl. Körber 1936: 186–187). Die allgemeine Meinung der in China lebenden Europäer*innen, dass es den Chines*innen aufgrund ihrer niedrigen Lebenskosten und mehr als bescheidenen Ansprüche „glänzend gehe“, widerlegt Körber mit Statistiken aus dem „Jahrbuch“, die zeigen, dass Werktätige in Shanghai und Beijing durchschnittlich „zu wenig Fett, zu viel Kohlenhydrate“ (Körber 1936: 190) erhalten und unterernährt sind. Körber stellt die Informationen in ihrer Reportage vergleichend dar:

[...] trotz allem ist die Lage der Industriearbeiterschaft noch besser als die des Rikschawkulis oder des Lastträgers, und die des Arbeiters in Shanghai besser als die in Tientsin oder in Wusih (Körper 1936: 189).

Während die Lebensqualität der Arbeiter*innen schon im Bericht über ihren Besuch in der Siedlung der armen Chines*innen mit denen der Kulis verglichen wird, ist es für Körper hier auch wichtig, ihren Leser*innen zu erklären, dass die Situation in den anderen Städten wie Tianjin oder Wuxi noch schlimmer erscheint. Des Weiteren vergleicht sie auch das Einkommensniveau der Chines*innen mit dem der Japaner*innen und Amerikaner*innen, um den „lächerlich niedrigen Betrag“ in China klarer zu demonstrieren (vgl. Körper 1936: 189).

Bisher ist festzustellen, dass Körper während ihrer Reise die schlechten Arbeits- und Wohnbedingungen der Arbeiterschaft in Shanghai sehr genau beobachtet und in ihrer Reportage detailliert darüber berichtet. Sie kritisiert dabei die Europäer*innen, die nicht abhelfen, sondern die Streikführer, die gegen ihre Firmen demonstrieren, sogar von Kriminellen verschleppen lassen (vgl. Körper 1936: 190). Sie bewundert, dass trotz allem schon viele Gewerkschaften in China existieren, die Streiks führen können, und als das Fazit ihres Besuchs bei der Arbeiterschaft stellt sie in Zusammenhang mit den kämpfenden Chines*innen in der Stadt fest:

Kein Wunder, wenn China heute wie trockenes Brennholz ist, aus dem schon hie und da die Flammen des Aufruhrs schlagen (Körper 1936: 190).

Es lässt sich ableiten, dass Körper die Revolution in China für eine klare Entwicklungsmöglichkeit oder gar eine Notwendigkeit hält.

7.2.4. Nanjing als Zeuge der Geschichte

Als Stadt mit einer langen Geschichte, die als eine der ehemaligen Hauptstädte Chinas berühmt geworden ist, gehört Nanjing zu Körbers Reisezielen. Am Bahnhof und in der Stadt bekommt Körper den ersten Eindruck, dass Nanjing wie eine russische Provinzstadt aussieht, in der nur auf einigen Straßen moderne Hotels und Warenhäuser zu sehen sind und alle anderen Bauten im Vergleich zu denen in Shanghai „recht bescheiden“ sind (vgl.

Körper 1936: 271). Aber diese Bescheidenheit verhindert nicht, dass Nanjing eine spezielle Umgebung hat, die in Körbers Augen „Shanghai vollständig fehlt“ (Körper 1936: 271): „Wie grüne Volants liegen die Berge um die Stadt“, wo Baumgruppen wachsen und sowohl Pagoden mit weißen Säulen und Marmorkissen als auch Pavillons mit Silberdächern, roten Säulen und Tierfiguren wie Rehen und Störchen stehen (vgl. Körper 1936: 271–272).

Unter diesen für Nanjing charakteristischen alten Bauten in den Bergen werden in Körbers Reportage die alten Gräber der Herrscher der Ming-Dynastie (1368–1644) und das Grab des Gründers des modernen Chinas Sun Yat-sen erwähnt (vgl. Körper 1936: 274). Dass die alten Gräber „aus rotem Stein“ (Körper 1936: 274) sind, betont Körper vermutlich wegen des Rots als einer repräsentativen Farbe für die alte Dynastie, während das Grab Sun Yat-sens mit den Farben Weiß und Blau detaillierter beschrieben wird, indem die Terrassenform der Pavillons hervorgehoben wird:

Man steigt die weisse Treppe hinauf, unten die Aussicht auf die Stadt, ringsum die breiten, weiten Berge, weiter die Ebene, die sich in der Ferne verliert... da liegt es, das preisgegebene Land, zu den Füßen des toten Führers, ein Symbol... (Körper 1936: 274–275).

Auf der einen Seite können der Standort des Grabs und das Design der hohen Treppen über der Stadt Sun Yat-sens bedeutende Position in der Geschichte Chinas demonstrieren. Auf der anderen Seite weisen Wörter wie „verliert“, „preisgegeben“ und „tot“ auf die Unvollständigkeit der Revolution Suns hin. Ihr Besuch des Grabs von Sun erinnert Körper an das Mausoleum Lenins:

Aber einen Vorzug hat das Mausoleum auf dem Roten Platz in Moskau gegenüber dem Grabe von Sun-Yat-Sen: es liegt im Herzen der Stadt, gleich bei der Kremelmauer, tausende Menschen gehen täglich an ihm vorüber. So blieb Lenin lebendige Geschichte, er ist da, jedem Schulkind zugänglich und die Kraft der Liebe vermag diesen gelben Pergamentzügen Leben, Kraft und Willen einzuhauchen... Aber der Chinesenführer wurde weit aus der Hauptstadt hinausverbannt, für den Fussgänger fast nicht erreichbar, eine Sehenswürdigkeit für die, welche sich ein Auto leisten können... vielleicht auch das

symbolisch. Was ist aus seinen drei leitenden Prinzipien: „Der Staat ist das Volk – Für das Volk – Durch das Volk“ geworden? (Körper 1936: 275)

Im Vergleich zu Lenins Mausoleum liegt Suns Grab in Körbers Augen weit entfernt vom Herzen der Stadt. Mit den Ausdrücken „hinausverbannt“ und „fast nicht erreichbar“ wird herausgestellt, dass diese wichtige Persönlichkeit zu der Zeit von Körbers Reise tendenziell in Vergessenheit geraten könnte. Die zwei Auslassungspunkte in diesem Absatz deuten einerseits die Momente an, in denen sich die Autorin mehr Gedanken über diese Gegenüberstellung der beiden Denkmäler machen muss, um ihr Argument klarer darzustellen. Andererseits stellen sie auch jeweils eine Pause dar, in der sie ihre Gedanken vertiefen kann und dabei von der Perspektive als Besucherin zur Meinung über die Persönlichkeiten wechselt. Die drei leitenden Prinzipien der von Sun Yat-sen geführten Revolution lauten, direkt aus dem Chinesischen übersetzt, „die Volksgemeinschaft, die Volksrechte und die Volkswohlfahrt“. Es ist schwierig zu überprüfen, wie Körper in ihrem Text zu der Übersetzung dieser drei Prinzipien gekommen ist. Aber ihre Übersetzung betont Suns Aufmerksamkeit auf das Volk, mit der Körper auch einverstanden ist. Körper kritisiert in ihrer Reportage, dass die Regierung unter der Führung von Tschiang Kai-schek die schönen Prinzipien zusammen mit dem Grab des vormaligen Führers hinausverbannt (siehe Kapitel 7.4).

Neben der Revolution Sun Yat-sens erlebt die Stadt Nanjing auch die modernen Entwicklungen unter den westlichen Einflüssen mit. Der Weg zu Sun Yat-sens Grab führt Körper „an einem modernen Theater und einem modernen Bad“ (Körper 1936: 272) vorbei. Im Bad tragen junge Mädchen Schwimmtrikots und Gummihäuben auf dem Kopf (vgl. Körper 1936: 272), was an die Idee des „Sportsgirls“ der Weimarer Republik erinnert (vgl. Hille 2011: 180). Solche Ideen kommen aus dem Westen und führen zur Verbreitung des modernen Sports auch unter den Frauen, was deutlich zur Frauenemanzipation in China beitragen kann, und zwar in Körbers Worten schon so weit, „dass junge Mädchen das hochgeschlossene Kleid mit dem Schwimmtrikot vertauschen“ (Körper 1936: 272). Auch das Bad selbst weist ein modernes Design auf, nur der Teil der Mauer um das Bad ist laut Körper chinesisch geprägt, indem die „vier

Nationalfarben: blau, grün, ocker, gold“ (Körber 1936: 272) benutzt werden. Körber vermutet, dass der junge Ingenieur, der es gebaut hat, in Europa oder in Amerika ausgebildet wurde und dass er „China modernisieren will, ohne ihm seine Schönheit zu nehmen“ (Körber 1936: 272). Es gelingt dem Ingenieur in Körbers Augen, einen modernen Bau unter westlichem Einfluss mit chinesischem Charakter zu errichten.

Die Begegnung der Chines*innen mit den Ideen der Fremden in der Stadt Nanjing ist jedoch nicht immer so konfliktlos. Körber berichtet in ihrer Reportage auch von einer Provokation der japanischen Eindringlinge in Nanjing, die die Berge in eine wichtige Szenerie verwandelt:

[...] der japanische Vizekonsul Kuramoto war eines schönen Tages, kurz nach dem Besuch einer hohen Persönlichkeit aus Tokio sang- und klanglos verschwunden. „Kidnapped, ermodert [sic]“ schrieben die japanischen Zeitungen und bewiesen wieder einmal, dass China sich vor lauter Banditentum und Unordnung nicht selbst regieren könne. Mit einer Geschwindigkeit, die schon etwas von Wunder an sich hatte, standen bereits 24 Stunden später japanische Kriegsschiffe im Yang-Tse-Kiang, als hätten sie geahnt, was kommen werde... niemals hatten die Berge um Nanking so viele Menschen gesehen, es suchte die Polizei, es suchten Beamte und Studenten... (Körber 1936: 272).

Körber bezieht sich hier offensichtlich auf einen damals in der Presse berichteten tatsächlichen Vorfall⁴⁹, um die Konflikte zwischen den Japaner*innen und Chines*innen in Nanjing darzustellen. Dieses Ereignis fungiert als ein lebendiges Beispiel für die japanischen Provokationen in China, die Körber während ihrer Reise zur Kenntnis nimmt (siehe Kapitel 7.2.2). Die zwei Worte „Kidnapped, ermodert [sic]“ in zwei Sprachen, mit denen die Berichte in den japanischen Zeitungen kurz dargestellt werden, deuten an, dass die Japaner*innen die Nachricht global absichtlich bekannt machen wollen, um die Unfähigkeit der chinesischen Regierung und die Berechtigung des japanischen Überfalls zu beweisen. Der Hinweis auf den Besuch einer hohen japanischen Persönlichkeit und

⁴⁹ Zu den damaligen Nachrichten vgl. <https://www.nytimes.com/1934/06/13/archives/japanese-warning-is-sent-to-nanking-tokyo-voices-belief-missing.html>; <https://cdnc.ucr.edu/?a=d&d=SPNP19340613.2.30&e=-----en--20--1--txt-txIN-----1> (zuletzt online am 28.04.2022).

die rasche Ankunft der Kriegsschiffe demonstrieren die Planmäßigkeit dieser Provokation. Dabei spielen die personifizierten Berge die Rolle eines Augenzeugen, der die suchende chinesische Masse sowie den versteckten Vizekonsul beobachtet. Die Suche endet laut Körber mit dem Auftauchen des verhungerten Vizekonsuls in einem Gasthaus in den Bergen, der seine Geschichte im Interview wiedergibt: Die Hoffnung auf eine Beförderung verloren

beschloss er zu sterben. Er zog in die Westberge, in der Absicht, sich dort von wilden Tieren auffressen zu lassen. Als höflicher und entgegenkommender Mann entkleidete er sich vollständig, um den Bestien die Mühe zu ersparen, den Braten selbst aus seinen Hüllen herauszuschälen [...] Es kam tatsächlich ein Leopard, beschnüffelte ihn, boykottierte aber die japanische Ware. Vizekonsul Kuramoto blieb ungegessen, verspürte aber seinerseits Hunger, grub seinen Anzug wieder aus und suchte ein Gasthaus auf. Sehr bezeichnend für die Modernisierung Japans, dass Kuramoto nicht gezwungen wurde, Harakiri zu verüben, um sich für die ihm von dem Leoparden angetane Schmach zu rächen (Körber 1936: 273–274).

Trotz der Wirklichkeit des Vorfalles ist es höchst wahrscheinlich, dass Körber in der Erzählung über den Vizekonsul die „logische Phantasie“ benutzt hat. In einer Nachricht aus dem *San Pedro News Pilot* wird berichtet, dass der Vizekonsul verhungert auf einem Friedhof neben einem Grab der Ming-Dynastie sitzend gefunden wurde.⁵⁰ Die von Körber beschriebene Szene ist jedoch voller Groteske und Ironie – die unnötige Tat des Vizekonsuls, die Kleidung auszuziehen und zu begraben; der als „patriotisch[]“ (Körber 1936: 274) geschilderte Leopard, der die Nationalität eines Mannes unterscheiden und an dem Boykott gegen die japanische „Ware“ teilnehmen kann; die übertriebene Beschreibung der Rückkehr des Vizekonsuls aus den Bergen, worauf die japanischen Kriegsschiffe abziehen müssen. Das alles wird in dieser dramatischen Szene zusammengesetzt. Es ist besonders ironisch, wenn Körber schreibt, dass die Folge der Modernisierung Japans darin liegt, dass Kuramoto kein Harakiri begeht, während die

⁵⁰ Vgl. <https://cdnc.ucr.edu/?a=d&d=SPNP19340613.2.30&e=-----en--20--1--txt-txIN-----1> (zuletzt online am 28.04.2022).

Modernisierung eines Landes eigentlich zur weiteren Entwicklung und Zivilisation führen sollte. Damit kritisiert Körber, dass die Provokationen der japanischen Eindringlinge in China unvernünftig und sogar lächerlich sind. Als Bühne für diese Szene fungiert die Stadt Nanjing, die solche Konflikte wegen der kolonialen Interessen bezeugt. Nanjing, vorher „Nanking“ buchstabiert, gehört zusammen mit Beijing (Peking) zu den „beiden King’e[n]“ in Körbers Reportage. Zusammenfassend lässt sich festlegen, dass die Stadt Nanjing nicht nur Zeuge der Armut der Bevölkerung ist, sondern auch die Ereignisse in der langen Geschichte des Landes und die neuen Einflüsse aus dem Westen miterlebt, die Körber während ihrer Reise genau beobachtet.

7.3. Die Stadt der Armut

Körber zitiert in ihrer Reportage aus einem Artikel im „Peiping Chronicle“ im August 1934, um die von der Regierung berichtete Gefahr des ökonomischen Bankrotts des Landes aufzuführen, die laut Körber aus den Naturkatastrophen, dem geringen Anteil am Welthandel, der geringen Kaufkraft der Bevölkerung und den hohen Zinsen für Anleihen oder Kriegskontributionen bei den Großmächten resultiert (vgl. Körber 1936: 208–209). In dieser Situation ist ein Großteil der chinesischen Bevölkerung in Armut geraten, deren Leben Körber in ihren Reisereportagen beschreibt.

7.3.1. Armseligkeit der chinesischen Bevölkerung in Shanghai

Nicht nur in der Arbeitersiedlung (siehe Kapitel 7.2.3) beobachtet Körber persönlich die arme Bevölkerung in Shanghai. Schon bei ihrer Ankunft mit dem Schiff trifft sie laut ihrer Reportage auf Träger, die in die Kabinen und Zwischendecke eindringen, um die Gepäckstücke ohne die Erlaubnis der Besitzer*innen an Land zu tragen. Es gibt so viele arme Träger, dass sie sich um das Gepäck schlagen müssen, damit jeder etwas verdienen kann (vgl. Körber 1936: 175). Körber beschreibt auch detailliert die Kleidung der Träger:

[...] es sind Träger, diese armseligen Gestalten: sie haben blaue verwaschene Baumwollhosen an, die in der Taille mit einem Strick zusammengebunden sind,

ebensolche geflickte, schmutzige offene Kittel, auf die eine von Schweiß und Regen unleserlich gewordene Nummer gedruckt ist (Körper 1936: 175).

Wie das Kittelchen des Kinderarbeiters in der Fabrik weisen auch die verwaschenen Hosen und die wie Lumpen aussehenden Kittel auf die Armut der Träger hin, während die Nummer trotz der Unlesbarkeit ihre Identität als Namenlose unter der armen Bevölkerung in der Stadt markiert, die auch in Körbers ersten Eindruck des Shanghaier Straßenbilds auftauchen:

[...] wie sieht das alles aus! Schmutzige, halbnackte Kinder, Frauen und Männer in blauen Kitteln und Hosen, unter denen sie nichts anhaben; manche ziehen eine Rickscha – der Strassenbahnverkehr ist dürftig (Körper 1936: 176).

Es lässt sich daraus ableiten, dass diesen armen Menschen aus Mangel an Geld richtige Textilien fehlen. In der gleichen Szene trifft Körper in China zum ersten Mal auf eine andere Gruppe armer Menschen, nämlich die Rikschakulis, denen sie während ihrer Reise immer wieder begegnet.

Es ist aufschlussreich zu betrachten, wie Körper die Armseligkeit der chinesischen Bevölkerung durch einen Kontrast zwischen den verschiedenen Umgebungen hervorhebt. Wie schon erwähnt tritt sie nach ihrem Besuch bei der österreichischen Fürstin „aus dem schönen gepflegten Hof“ auf die schmutzige Straße, wo eine Bettlerin, die seit ihrer Ankunft am Tor des Hospizes gestanden hat, sie um Geld bittet und sie viele nackte Kinder und arme Leute anstarren (vgl. Körper 1936: 238–243). Die Welt innerhalb des Hofes ist deutlich anders als die Welt draußen unter den armen Menschen. Auch ihre Erlebnisse inner- und außerhalb des Kinos unterstreichen die Armseligkeit der Bevölkerung. Trotz des traurigen Inhalts des Films über die Fischerfamilie (siehe Kapitel 7.2.1) gehört das Kino zu den erwähnenswerten neuen Erscheinungen am Anfang des 20. Jahrhunderts, die von den Ausländer*innen aus dem Westen mitgebracht wurden, während die Straße vor dem Kino ein direktes Bild des grausamen Lebens der Bevölkerung bietet, das Körper in ihrer Reportage schildert: Die Rikschakulis flüchten vor dem Stock der Polizisten, starren die Kinobesucher*innen an und bieten ihnen an der nächsten Ecke ihre Fahrzeuge an; die vom „Haus“ kontrollierten und geprügelten

Freudenmädchen stehen ohne Freude auf der Straße; die obdachlosen Kulis schlafen auf Strohmatten auf den Gehsteigen; die Schar der Bettler*innen hält Körper und ihre Begleiterin auf, um eine Kupfermünze zu bekommen (vgl. Körber 1936: 198–199). Die Straße ist von diesen armen Menschen, die versuchen zu überleben, überfüllt. Die Besucher*innen, die das Kino bezahlen können, bringen die Möglichkeit für die Armen mit, etwas Geld zu verdienen, was jedoch nicht immer geschieht.

Als einen wichtigen Teil des armseligen Lebens der Bevölkerung betrachtet Körber die hygienischen Bedingungen in China, wobei es „[s]elbstverständlich [...] noch zu wenige studierte chinesische Aerzte“ (Körber 1936: 219) gibt. Sie berichtet auch über die Prosperität der traditionellen chinesischen Medizin zur Zeit ihrer Reise, von der sie persönlich nicht viel hält, wie aus ihren Worten abzuleiten ist. Sie listet seltsam klingende, mögliche Zutaten für ein Rezept wie z. B. „Rattenschwänze und Pflanzenbrühen, Pulver aus Hirschhörnern, aus Schnurrbarthaaren eines Tigers“ (Körber 1936: 218) auf und fasst zusammen:

Die Chinesen glauben, dass allem Geheimnisvollen und Seltsamen eine heilende Gewalt innewohne, und je grösser die Pilze, manche von der Grösse eines Taubeneies, desto wirksamer (Körber 1936: 219).

Diese Seltsamkeiten der chinesischen Medizin in Körbers Augen beschreibt sie zusammen mit den „Mannequin-Modellen voller Löcher“, anhand derer die Punktierung erlernt werden kann, und den Frauenfiguren, die Patientinnen bekommen, um statt der unerwünschten Untersuchung des Arztes darauf schmerzende Stellen zu markieren (vgl. Körber 1936: 219). Die Verwendung der Frauenfiguren demonstriert die Rückständigkeit der Chinesinnen, deren veraltete Gedanken bezüglich der Berührung mit unbekanntem Männern möglicherweise eine gründliche Untersuchung und Behandlung verhindern. „All das erzählt [Körber] Frau Dr. Lee“ (Körber 1936b: 4), eine chinesische Ärztin, über die Körber eine ganze Reportage im *Pariser Tageblatt* am 26. April 1936 veröffentlichte, von der sie aber in der Reportagensammlung *Begegnungen im Fernen Osten* nichts erwähnt.

Statt der chinesischen Ärztin stellt Körber in der Sammlung einen deutschen Gynäkologen vor, der in einem englischen Missionsspital in Shanghai arbeitet und von dem Körber noch mehr über die Situation der Frauen in China erfährt, insbesondere darüber, „dass die Chinesinnen Schwangerschaftsunterbrechungen nicht kennen“ (Körber 1936: 219). Das Recht zur Abtreibung ist ein brisantes Thema für die deutsche Frauenemanzipation in der Weimarer Republik, wobei die die Abtreibung bestrafenden §218–220 bis 1926 in Kraft blieben. Erst 1927 gab es eine Milderung der Strafen für Frauen, während gewerbsmäßige Abtreibungen immer noch schwer bestraft wurden (vgl. Huang 2019: 200). Deswegen schenkt Körber als eine ‚Neue Frau‘ dieser Frage selbstverständlich viel Aufmerksamkeit. Sie begründet diese Situation in China dadurch, dass die Kinder entweder als Kapital für das Geld im Diesseits verkauft werden können oder sich als Nachkommen im Jenseits um die Seele der Eltern kümmern sollen (vgl. Körber 1936: 219). Obwohl Körber es „ein[en] grosse[n] Fortschritt“ nennt, dass die Kulifrauen in Folge eines Vortrags ins Spital gehen, ging es ihrer Meinung nach bei diesem Vortrag nicht um Hygiene, sondern es war eher eine Predigt (vgl. Körber 1936: 219), was die Rückständigkeit der armseligen Menschen noch einmal bestätigt.

7.3.2. Beijing mit der Pracht versunkener Dynastien

Wie schon erwähnt, beschreibt Körber China in ihrer Reportage als ein hilfloses Aschenbrödel, das mit armen Lumpen bedeckt ist, „doch zwischen diesen Lumpen leuchtet der Glanz einer Kultur“ (Körber 1936: 259), deren Höhen und Tiefen laut Körber den Ausländer*innen wegen der Sprache verschlossen bleiben. „Nur dem Auge ist es vergönnt in den Strassen Peipings ein wenig von dem schöpferischen Genie dieses von Rohlingen misshandelten Volkes zu erraten...“ (Körber 1936: 259). In diesem Kontext taucht die Stadt Beijing, die in der Geschichte auch Peiping genannt wurde, in Körbers Sammlung schon vor der eigentlichen Reportage über sie auf, was auf ihre spezielle Stellung als Exemplar der „ewig jungen Schönheit und Weisheit“ (Körber 1936: 259) hindeutet. Einen Besuch der Stadt Beijing „ersehnt“ Körber lange, da Beijing in ihren Augen „das Zentrum der chinesischen Kultur und in seinen Gegensätzen das typische

Spiegelbild des ganzen Landes“ ist: Kennzeichnend lebt „die Pracht versunkener Dynastien [...] hier Seite an Seite mit der entsetzlichsten Armut und der westlichen Eleganz des Diplomatenviertels“ (Körper 1936: 277).

Als Besucherin nimmt Körper zuerst die Zusammensetzung von Mauern und Toren wahr, die von Holitscher als eine Kombination von Vierecken in verschiedenen Größen geschildert wird (siehe Kapitel 5.5.3). Das damalige Beijing als „entthronte Kaiserstadt mit ihren verschwiegenen Mauern und Toren“ nennt Körper „echtestes China“ (Körper 1936: 277), wobei Körpers Hochschätzung der traditionellen chinesischen Elemente hervortritt. Zusammenfassend stellt Körper die durch die verblüffend lange Außenmauer markierte Grenze der Stadt, die Trennung zwischen dem vorher chinesischen und dem tatarischen Viertel durch die große Innenmauer sowie die alte kaiserliche Siedlung mit einer roten Mauer und die „Verbotene Stadt“ ganz im Herzen dar (vgl. Körper 1936: 277). Des Weiteren erläutert Körper, dass die Chines*innen eine Mauer gleich hinter das Haustor bauen, um die bösen Geister zu verscheuchen, während die Mauer des Legationsviertels und das Militär am Eingang die „Weißen“ vor der Gefahr eines Aufruhrs wie des Boxeraufstands von 1900 schützen sollen (vgl. Körper 1936: 277–278). Der Dachgarten des Grand Hotels de Pékin gegenüber dem Legationsviertel, das Kisch als Kulisse für sein Kasperltheater in *China geheim* heranzieht (siehe Kapitel 6.2.5), wird auch in Körpers Reportage erwähnt und ironisch als „eine Welt für sich“ (Körper 1936: 278) bezeichnet, wo die Kolonist*innen tanzen und feiern, ohne die Armseligkeit der lokalen Menschen zu bemerken.

In Körpers Schilderung des Straßenbildes von Beijing kann man den Gegensatz des eleganten Diplomatenviertels zur Armut der Bevölkerung erkennen. Während man auf der Asphaltstraße im Diplomatenviertel oder in der anliegenden Gegend mit dem Auto fahren kann, stehen laut Körper in den anderen Gebieten in der Stadt nur Rikschas zur Verfügung, weil „das Pflaster zu holperig und die kleinen Gässchen zu eng“ (Körper 1936: 278) sind. Auf der Fahrt in der Rikscha beobachtet Körper die armen Menschen auf der Straße voller Pfützen und wirbelnden Staubs: Die Rikschakulis kauern auf dem Boden, um ihre „Bohnenration“ zu essen, während die Hunde schlafen und die schmutzigen

Kinder spielen; neben Handelnden und Bettler*innen gibt es so viele Lastträger, dass Körber vermutet, dass „angeblich [...] ein Drittel der Chinesen diesem Beruf nachgehen“ (vgl. Körber 1936: 278–279). Als eine „westliche Lady“ (Körber 1936: 181) sitzt Körber in der Rikscha und beobachtet das armselige Leben der Bevölkerung in Beijing.

Ein weiterer Schwerpunkt ihres Besuchs in Beijing ist jedoch Chinas prächtige alte Kultur. Während die Tore der Stadt in den vier chinesischen Farben – Ocker, Grün, Blau und Gold – mit den streng symmetrischen Vierecken, dem kapriziösen Drachensmuster und dem Löwenpaar als Torwächtern Körber die typischen Eigenschaften eines chinesischen Baus zeigen (vgl. Körber 1936: 279), sind die Tempel und Paläste wichtige Reiseziele für Körber, an denen sie die Vereinigung von Natur, Architektur und Menschen spürt. Trotz der Verwahrlosung des Himmeltempels zur Zeit ihrer Reise, in dem die Kaiser in der Geschichte zur Sonnenwende das große Opfer darbringen, um laut Körber die Erde, die kaiserlichen Vorfahren, die Götter und die Patrone der jeweiligen Dynastie zu ehren, stellen der erhabene Tempel und die Opferzeremonie einen „Einklang zwischen Natur und Geist, den Goethe erstrebte, und den wir Westler nur ganz selten, nur in Spitzenleistungen erreichen“ (Körber 1936: 280) dar, der in dem klassischen chinesischen Werk *Buch der Wandlungen* gefordert wird und für die Chines*innen „selbstverständlich“ ist (vgl. Körber 1936: 280–281):

Liess der Kaiser, der Vertreter des Riesenvolkes, seine Augen vom Himmel auf die Erde sinken, so begegnete sein Blick den Kunstwerken von menschlicher Hand. Und als Vertreter seines Volkes beugte er das Knie vor der Natur und dem schöpferischen Genie seines Landes (Körber 1936: 280).

In diesen vorgeschriebenen Riten erkennt Körber die Ehrfurcht der Chines*innen sowohl vor der Natur als auch vor dem Geist des Volkes, die auch dazu führt, dass sie die Tempel und Paläste anders als die „Weißen“ bauen. Laut Körbers Reportage errichten die Europäer*innen zuerst „schwere“ Blöcke und pflanzen nachträglich Bäume in der Umgebung, während die Chines*innen „leichte Pavillons“ in die natürlichen Parks mit Seen und Bäumen „streu[en]“ (Körber 1936: 284), wobei die Natur unverändert in die

Architektur miteinbezogen wird. Für diese Art der chinesischen Architektur führt Körber noch Beihai, den Seepalast, als Beispiel an, wo „jährlich das chinesische Allerseelen, das sogenannte ‚Fest der Einsamen Geister‘“ (Körber 1936: 281) mit einem Feuerwerk und der Verbrennung von Papierschiffen für die gefallenen Soldaten gefeiert wird (vgl. Körber 1936: 283–284). Auch diese Feier vereinigt in Körbers Augen die Natur, die Architektur, den Menschen und die Ahnen.

Zu Körbers Beobachtungen in Beijing gehört die Wichtigkeit des Ahnenkultes in China, an dem das Christentum in China scheiterte (vgl. Körber 1936: 285), während der Buddhismus mit „seiner grösseren Geschmeidigkeit“ (Körber 1936: 285) seinen Weg findet. Laut Körber gibt es „unzählige[] Gottheiten in den vielen Tempeln Pekings“ (Körber 1936: 286), die im Rahmen des Buddhismus den lokalen Gläubigen zum für den Ahnenkult höchstbedeutenden Kindersegen, Reichtum und langen Leben verhelfen sollen. Sowohl im heidnischen oder orthodoxen Aussehen der Gottheiten als auch in den Ideen dahinter erkennt Körber die Spuren der byzantinischen Kunst und des griechischen Einflusses in dem aus Indien stammenden Buddhismus, den sie „Vermittler zwischen westlicher und östlicher Kultur“ (Körber 1936: 286) nennt.

Anders als in diesen Tempeln gibt es im Konfuziustempel in Beijing „keine wundertätigen Götterbilder“ (Körber 1936: 286), stattdessen wird an der Wand hinter dem Altar ein Spruch geehrt. Während Arthur Holitscher diesen chinesischen Tempel der Genien preist (siehe Kapitel 5.5.3), bewertet Körber Konfuzius eher kritisch, da er einerseits „der erste Befürworter des Ständestaates“ ist, der mit seinen Lehren „einen Damm gegen die ‚gefährlichen Gedanken‘“ errichtet, andererseits zu „Entrechtung der Frau“ beigetragen hat (vgl. Körber 1936: 287). Körber schenkt dem Thema der Frauenemanzipation immer wieder Aufmerksamkeit und bestätigt in ihrer Reportage, dass die „Entrechtung der Frau“ zu der Zeit ihrer Reise „in einem Teil Europas wieder aktuell geworden“ (Körber 1936: 287) ist, was auf Körbers Kritik am Ausschluss der Frauen aus dem politischen Bereich in Deutschland seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten⁵¹ hindeuten könnte.

⁵¹ Zum Ausschluss der Frauen aus dem politischen Bereich in Deutschland 1928-1945 vgl. Geyken, Frauke:

Neben den Tempeln besucht Körber laut ihrer Reportage auch ein chinesisches Theater, das auch einen wichtigen Teil der China-Erlebnisse von Kisch, Huelsenbeck sowie Hermann Hesse ausmacht (siehe Kapitel 8.4.2). Diese traditionelle chinesische Kunstform ist in Körbers Augen „das Spiel unserer Kindertage“ (Körber 1936: 287) und braucht nur komplizierte Kostüme und symbolisierte Zeichen zum Ausdruck der Handlung (vgl. Körber 1936: 288–289). Sie wird auch darauf aufmerksam, dass im Programm ausdrücklich vermerkt ist, „dass Männer und Frauen zusammensitzen können“ (Körber 1936: 289). Körber schreibt nicht nur aus der Perspektive einer Europäerin. Obwohl es für sie selbst unmöglich ist, die Handlung zu verstehen, hält sie diese nicht für das Wichtigste:

Es sind die Masken, die interessieren, die Kostüme in ihrer abwechslungsfarbigen Buntheit und vor allem das Spiel und der Vortrag. Die Bewegungen, die uns als possierliche Tänzerei vorkommen, ebenso wie das Psalmodieren, verlangen eine absolute Beherrschung des Körpers und der Stimme, jeder Ton und jeder Schritt sind nach der Konvention genau geregelt. [...] Die Themen sind der Geschichte, der Volkslegende entnommen, oder illustrieren die Prinzipien des Konfuzius: Wahrhaftigkeit, Treue, Keuschheit. [...] Das ist das klassische Drama Chinas, es hat unendlich viele Variationen. Aber es gibt auch bürgerliche Dramen und Charakterkomödien in diesem Stil (Körber 1936: 290–291).

Die Konvention des chinesischen Theaters und ihre Variationen werden von Körber anerkannt. Für sie ist bedeutend, die Konvention trotz der Einflüsse der neuen Zeit beizubehalten. Körber berichtet von den neuen Entwicklungen der Literatur inklusive der Dramatik in China seit der oben erwähnten „Neue-Kultur-Bewegung“ in den 1910er und 1920er Jahren. Im Vergleich zur „bunte[n] Pracht des klassischen Theaters“ stellt jedoch ein neues Bauernstück mit völlig westlicher Technik in Körbers Augen nur eine „graue[] Schlichtheit“ dar (vgl. Körber 1936: 293). Körber wirft die folgende Frage auf:

Ein neuer Ausschluss 1928-1945, Bundeszentrale für politische Bildung 2018 (<https://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/frauenwahlrecht/279341/ein-neuer-ausschluss>, Lizenz CC BY-NC-ND 3.0 DE, zuletzt online am 08.11.2020).

Wäre es nicht die Aufgabe des ganzen Ostens alte Farbigkeit und Schönheit in die Sachlichkeit der modernen Welt hinüberzuretten nicht in der oberflächlichen Weise, wie es heute in Japan geschieht, sondern organisch, damit die Weisheit, die Aesthetik und die dichterischen Ueberlieferungen einer versunkenen Zeit in die von der Jugend geschaffene Kultur einfließen wie zwei Weinsorten sich zu einem neuen, würzigen Trank vermischen?
(Körper 1936: 293)

Trotz der orientalistischen Bezüge, in denen Körper den Unterschied zwischen dem alten, exotischen Osten und der modernen Welt unter westlichen Einflüssen sieht, ist ihre Achtung vor der traditionellen Kultur in der chinesischen Stadt zu erkennen.

Durch eine Erzählung in ihrer Reportagensammlung nach der Reportage über die beiden „King'e“ will Körper versuchen, einen Weg zu finden, um das Misstrauen zwischen dem Osten und dem Westen zu besiegen, das sie während ihrer Reise miterlebt. Der Versöhnungsort sollte ihr zufolge in der Stadt Beijing mit ihrer kulturellen Pracht sein. Obwohl die Erzählung unter dem Titel *Ss-Dja, der Flötenspieler* ohne Erklärung des Kontextes in die Sammlung aufgenommen wurde, tragen die Klöster Beijing im Namen, da sich die beiden erwähnten Klöster – Fahai- und Longquan-Kloster, die von Körper „Fa-Hai-Sse“ und „Lung-Tsuan-Sih“ buchstabiert werden – tatsächlich in Beijing befinden. Obwohl die in der Erzählung auf demselben Berg liegenden Klöster in Wirklichkeit weit entfernt voneinander liegen, geht dennoch hervor, dass Körper die Atmosphäre in Beijing besser geeignet für die Geschichte einer Versöhnung findet.

Der Protagonist Ss-Dja wächst im Kloster Fa-Hai-Sse auf und holt häufig vom Brunnen im Kloster Lung-Tsuan-Sih Wasser, wo er die Statue der Göttin der Barmherzigkeit Guanyin mit seiner Vorstellung seiner Mutter, die er nie kennengelernt hat, besucht. Lung-Tsuan-Sih wird aber an eine englische Familie der britischen Gesandtschaft verkauft, seitdem kann Ss-Dja nur noch Wasser holen. In der Nacht vor seiner Abfahrt nach Hsuhow auf die Aufforderung seines Großvaters hin will er sich jedoch unbedingt die Zukunft von der Göttin weissagen lassen, was aber dazu führt, dass er mit einem Brandstifter verwechselt und gefangen wird. Nina, die Tochter der englischen Familie, die einmal interessiert sein Flötenlied am Brunnen gehört hat, lässt ihn frei (vgl. Körper

1936: 295–302). Der Zielort Hsuchow wird vom Großvater, oder genauer gesagt von Körber, nicht zufällig gewählt: Es sei die Stadt, in der sich Marco Polo während seiner Reise in China lange aufgehalten habe (vgl. Körber 1936: 298). Von der Aussprache her lässt sich „Hsuchow“ mit Suzhou in der heutigen Provinz Jiangsu assoziieren. Aber es ist möglich, dass Körber Informationen zu verschiedenen Städten aus Marco Polos Reisebericht in ihrer Beschreibung über diese „Hsuchow“ genannte Stadt bewusst oder unbewusst miteinander vermischt hat. Die „Stadt der tausend Brücken“ (Körber 1936: 298) müsste entweder Suzhou oder Hangzhou sein, während die Stadt, die Polo als Ausländer drei Jahre lang als „Gouverneur[]“ (Körber 1936: 298) regiert habe, Yangzhou sein müsste.⁵² Zudem gibt es in der Forschung noch Zweifel daran, ob Polo überhaupt wirklich in China war. Wichtiger für Körber ist aber, dass Polo nach ihrer Meinung „der einzige Fremde [sei], der [den Chinesen] aufrichtige Freundschaft geschenkt hat, nicht um eines Vorteils willen“. In Ss-Djas Augen ist das kleine Mädchen Nina am Ende ein „kleiner Marco Polo“ (Körber 1936: 302) geworden, der keine Vorurteile und Misstrauen gegenüber den Chines*innen hat und zur Versöhnung zwischen Osten und Westen beiträgt. Durch die Lehre des Großvaters für Ss-Dja drückt Körber ihre Hoffnung aus:

[...] wir Chinesen sind grossherzig genug, um einen Menschen nicht für das Unrecht, das uns unsere Stammesbrüder zugefügt haben, verantwortlich zu machen und wir sind stets bereit, altes Misstrauen zu vergessen und den Gast als Bruder aufzunehmen (Körber 1936: 298).

Körber spricht sich gegen das Verhalten der „Weißen“ in China aus, das das Misstrauen zwischen Osten und Westen verstärkt. Sie ruft in ihrer Reportagensammlung mithilfe

⁵² Da es viele verschiedene Ausgaben von *The Travels of Marco Polo* gibt (vgl. Komroff 2003: XXVI–XXIX), zu denen eine eigenständige Arbeit verfasst werden kann, werden hier nur anhand von drei Ausgaben der englischen Übersetzungen kurz die relevanten Informationen zu den von Körber implizierten chinesischen Städten aus Polos Reiseberichten dargestellt. In den beiden Städten Suzhou und Hangzhou sind seit Jahrhunderten zahlreiche Brücken zu finden, was jedoch nicht in allen drei Ausgaben geschildert wird. In einer Ausgabe, die sowohl die englischen als auch die chinesische Übersetzung umfasst, und in der verschiedene Ausgaben einander ergänzen sollten (vgl. Yu 2009: 13–14), wird in der Beschreibung der beiden Städte erwähnt, dass es dort unzählige Brücken gibt (vgl. Polo 2009: 329, 332), während in den anderen zwei englischen Übersetzungen nur die große Anzahl der Brücken in Hangzhou angesprochen wird (vgl. Polo 2003: 234; Polo 2005: 235). In Bezug auf Yangzhou wird in zwei Übersetzungen klar erklärt, dass Marco Polo diese Stadt auf besonderen Befehl des chinesischen Kaisers für drei Jahre regiert habe (vgl. Polo 2003: 225; Polo 2009: 318), während diese Information in der dritten Übersetzung nicht erwähnt wird (vgl. Polo 2005: 224).

dieser Erzählung voller idealisierter Handlungen und Figuren beide Seiten dazu auf, gegenseitig Verständnis und Freundschaft aufzubauen.

7.3.3. Zum „Vergleich“: Auf dem Land in China

Körper ist die Einzige unter den ausgewählten Autor*innen der vorliegenden Arbeit, die in der Reisereportage explizit über ihre Erlebnisse auf dem Land in China schreibt. Obwohl die Bauernhütten ihrer Ansicht nach im Vergleich zu Seidenspinnerei und Arbeitersiedlung in Shanghai „geradezu fürstlich“ (Körper 1936: 211) scheinen, ist die Armut auf dem Land nicht zu übersehen. Körper berichtet darüber, was sie auf der Strecke von Shanghai nach Nanjing und dann weiter nach Beijing vom Zug aus sieht. Charakteristisch für die Landschaft sind Lehmhütten, Mais-, Reis- oder Getreidefelder sowie die rein von Menschenkraft betriebenen Bewässerungsanlagen, wobei gebückte Bauern, nackte Kinder und alte Bauersfrauen zu sehen sind (vgl. Körper 1936: 270; 277). Diese Armut auf dem Land in China ist in Körbers Augen „nicht von orientalischer Romantik verhüllt wie in Japan“ (Körper 1936: 271) und das Land wirkt ausgeplündert. Bei näherer Beobachtung während einer Rikschafahrt durch die Dörfer in Shanghai stellt Körper fest, dass die „Häuser“ aus Lehm oder Bambus manchmal nicht einmal über Mauern, sondern nur über niedrige Dächer und Pfosten verfügen, die Landschaft mit den verbrannten gelben Stoppeln und den Gräbern der Ahnen ist unschön (vgl. Körper 1936: 204). Statt eines idyllischen Bildes, das häufig mit der Landschaft auf dem Land verbunden ist, werden in der Reportage nur Bilder eines armseligen Lebens der Bäuer*innen geschildert.

Durch die Armut sind die Bäuer*innen sowohl finanziell als auch ideell rückständig. Laut ihrer Reportage begegnet Körper in den Shanghaier Dörfern einer Prozession mit der mit Trommeln und Zimbeln gespielten „Tam-Tam-Musik“ und Drachentanz, bei dem junge Bauern die Drachenköpfe und -schwänze aus bemaltem Karton und die langen Körper aus Seidenstoff an hölzernen Gestellen tragen, um die Wassergottheiten, nämlich die Drachen, um Regen zu bitten (vgl. Körper 1936: 204). Einen ähnlichen Drachenkopf sieht Holitscher während der Parade in Guangzhou, den er als „ein[en] Überrest des alten,

versunkenen China“ (Holitscher 1926: 211) betrachtet. Körber beschreibt die Prozession jedoch ohne Bewertung, aber durch die Erklärung ihrer Begleiterin für ihren aufgeregten Dialog mit den Bäuer*innen erfährt sie, dass sich die Bäuer*innen über sie, eine Europäerin in einer Rikscha, geärgert haben. Die Bäuer*innen, die die Existenz einer Europäerin als einen Grund dafür betrachten, warum der Gott keinen Regen bringt, nennt Körber „Schädlinge des Fremdenverkehrs“ (Körber 1936: 205), wobei sie die Rückständigkeit dieser armen Menschen ironisiert.

Auch auf die Rückständigkeit der Frauen auf dem Land richtet Körber stets Aufmerksamkeit, insbesondere auf den Brauch des Fußbindens von Kindheit an, der trotz des Verbots der Regierung bis Mitte des 20. Jahrhunderts existierte. Die Füße von Körbers Begleiterin Siu-Dachen in Shanghai wurden der Reportage zufolge von der Mutter gebunden, da die Mutter fest daran glaubte, dass sie sonst keine Chance auf eine Ehe haben würde (vgl. Körber 1936: 268). Obwohl die Identität von Siu-Dachen in Wirklichkeit nicht nachzuweisen ist, erklärt Körber durch diese Person die Gedankenwurzel dieser Sitte, nämlich dass die kleinen, dreieckigen Füße der Frauen in der alten Zeit von den Männern als schön betrachtet wurden. Der Brauch ist also eine Konsequenz der patriarchalischen Gesellschaftsordnung. Neben der Beschreibung der Füße ihrer Begleiterin schildert Körber in ihrer Reportagensammlung noch zweimal die kleinen Füße der Frauen, beide Male von Bauersfrauen auf dem Land, die vermutlich noch rückständiger als die Frauen in der Stadt sind. Auf ihrer Rikschafahrt durch die Dörfer in Shanghai begegnet ihr laut der Reportage „eine Grossmutter mit verstümmelten Füßen“ (Körber 1936: 211) und auf der Strecke von Shanghai nach Nanjing sieht sie durch die Fenster im Zug alte Bauersfrauen, deren „Füsse zu kleinen Dreiecken verunstaltet“ (Körber 1936: 270) sind. Das Alter dieser Frauen mit verkrüppelten Füßen auf dem Land weist auch darauf hin, dass es um einen veralteten Brauch geht, der in Körbers Augen Armut und Rückständigkeit bedeutet. Eine ähnliche Darstellung sowie eine klischeehafte Einführung dazu sind auch in Kischs Reportagen zu lesen (siehe Kapitel 6.2.1 u. 6.3.1), während Huelsenbeck diesen Brauch nur kurz in einer für ihn charakteristischen direkten Rede erwähnt (siehe Kapitel 8.3).

Die Bäuer*innen sind so arm, weil sie nur über winzige Parzellen verfügen und nichts als ihre Arbeit investieren können. In einem Gespräch mit ihrer Begleiterin erfährt Körber laut ihrer Reportage, dass 50–70 Prozent der Ernte als Pachtzins abgeführt werden müssen, während „die Dürren, der beständige Krieg, die unerträglichen willkürlich auferlegten Steuern und die Ueberschwemmungen“ (Körber 1936: 206) die Situation noch verschlimmern. Außerdem gibt es korrupte Statthalter, Innenzölle, aber keine einheitliche Währung und keine guten Verkehrswege, was alles auf verschiedene Weise die chinesische Landwirtschaft belastet (vgl. Körber 1936: 206).

Durch mehrere Passagen in Dialogform analysiert Körber die Gründe hinter der schlimmen Situation der Bäuer*innen und stellt experimentelle Projekte in China vor, die zur Entwicklung der Landwirtschaft beitragen wollen, nämlich indem junge Leute agronomisch ausgebildet und dann in die Dörfer geschickt werden, um die Landwirtschaft neu zu organisieren. Obwohl diese Projekte wegen des Mangels an Kapital bei den Bäuer*innen utopisch seien, bestätigt Körber doch die Bedeutung dieser Akteure, denn „es wäre dunkler auf der Welt, wenn es keine solche Phantasten gäbe“ (Körber 1936: 214). Das Aufkommen der Experimentierstationen in China erinnert sie auch an Russland, wo einst „junge Leute ‚ins Volk‘ [gingen], um den Bauern zu helfen“ (Körber 1936: 247). Körbers Beobachtungen auf dem Land vertiefen ihre Kenntnisse über die Lebenssituation des Großteils der chinesischen Bevölkerung, während die von ihr beschriebenen Gesprächspartner*innen – die Begleiterin Siu-Dachen und die Jugendlichen an der agronomischen Experimentierschule von Siu-Dachens Onkel – direkte Aussagen über die Notwendigkeit einer roten Revolution in China treffen: „Wenn die Roten nicht siegen, werden wir eine japanische Kolonie!“ (Körber 1936: 208); „nur ein Sieg der Roten könnte den Imperialisten endgültig den Kragen brechen“ (Körber 1936: 211).

7.4. Die Stadt der „Roten“

Als eine Autorin, die sich stark für das nachrevolutionäre Russland interessiert, beschreibt Körber in ihren China-Reportagen auch das Revolutionäre in der Stadt, das nicht nur gegen die ausländischen Eindringlinge, sondern auch gegen Tschiang Kai-scheks

Regierung wirkt. Wie oben erwähnt, fördert die Regierung die Bewegung des „Neuen Lebens“, die „Zeremonie, Ehrlichkeit, Grossmut und Keuschheit“ fordert und laut Körber hauptsächlich den Frauen das alltägliche Verhalten nach der alten konfuzianischen Moral vorschreibt (vgl. Körber 1936: 201). Körber kritisiert die Regierung unter der Leitung Tschiang Kai-scheks dafür, dass sie aus Furcht vor den kolonialen Großmächten diese Slogans des „Neuen Lebens“ anstatt der unter dem Banner Sun Yat-sens stehenden Losungen der nationalen Befreiung verkündet (vgl. Körber 1936: 202). Auch gegen das von den Chines*innen „verhasste Japan“ (Körber 1936: 203) hat die Guomindang-Regierung „nie den leisesten Versuch gemacht“ (Körber 1936a: 2), so formuliert es Körber in der Reportage *Was will Japan in China?* im *Pariser Tageblatt* am 15. Januar 1936. Dazu entlarvt Körber, dass die ganze Sorge der Regierung „die Bekämpfung des Kommunismus“ (Körber 1936a: 2) sei, die sich jedoch wegen des stetigen Überlaufens der Guomindang-Soldaten zu den Roten sehr schwierig gestaltet (vgl. Körber 1936: 202). Die Unzufriedenheit und Empörung gegen die Guomindang-Regierung stacheln mehr Leute zum Widerstand an. Dieses revolutionäre Potenzial entdeckt auch Körber auf ihrer Reise in der Stadt. Wie schon erläutert, führen die meisten Menschen in der chinesischen Bevölkerung ein armseliges Leben, das die „Weißen“ in China mit der Ausrede der fehlenden Bedürfnisse der Chines*innen verschleiern wollen. Körber empfindet jedoch trotz ihrer Identität als „richtige westliche Lady“ (Körber 1936: 181) Mitleid mit den Arbeiter*innen in den Textil- und Seidenfabriken sowie den Rikschaschleppern und Bettler*innen auf der Straße und bringt ihr Schicksal mit der Revolution unter russischen Einflüssen in Zusammenhang:

[...] wer die schweisstriefenden Rikschaschlepper gesehen und die Luft in den Textil- und Seidenfabriken eingeatmet hat, der wundert sich nicht mehr über ihre [der Bettler*innen; Anm. d. V.] Zahl. Auch nicht, dass der Einfluss Russlands, der russischen Kultur, des russischen Films und der russischen Ideen so gross ist (Körber 1936: 199).

Dieser Kommentar steht im Zusammenhang mit der Straßenszene voller Bettler*innen nach Körbers Kinoerlebnis in Shanghai. Der Film, den sie ansieht, *Das Lied der chinesischen Fischer*, ist kein Tonfilm, wird aber nachträglich mit russischen Melodien

unterlegt. Obwohl Körber diese Art der musikalischen Gestaltung „[g]anz furchtbar“ (Körber 1936: 197) findet, ist sie ein Beweis für den russischen Einfluss in China, auf den Körber ihre Aufmerksamkeit richtet. Noch wichtiger sind für sie die russischen Ideen dahinter, die in Körbers Augen für die Revolution der armen Bevölkerung wie die Fischerfamilie im Film oder die Bettler*innen auf der Straße richtungweisend sein können.

Unter diesen Einflüssen aus Russland entwickelt sich das revolutionäre Potenzial in der chinesischen Stadt. Als Beispiel dafür nennt Körber einen Rikschaschlepper, den sie in der ehemaligen Gesandtschaft der österreich-ungarischen Monarchie trifft, wo sie während ihres Aufenthalts in Beijing ein kleines Zimmer mietet. Die vorherige Gesandtschaft wird laut Körber von General Horvat (1858–1937), der vorher ein Offizier für Eisenbahnbau im Kaiserreich Russland war und sich seit 1924 als Leiter der Abteilung der Russischen All-Militärischen Union in China um die geflüchteten Weißgardisten kümmerte⁵³, gemietet, um die Räume weiterzuvermieten, meistens an seine Landsleute (vgl. Körber 1936: 303). Aus dem Fenster ihres Zimmers sieht Körber den Rikschaschlepper, mit dessen Wagen eine blonde Frau zu ihrem Geliebten kommt und später wieder zurückfährt. Während des langen Wartens auf seine Kundin liest der Rikschakuli Zeitung, wobei Körber ihn genau beobachtet:

[...] er passt nicht recht in die wehmütige Stimmung des Vergangenen, der Vergänglichkeit, die um dieses Haus liegt; er opfert einige seiner mühsam verdienten Groschen, eine ganze Laufstrecke, reduziert mittags seine Bohnenration, um sich über die Ereignisse in der Welt zu informieren. Und in China ist es wie im alten Russland; wer von den Kulis lesen kann, der gehört zu den Rebellibus [...] Er sieht mit seinem zerrissenen durchschwitzten Hemd und seinen nackten Füßen in den Strohsandalen nicht so prächtig aus, wie General Horvat, aber ein potentieller Kämpfer ist auch er... nur auf entgegengesetzten Fronten (Körber 1936: 306–307).

⁵³ Zum General Dmitry Horvat vgl. <http://www.encycl.chita.ru/encycl/person/?id=5125> (zuletzt online am 08.11.2021).

Körber hält sowohl General Horvat als auch den Rikschakuli für potentielle Kämpfer, aber Ersterer gehört zu einer Front, die Sowjetrußland und den Kommunismus bekämpft, während Letzterer sich bildet, um ein kommunistischer Rebell zu werden. Ähnlich wie Kisch (siehe Kapitel 6.4) betrachtet auch Körber das Lesen als wesentlichen Ausbildungsschritt für die Revolutionär*innen. In ihrer Schilderung stellt Körber den Kontrast zwischen der symbolischen Bedeutung der Vergänglichkeit dieses Legationsgebäudes und der vom Kuli getragenen Hoffnung dar, um das kommunistische Revolutionäre hervorzuheben. Um die Stärke der Kulis zu zeigen, beschreibt Körber am Ende ihres Bandes einen „grosse[n] Chinese[n] mit langsamen, würdevollen Bewegungen“ (Körber 1936: 310), der laut Körber vorher ein Rikschakuli war und dann der Vorsitzende einer Kollektivwirtschaft geworden ist. Als freier, selbstbewusster Mensch verwaltet er das Kollektiv mit Weisheit (vgl. Körber 1936: 310).

Die Erniedrigungen der „Weißen“, die Provokationen der japanischen Eindringlinge, die Armseligkeit des Lebens der chinesischen Bevölkerung und die revolutionären Einflüsse aus Sowjetrußland führen dazu, dass es der Autorin scheint, „als ob der Legationspalast [...] ebenso wie ganz China ein Pulverfass ist, das ein Funken zum Explodieren bringen kann“ (Körber 1936: 307). Körber analysiert die Situation des chinesischen Volks und betrachtet die Revolution und die möglichen Aufstände als Rache „für so viel Betrug, so viel Raub, so viel Hörigkeit“ (Körber 1936: 307–308) unter der Kontrolle der Fremden. Obwohl sie in ihren Reportagen stets nach Möglichkeiten der Versöhnung sucht, ist es ihr zufolge

in der heutigen Welt so, dass die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volke, zu dieser oder jener Rasse einem Grenzen absteckt, über die man nicht hinauskommen kann. Altes und neues Unrecht häufte Misstrauen zwischen Menschen und Menschen und erstickte jeden Verständigungswillen.

Wann wird sich das ändern? In Jahrzehnten? In Jahrhunderten? (Körber 1936 309)

Die Aufstände in China werden laut Körbers Reportage jedoch keine Jahrhunderte oder Jahrzehnte mehr abwarten. Mit diesen Abschnitten weist sie darauf hin, dass eine chinesische Revolution gegen das Unrecht schon unvermeidbar geworden ist. Trotzdem

ignorieren die Fremden diese Bedrohung und lassen nur die Eingänge der Konzessionen von chinesischen Polizisten bewachen (vgl. Körber 1936: 182). Obwohl Körber gezwungen ist, sich in China als „westliche Lady“ zu verhalten, fühlt sie sich den kolonialen Fremden nicht zugehörig und baut in ihre Reportage einen Trinkspruch ein:

Stossen wir darauf an, dass die Chinesen gut schlafen, die Lastträger unten und die kleinen sesch-sieben-achtjährigen [sic] Knirpse aus den Seidenfabriken, die elf und einhalb Stunden täglich Kokons im siedenden Wasser mit einem hölzernen Stäbchen mischen, um die Seidenfäden herauszuschlagen. Möge ihnen allen der Genius, der die Settlements beschützt, einen festen Schlaf schicken, dass sie nicht von der Carmagnole träumen. Gute Nacht! (Körber 1936: 183)

In ironischem Tonfall spricht Körber aus der Perspektive der Fremden und zeigt noch einmal anhand des Beispiels der Lastträger und der Kinderarbeiter in den Seidenspinnereien die schwierigen Arbeitsbedingungen, aufgrund derer jederzeit ein Aufstand möglich ist. Körber zieht die Carmagnole heran, ein Sturmlied der Republikaner zur Zeit der Französischen Revolution im Jahr 1792, das u. a. während Hinrichtungen beim Tanz um die Guillotine gesungen wurde.⁵⁴ Körber bringt die chinesischen potenziellen Revolutionär*innen mit den französischen Republikanern in Parallele und die kolonialen Eindringlinge in China mit dem in der Französischen Revolution enthaupteten König, um die Fortschrittlichkeit der chinesischen Revolution herauszustellen, da es in beiden Fällen um einen Kampf gegen die Unterdrücker*innen geht.

Ein Besuch der „roten“ Städte, nämlich der Sowjetgebiete, in denen die chinesischen Kommunist*innen ihre Stützpunkte haben, war für die damaligen Reisenden kaum möglich. Aber durch den Bericht der Erlebnisse von Siu-Dachen, ihrer legendären Begleiterin in Shanghai, erhält Körber doch einen Eindruck von der Stadt der „Roten“ „ohne journalistische Ausschmückungen“ (Körber 1936: 223). Als Einführung zu den Notizen in ihrer Reportage konstatiert Körber, dass es um einen „authentischen

⁵⁴ Käthe Kollwitz (1867–1945), eine linke Künstlerin, die auch in der Weimarer Republik aktiv war, schuf die Radierung *Die Carmagnole*, die an die Szene des Gesangs und Tanzes um die Guillotine erinnert. Zu diesem Lied und der Radierung vgl. Klipstein 1955: 63–64.

Bericht aus dem Bürgerkrieg in China“ (Körper 1936: 223) gehe. Aber es ist schwer zu überprüfen, ob die Geschichte wahr ist und ob es die Person Siu-Dachen überhaupt gibt, da die Schreibweise dieses Namens keinen Zusammenhang mit einem echten chinesischen Namen darstellt. Trotzdem lässt sich feststellen, dass es sich in diesem Bericht um die Wahrnehmungen der Autorin während ihrer Chinareise handeln soll.

Dem Bericht zufolge wird Siu-Dachen als Mitglied der Roten von den Soldaten der Guomindang auf dem See Hong-Hu gefangen genommen. Der See liegt in der Provinz Hubei und war ein Zentrum der Stützpunkte der chinesischen Kommunist*innen, wo mehrere Schlachten der „Einkreisungs- und Vernichtungsfeldzüge“ der Guomindang gegen die Kommunist*innen zwischen 1930 und 1934 stattfanden (vgl. Stahl 2014: 191). Vermutlich bildet eine dieser Schlachten den Hintergrund der Erlebnisse von Siu-Dachen, die sich den Soldaten als die Frau des Sohns eines reichen Geschäftsmanns aus Baoding in der Provinz Hebei vorstellt, die zurück nach Baoding kehren möchte, um sich zu retten (vgl. Körper 1936: 226). Mithilfe eines Offiziers, den sie betrogen hat und der sie heiraten will, wird sie in die Stadt Hankou geschickt, von wo aus sie mit dem Geld des Offiziers zu ihren Leuten nach Shanghai flüchtet (vgl. Körper 1936: 231–232).

In ihrem Gespräch mit den Soldaten der Guomindang erzählt Siu-Dachen laut Körper das Gesehene in der Stadt der „Roten“. Auf die derben Aufforderungen der Soldaten erwidert Siu-Dachen, dass die „Roten“ keine Frauen zu sich zwingen, wobei es die Soldaten tief beeindruckt, dass der Boden in den Sowjetgebieten unter den Bäuer*innen verteilt wird (vgl. Körper 1936: 225–228). Am Ende ihrer Schilderungen fügt sie immer hinzu: „Das habe ich gesehen, ob es gut oder schlecht ist, weiss ich nicht, urteilt selbst“ (Körper 1936: 227–228). Dieses Statement könnte sich auch für eine Reporterin wie Körper eignen, die die Zuverlässigkeit ihrer Reportage hervorheben möchte, während die Soldaten der Guomindang schon mit ihren Taten urteilen, indem sie dazu tendieren, sich zu den „roten“ Kommunisten zu bekehren: Der Bataillonskommandant lässt Siu-Dachen nicht erschießen, da ihm zufolge die „Roten sowieso unausrottbar“ sind – „je mehr man erschießt desto mehr werden es“ (Körper 1936: 227); auch der Offizier, der Siu-Dachen geholfen hat, gesteht, „er halte Tschang Kai Tschek für einen Verräter“ (Körper 1936:

229). Die Stadt der „Roten“ bedeutet Körbers Reportage zufolge auch Hoffnung für diese Soldaten.

7.5. Zusammenfassung

Als Sympathisantin der russischen Revolution reiste Körber 1934 wegen des sich verschärfenden politischen Klimas in Wien fluchtartig nach Asien. Nach der Ausweisung aus Japan begann sie ihre Chinareise, während der sie dieses Land in Umbrüchen beobachtete.

Die chinesischen Städte betrachtet Körber als einen Ort, an dem die chinesische Bevölkerung den kolonialen Eindringlingen aus dem Westen und ihrem Einfluss in den Bereichen Wirtschaft, Militär und Politik begegnet. Die „Weißen“ genießen ihre Privilegien in der Stadt, ohne vom Unrecht für die chinesischen Einwohner*innen bedrückt zu werden, und rechtfertigen sich mit dem Argument, dass es den Chines*innen wegen ihrer niedrigen Bedürfnisse doch glänzend gehe, woran Körber Kritik übt. Obwohl sie gezwungen ist, sich als „richtige westliche Lady“ zu benehmen, leidet sie mit den unterdrückten chinesischen Arbeiter*innen, Kulis, Bettler*innen und Bäuer*innen, die in Armut geraten sind. Besonders empört ist sie von den unzähligen japanischen Provokationen in China, die sie auch am speziellen Beispiel Nanjings darstellt und kritisiert.

Anstatt dieser Konflikte sucht Körber nach Versöhnungsmöglichkeiten zwischen den Fremden und den Einheimischen. In der Stadt Beijing, wo „die Pracht versunkener Dynastien [...] Seite an Seite mit der entsetzlichsten Armut und der westlichen Eleganz des Diplomatenviertels“ lebt, konturiert sie eine Szene der Versöhnung in der Geschichte über den chinesischen Jungen Ss-Dja und den „kleine[n] Marco Polo“, wobei sie sich gegen die Taten der kolonialistischen Fremden positioniert und die beiden Seiten dazu aufruft, mehr Verständnis und Vertrauen für- bzw. zueinander aufzubringen. Aber neben dieser Vorstellung einer idealen Entwicklung gesteht Körber auch ein, dass es noch Jahrzehnte, sogar Jahrhunderte dauern wird, bis die Verständigung das Misstrauen

bekämpfen kann; ganz China ist schon ein „Pulverfass“, das jederzeit vom Funken der Aufstände entzündet werden und explodieren kann.

Als eine ‚Neue Frau‘ richtet Körber während der Reise ihre Aufmerksamkeit auch stets auf die Situation der Frauen und der Frauenemanzipation in China. Sie bemerkt die modischen Bilder von Frauen mit Bubikopf, der auch in der Weimarer Republik bei deutschen Frauen beliebt ist, und die „Sportgirls“ unter den Chinesinnen. Sie behandelt nicht nur das geläufige Thema des veralteten Brauchs der gebundenen Füße der Frauen, das sie im Vergleich mit anderen Autoren mit detaillierteren Beobachtungen und einer zusätzlichen Erklärung des Ursprungs im Patriarchat darlegt, sondern auch andere Debatten wie z. B. die über das Recht zur Abtreibung und die Entrechtung der Frau im Gesellschaftsleben – die Auseinandersetzung mit diesen Themen kann auch weitere Beiträge zur Frauenemanzipation auf der Welt leisten.

8. Richard Huelsenbecks Reisebericht: *Der Sprung nach Osten* (1928)

Neben seinem Engagement für den Dadaismus⁵⁵, das ihm verschiedene Titel – Meister-Dada, Weltdada, Dada-Trommler, Dada-Vater – eingebracht hat, war Richard Huelsenbeck (1892–1974) zwischen 1925 und 1933 in seiner journalistischen Tätigkeit sehr produktiv. Seine Werke aus diesen Jahren, von denen mehrere hundert Titel in seinem Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach zu finden sind (vgl. Sheppard 1982: 79–100), waren „am meisten geschätzt und am weitesten verbreitet“ (Füllner 1982: 28). Wenngleich Huelsenbeck den Dadaismus mitbegründete und sich im Alter wieder mit ihm beschäftigte, ist es nicht zu vernachlässigen, dass die Jahre, in denen er sich von ihm entfernt hatte, ebenso eine bedeutende Rolle gespielt haben – insbesondere aufgrund seiner Reiseberichte, von denen *Der Sprung nach Osten* in diesem Kapitel analysiert wird.

8.1. Der „Weltdada“ auf seinen Reisen nach China

Dank der Bibliothek seines Großvaters lernte Huelsenbeck als Kind Reise- und Geschichtsbücher sowie belletristische Werke kennen. Er vermerkte später in seiner autobiographischen Aufzeichnung:

Hier war der Anfang meiner bewußten Existenz. Hier saß ich nächtelang auf und las Cooks Reisen um die Erde. Ich hörte zum erstenmal von Marco Polo. Ich las Plutarch. Dante und Petrarca wurden mir vertraut (Huelsenbeck 1984: 21).

Durch diese vielen Werke wurde Huelsenbecks Interesse am Lesen und Reisen erweckt. Seine Sehnsucht nach der Ferne drückte er in seinem frühen Gedicht *Ferne Wünsche* aus, das er in sein Tagebuch aus dem Jahr 1908 aufnimmt: „Fremde Länder mögt ich sehen / Fremder Völker Tun u. Treiben // In die Weite mögt ich gehen / Lange fern der Heimat

⁵⁵ Der Dadaismus oder auch „Dada“ war eine künstlerische und literarische Bewegung, deren Beginn die Gründung und Entwicklung des „Cabaret Voltaire“ 1916 in Zürich von Hugo Ball, Emmy Hennings, Richard Huelsenbeck, Tristan Tzara, Marcel Janco und Hans Arp gekennzeichnet hat. 1917 kehrte Huelsenbeck zurück nach Berlin und um ihn herum begann der Dadaismus 1918 in Berlin aufzublühen. Sein „Dadaistisches Manifest“ (1918) wurde von allen bedeutenden Züricher und Berliner Dadaisten unterzeichnet, es betont die Abgrenzung des Dadaismus vom Expressionismus und Futurismus und gibt Beispiele der „unerhörten neuen Möglichkeiten und Ausdrucksformen aller Künste“ (Huelsenbeck 1920: 39) des Dadaismus. Mit weiteren Mitgliedern und Veranstaltungen in Hannover, Köln, Dresden und Paris sowie als kurzlebiges, separates Phänomen in New York stellt der Dadaismus eine extreme Position und Form der Moderne dar, die sich in den frühen 1920er Jahren ihrem Ende näherte, aber in den 1950er Jahren wieder aufkam. Zum Dadaismus vgl. Riha 1994: 63–67.

bleiben“ (Huelsenbeck 1908, zit. nach Xu 2015: 214). Seine Reiselust wird jedoch erst später befriedigt.

Während seines Studiums in München begegnete Huelsenbeck 1912 Hugo Ball, mit dem er 1916 in Zürich den Dadaismus gründete und damit ein neues Kapitel in seinem Leben aufschlug (vgl. Füllner 1982: 31–32). Als wichtiger Chronist des Dadaismus las Huelsenbeck 1918 am Vortragsabend der „Dada-Soirée“ in Berlin sein bekannt gewordenes *Dadaistisches Manifest* (vgl. Füllner 1982: 36), das 1920 im *Dada Almanach*, der „umfangreichsten Publikation des deutschen Dadaismus“ (Füllner 1982: 39), gedruckt wurde. Ebenso 1920 veröffentlichte er die beiden Dada-Schriften *En avant Dada. Die Geschichte des Dadaismus* und *Dada siegt!: Eine Bilanz des Dadaismus* (vgl. Füllner 1982: 38). Nach diesen Publikationen distanzierte sich Huelsenbeck allmählich von der Bewegung und kommentierte selbst 1920: „Dada sieht sein Ende voraus und lacht darüber“ (Huelsenbeck 1920, zit. nach Füllner 1982: 39). Erst in den 1950er und 1960er Jahren veröffentlichte er im Zuge der Wiederentdeckung des Dadaismus als einer der Zeugen der Bewegung wieder Schriften darüber, wobei er anlässlich der Düsseldorfer Dada-Ausstellung 1958 nach dem Exil in den USA, wo er sich als von den Nationalsozialisten verbotener Autor seit 1936 befand, wieder nach Europa zurückkehrte (vgl. Füllner 1982: 43–44).

In den Jahren 1925–1933 war Huelsenbeck gleichzeitig als Schiffsarzt und Reiseschriftsteller tätig. Genauer gesagt begann diese neue Phase seines Lebens Ende 1924, als er bei der Hapag-Gesellschaft eine Stelle als Schiffsarzt auf dem Frachtdampfer „Brasilia“ nach Asien bekam, um die er sich schon seit Jahren beworben hatte (vgl. Huelsenbeck 1984: 195). In seiner autobiographischen Aufzeichnung erzählt Huelsenbeck:

Ich war froh, daß ich nicht mehr über Dadaismus und moderne Kunst zu schreiben brauchte. Ich wollte von all diesen Problemen, die mir jetzt sehr verwickelt und abstrakt erschienen, fort zu einfacheren und vielleicht interessanteren Dingen. Ich wollte nicht mehr mehr [sic] mit Kaffeehausliteraten sondern mit Matrosen zusammenleben (Huelsenbeck 1984: 197).

Damit konnte er seiner seit der Kindheit bestehenden Reiselust nachgehen und darüber zahlreiche Artikel in großen deutschen Zeitungen und einige wichtige Werke schreiben. Diese Reise blieb in den folgenden Jahren nicht die einzige. Von Ende 1924 bis Mai oder Juni 1925 fand die genannte Fahrt über Rotterdam (Niederlande) und Port Said (Ägypten), dann weiter in die Hafenstädte in Südostasien sowie nach Japan und China statt. 1927 brachte ihn ein Passagierdampfer auf den afrikanischen Kontinent. Mit dem Ruhm als Reiseschriftsteller, den ihm die auf diesen zwei Fahrten beruhenden Reiseberichte *Der Sprung nach Osten* (1928) und *Afrika in Sicht* (1928) verschafften, bekam er 1929 einen Auftrag des Ullstein Verlags. Der Verlag bot an, ihn auf Reisen zu schicken und die entsprechenden Aufsätze darüber in der *Berliner Illustrierten Zeitung* zu veröffentlichen. Mit diesem Angebot wählte Huelsenbeck selbst das Zielland China und besuchte es zum zweiten Mal. Er nahm die transsibirische Eisenbahn und hielt sich während der Reise von ungefähr zwei Monaten (Mai/Juni 1929) in Beijing, Shanghai, Nanjing und Qingdao auf. Nach seiner Rückkehr arbeitete er noch im selben Jahr am Roman *China frisst Menschen*, der 1930 veröffentlicht wurde und aufgrund des großen Erfolgs auf dem Buchmarkt mehrmals neu verlegt wurde. 1931 machte er sich wieder als Ullstein-Korrespondent auf den Weg in die USA sowie nach Kuba und Haiti.⁵⁶ Der Titel auf Huelsenbecks in Berlin gedruckter Visitenkarte – „Weltdada“ (vgl. Kapfer u. Exner 1996: 6) – weist in diesem Sinne neben seinem weltweiten Einfluss als Dadaist auch auf seine großen Reisen um die Welt und seine vielfältigen Schriften darüber hin.

Um Huelsenbecks Reisebericht *Der Sprung nach Osten* detailliert zu analysieren, wird hier zunächst versucht, seine Route der ersten Chinareise mithilfe seiner Briefe zu rekonstruieren. Aus einem Brief an seine Frau Beate Huelsenbeck vom 5. März 1925 ist abzuleiten, dass er an diesem Tag Dalian, sein erstes Ziel in China, erreichte (vgl. Huelsenbeck 1996: 108). Über die heutigen Hafenstädte Weihai (Weihaiwei) und Yantai (Tschifu) fuhr der Dampfer am Bezirk Wusong der Stadt Shanghai vorbei und weiter den Yangtze-Fluss hinauf bis nach Nanjing, wo das Schiff am Hafen in Pukou, seit 1927

⁵⁶ Zu Huelsenbecks Reisen zwischen 1925 und 1933 vgl. Huelsenbeck 1984: 197–210; Füllner 1982: 40–42; Bae 1999: 158.

Bezirk am Fluss von Nanjing, anlegte (vgl. Huelsenbeck 1996: 109; Huelsenbeck 1928: 205). Nach einem kurzen Aufenthalt kehrte der Dampfer zurück nach Shanghai und ankerte dort einige Tage. Von dort aus schickte Huelsenbeck am 15. März einen Brief an seine Frau (vgl. Huelsenbeck 1996: 110). Dort endete auch seine Chinareise an Land und das Schiff fuhr danach über Hongkong nach Südostasien, wo er am 21. März einen Brief aus Manila auf den Philippinen abschickte (vgl. Huelsenbeck 1996: 111). Spätestens Anfang Juni war Huelsenbeck wieder zurück in Deutschland (vgl. Huelsenbeck 1996: 116).

Im Vergleich zu den Reisereportagen von Holitscher, Kisch und Körber weist Huelsenbecks Reisebericht einen anderen Sprachstil auf, der die Grenze der „Reportagen“ und des Journalismus überschreitet und den Reisebericht eher als eine Kunstform der Literatur kennzeichnet. Gregor Streim stellt in der Einleitung seines Aufsatzes *Das Erwachen des Kulis. China in den Reisereportagen der Weimarer Republik* Huelsenbecks *Der Sprung nach Osten*, Holitschers *Das unruhige Asien* und Kischs *China geheim* als „drei China-Reportagen“ (Streim 2011: 157) vor und benutzt im Teil über das Buch *Der Sprung nach Osten* nur den Begriff „Reisebericht“, während im Teil über die anderen beiden Werke der Begriff „Reisereportage“ verwendet wird. Die unklar bleibende Begrifflichkeit in Streims Aufsatz wird durch die Beschreibung des Stils von Huelsenbecks Buch kurz erläutert, wenn er schreibt: „Trotz der reportageartigen Schreibweise hat sein Reisebericht einen romanhaften Charakter“ (Streim 2011: 158). Obwohl Streim die Begriffe nicht klar differenziert, ist ihm doch bewusst, dass es problematisch wäre, Huelsenbecks *Der Sprung nach Osten* als „Reisereportage“ zu kategorisieren. Im Vergleich zu den Sammlungen der Reisereportagen von Kisch, Holitscher und Körber, von denen jedes Kapitel auch in Form einer Einzelreportage erscheinen kann, haben Huelsenbecks Kapitel erst dann Sinn und Wirkung, wenn sie in Buchform zusammen erscheinen. Deswegen wird Huelsenbecks *Der Sprung nach Osten* in der vorliegenden Arbeit der Definition des Begriffs (siehe Kapitel 3) zufolge als Reisebericht betrachtet.

Dieser romanhafte Charakter von Huelsenbecks Reisebericht fällt zunächst durch die

Abänderung der tatsächlichen Namen des Dampfers und seiner Besatzung auf. Der Kapitän Metzienten aus seinem Brief heißt im Reisebericht Mackendaus, während der erste Offizier bzw. der erste Ingenieur von Lehenner im Reisebericht Strunsky genannt wird (vgl. Huelsenbeck 1996: 98). Der Funker Herr Bengdorf, mit dem Huelsenbeck eine „besondere Freundschaft“ (Huelsenbeck 1996: 99) schloss, wird im Reisebericht in Herr Bublinger umbenannt. Auch der Name des Frachtdampfers „Brasilia“ wird zu „Coyote“, was laut Streim das Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg als „weltpolitische[r] Underdog bzw. Coyote“ illustriert, das „auf das Niveau eines Koloniallandes herabgesunken“ ist (vgl. Streim 2011: 159) und somit Huelsenbecks Satire auf das damalige Deutschland betont. Zudem wird das erlebende Ich im Bericht von den anderen Seeleuten nie mit persönlichem Namen, sondern als „Doktor“ angesprochen, obwohl es viele Gespräche in direkter Rede gibt.

Die Änderung der Namen kann dazu beitragen, die personenbezogenen Daten zu schützen und gleichzeitig der Phantasie des Autors mehr Raum zu lassen. Aber das bedeutet nicht, dass Huelsenbeck es schätzen würde, wenn ein Reporter angebliche Fakten seiner Texte frei erfindet. Er gibt in *Der Sprung nach Osten* eine Erzählung des dritten Offiziers Bauchwärts wieder:

Er habe einmal an Bord einen Reporter gehabt, klein, schwarzhaarig, beweglich, der für ein großes Blatt nach Manila gefahren sei. Da habe er beobachtet, wie man schnell und mühelos Geld verdiene; der Mann sei ausgestiegen und mit einem Bericht zurückgekommen, den ein normaler Mensch nur nach jahrelangem gewissenhaften Studium hätte heimbringen können. Dazu gehöre Phantasie, modernes Brigantentum (Huelsenbeck 1928: 21).

Huelsenbeck distanziert sich einerseits von solchen Reportern, die zu viel Phantasie in den Reisebericht einführen, indem er durch die Figur des Offiziers reines Erfinden ohne wahre Grundlage als „modernes Brigantentum“ betrachtet. Andererseits wird die Vorsicht, zu der ein Reporter mit Wahrheitsanspruch verpflichtet ist, durch seine Distanzierung von dieser Erzählung des dritten Offiziers hervorgehoben, indem er hier den Konjunktiv benutzt, der im Buch sonst selten auftaucht. Damit wird schon im ersten

Kapitel seine Sorgfalt beim Schreiben gezeigt, um die Glaubwürdigkeit seines eigenen, auf einer wirklichen Reise basierenden Reiseberichts zu verstärken. Ihm gegenüber stellt Holitscher bereits vor seiner Ankunft in China einen Plan für sein China-Kapitel auf, der ein klischeehaftes Bild von diesem Land präsentiert, aber in den späteren Kapiteln nicht realisiert wird (siehe Kapitel 5.1). Während Holitscher durch eine solche Imagination einen orientalistischen Blickwinkel demonstriert, kritisiert Huelsenbeck diese Art von Bericht ohne tatsächliche Reiseerlebnisse.

Neben den veränderten Namen unterscheidet sich auch Huelsenbecks Beschreibung seiner abenteuerlichen Schiffsreise deutlich von den bereits besprochenen Reisereportagen von Holitscher, Kisch und Körber. In den verschiedenen Kapiteln werden die Weihnachtsfeier auf dem Schiff, die Konflikte zwischen Matrosen und Offizieren, die Krankheit der Seeleute, die Lebensgeschichte des Kapitäns usw. detailliert und mit vielen Dialogen in direkter Rede vorgestellt – eine Art der Schilderung, die dem Charakter eines Romans oder einer Erzählung gleicht und an die Konvention des Abenteuerromans erinnern kann. Auch die Titel mancher Kapitel geben einen erzählerischen Eindruck, wie z. B. *Eine Dame hat Heimweh / Sehen Sie, Doktor, das ist Japan / Onkel Hermann muß sterben* u. a. Zudem werden auch in den Darstellungen seiner Eindrücke und Erlebnisse während der Reise in einer Stadt häufig Gespräche und Erzählungen vorgebracht, die meistens in der Form der direkten Rede gehalten sind, was in der Analyse des vorliegenden Kapitels weiter erläutert wird.

Auch die umgangssprachlichen Dialoge zwischen den Matrosen, die anders als die Diskussionen der „Kaffeehausliteraten“ (Huelsenbeck 1984: 197) sind und daher Huelsenbecks Aufmerksamkeit wecken, demonstrieren klar den romanhaften Charakter seines Reiseberichts. Interessanterweise werden in diesen Gesprächen durch die Erzählung des ersten Ingenieurs Strunsky, der angeblich vor 30 Jahren schon einmal an der chinesischen Küste war, viele klischeehafte Argumente angeführt, allerdings ohne Wertung. Strunsky zufolge gibt es in China Menschen, die den ganzen Tag beten, wissen die Chines*innen nicht, was eine Ärzt*in ist, tragen alle chinesischen Männer Zöpfe, sind viele kriminell, isst man eine Menge Hasen und Rehe, werden komische Gerichte wie

Vanillepudding mit Curry verzehrt; bei Tisch hätten die Chines*innen seltsame Sitten und betrachteten das Ablassen von Darmgasen und das Rülpsen als Zeichen von Höflichkeit (vgl. Huelsenbeck 1928: 69; 74; 136; 321; 200; 12; 14). Damit werden durch die Erzählung der Figur Strunsky viele Klischees über China, von denen Huelsenbeck vermutlich vor und während der Reise gehört hat, scherzhaft und manchmal auch ironisch angeführt. Strunskys lange und absurde Erzählung wird mehrmals ungeduldig von den anderen Seeleuten unterbrochen und bleibt teilweise einfach ohne Reaktion der anderen. In seinem Gespräch mit dem reisenden Doktor, der mit Huelsenbeck zu identifizieren ist, antwortet der Doktor nur mit kurzen Sätzen, die meistens eine Höflichkeitsreaktion oder eine Erinnerung an das eigentliche Thema des Dialogs sind, auf die mehrzeiligen Monologe des Ingenieurs. Die Antwort des Doktors kann so kurz sein, dass sie in einer Szene nur „Ja...“ bzw. „Hm... ’s ging gut...“ (Huelsenbeck 1928: 137) umfasst, wobei der Teil „’s ging gut“ sogar nur eine Wiederholung des letzten Satzes des Ingenieurs ist. Aus Huelsenbecks Schilderung der Reaktionen auf Strunskys Erzählung und der dahinter versteckten Lächerlichkeit dieser Figur lässt sich ableiten, dass sich Huelsenbeck von derartigen Erzählungen eher skeptisch distanziert.

Neben dieser besonderen Figur, die in Zusammenhang mit China steht, gibt es in *Der Sprung nach Osten* noch weitere Figuren, die Ähnlichkeiten mit denen aus dem späteren Roman *China frisst Menschen* haben. Es ist aufschlussreich, an dieser Stelle vor der detaillierteren Textanalyse des Reiseberichts diese beiden Werke von Huelsenbeck über China kurz zu vergleichen, um einerseits die Funktion der erlebten Tatsache als Grundlage seines Reiseberichts und seines Reiseromans zu demonstrieren, andererseits die thematischen Schwerpunkte in seinen verschiedenen Reiseschriften über China zu verdeutlichen. Auch wenn Hermann Hesse Huelsenbecks Schilderungen in *China frisst Menschen* als „Zeitdokumente“ (Hesse 1931, zit. nach Hsia 1981: 83) betrachtet, ist es angemessener, den Reisebericht *Der Sprung nach Osten* statt dieses Romans für dokumentarisch zu halten. Während sich *Der Sprung nach Osten* mit dem Untertitel *Bericht einer Frachtdampferfahrt nach Japan, China und Indien* unmittelbar auf Huelsenbecks erste Chinareise (1925) bezieht, lässt sich vermuten, dass Huelsenbeck

beim Schreiben des Romans *China frisst Menschen* seine Erfahrungen aus den beiden Chinareisen in den Jahren 1925 und 1929 zusammengefasst und weiter bearbeitet hat. Xu Fangfang analysiert die erzählte Zeit von *China frisst Menschen* und schlussfolgert, dass sich die Handlung der vier Jahre umfassenden erzählten Zeit „größtenteils in den Jahren 1925 und 1929“ abspielt (vgl. Xu 2015: 218), was genau zur Zeit seiner beiden Aufenthalte in China passt. Die deutlichsten Parallelen zwischen *Der Sprung nach Osten* und *China frisst Menschen* sind in der Darstellung der Schiffsbesatzung und ihrer Eigenschaften zu finden, die in anderen Publikationen bereits mehrfach analysiert worden ist. Es gibt in beiden Büchern einen schweigsamen Kapitän, einen zynischen ersten Ingenieur, einen gelehrten Funker, besoffene Matrosen und jemanden, der auf dem Meer aus Hoffnungslosigkeit Selbstmord begeht (vgl. Xu 2015: 219–220; Bae 1999: 179–181). Es ist zudem bemerkenswert und bisher wenig erforscht, dass von den temperamentvollen Frauenfiguren im Roman 1930 schon im Reisebericht von 1928 implizite Spuren gefunden werden können. Unter den Patientinnen eines Doktors in Port Said gibt es dem Reisebericht *Der Sprung nach Osten* zufolge „die Frau eines Generals“ (Huelsenbeck 1928: 53), die an die Frau des Generals Chang im Roman *China frisst Menschen* erinnert, während in der deutschen Frau eines deutschen Plantagenleiters im Reisebericht Charakteristika und sogar das Verhalten der Frauenfiguren Frau Esther Sokotny alias Glimps und Frau Henslowe aus dem Roman zu beobachten sind. Huelsenbeck schreibt im Kapitel *Eine Dame hat Heimweh* des Reiseberichts über einen Besuch bei dieser „schmiegsam[en]“ deutschen Frau (vgl. Huelsenbeck 1928: 107), die ihn einlädt, da sie angeblich wie Glimps mit ihrem Mann nicht mehr zusammenbleiben und stattdessen mit einem anderen nach Europa gehen will (vgl. Huelsenbeck 1928: 109). Mit der Szene auf dem Schiff, in der unerwartet ihr Mann zu der Verabredung mit dem anderen mitkommt, assoziiert man die Situation von Frau Henslowe, in der ihr Mann früher als erwartet zurückkehrt, um seine Frau mit einem anderen Mann zu überraschen (vgl. Huelsenbeck 1928: 113). Es ist plausibel, daraus zu folgern, dass Huelsenbeck schon während der ersten Chinareise solche temperamentvollen Frauen getroffen und beobachtet hatte, die

für ihn so eindrucksvoll waren, dass er sie im späteren China-Roman *China frisst Menschen* noch einmal aufgegriffen und überarbeitet hat.

Neben den sich ähnelnden Figuren gibt es einen thematischen Schwerpunkt, der in beiden Werken vorkommt und diskutiert wird, nämlich den deutschen Waffenschmuggel nach China, der in den 1920er und 1930er Jahren ein offenes Geheimnis war und auch von Kisch in seiner Reportage erörtert wird (siehe Kapitel 6.2.3.3). Huelsenbeck griff schon in seiner Reportage *China im Aufruhr* am 4. Juli 1925 im *Vorwärts* das Thema auf und berichtete vom Frachtschiff „Stadtrat Fischer“, mit dem deutsche Waffen für den Bürgerkrieg in China an den chinesischen Warlord Zhang Zuolin geschickt wurden (vgl. Streim 2011: 159). In *Der Sprung nach Osten* erzählt ein Funker auf dem deutschen Schiff „Stadtrat Müller“ in einem Gespräch mit der Besatzung von einem solchen Fall:

„Wir mußten dieses Lausenest als Nothafen anlaufen, da wir im Begriff waren, abzusaufen“, sagt der Funker, der wirklich Kölwel heißt.

„Das Schiff bringt Munition nach China für Tschangtsolin, feine Sache, was? Da liegen Hunderttausend von Leichen im Schiffsraum... ich sehe immer im Traum die Chinesen, die sich mit den Gewehren totschießen, die wir geladen haben.“

[...]

Die Munition ist in Deutschland hergestellt, auf Grund des Vertrags von Versailles nach Italien geliefert und wird von dort nach China verschoben.

„Wenn die Engländer uns erwischen, gehen wir hopps...“

[...]

„Und alles, weil’s hier kein Mensch aushalten kann, weil’s ein Räuberschiff ist. Meinen Se, wir ham einen Hafen angelaufen? Seit drei Monaten sind wir unterwegs, würgen uns Salzfleisch rin und Büchsenheinrich... damit sich die Chinesen totknallen und die Herren in den weichen Sesseln ihren Schmu machen... feine Sache das, sollte man der Polizei anzeigen...“ (Huelsenbeck 1928: 117–119).

Einerseits entspricht die Erzählung des Funkers dem Inhalt von Huelsenbecks Reportage aus dem Jahre 1925, andererseits ähnelt sie nicht nur der Erzählung des Funkers Schramm in *China frisst Menschen* (vgl. Huelsenbeck 1930: 16), sondern auch der Handlung des

ersten Kapitels sowie dem Ausgangs- und Mittelpunkt des ganzen Romans: Der deutsche Dampfer mit Gewehren an Bord läuft von Italien aus keinen Hafen an, bis er zu sinken beginnt. Dramatischer ist die Folge des Untergangs im Roman, weil der Dampfer in der Nähe von Hongkong ist, was dazu führt, dass der Kapitän und der erste Ingenieur, wie vom Funker Kölwel im Reisebericht befürchtet, von den Engländern verhaftet und verurteilt werden und dass die Besatzung in die Kriege und Intrigen der Mächtigen in China verwickelt wird. Dass Huelsenbeck in drei verschiedenen Texten unterschiedlicher Genres die Thematik des Waffenschmuggels als eine wichtige Angelegenheit bearbeitet, zeigt seine deutliche Aufmerksamkeit darauf, wobei eine klare ablehnende und kritische Stellungnahme zu konstatieren ist. Im Übrigen sind die in diesem Zitat auffallende umgangssprachliche Wortwahl und dialektale Sprechweise sowohl für den Reisebericht als auch den Roman charakteristisch, wenn es um die Gespräche zwischen den Seeleuten geht.

Durch die Erläuterung des auf seiner ersten Chinareise basierenden Buchs *Der Sprung nach Osten*, in dem versucht wird, anstatt Berichten ohne zugrundeliegende Reise Reiseberichte mit Wahrheitsanspruch zu präsentieren, werden im nachfolgenden Kapitel Huelsenbecks Wahrnehmungen der chinesischen Städte rekonstruiert, in denen auch sein Standpunkt bezüglich der Revolution zu erkennen ist.

8.2. Der Fremdenhass in der Stadt

Es besteht eine Spannung zwischen den fremden Eindringlingen aus dem Westen und den lokalen Bewohner*innen in den chinesischen Städten, die Huelsenbeck in seinem Reisebericht darstellt. Bereits in der Beschreibung von Dalian, der ersten chinesischen Stadt, die angelaufen wird, wird der Hintergrund der Kolonialgeschichte hervorgehoben:

Dalny heißt... weit weg... far away... ferner Osten. [...]

Die Russen nahmen es den Chinesen ab, und die Japaner entrissen es den Russen. Es gibt Kutschen mit Pferden unter einer Krümmgabel, und die Kutscher gleichen den Istwostschiks, man findet noch russische Namen und russische Firmenschilder. Die Japaner haben der Stadt eine neue Dekoration gegeben, sie haben Banken gebaut,

Getreidesilos, Geschäftspaläste, aber der Urgrund aller dieser Dinge ist China. Das zähe mongolische Gelb der Chinesen wächst durch die Modernisierungen hindurch; man sieht große starke Männer, aus deren Gesichter [sic] die Backenknochen wie kleine Vorgebirge ragen. Die Augen blinzeln unter den strähnigen schwarzen Haaren, die benervten Fäuste sind in den Taschen geballt (Huelsenbeck 1928: 192–193).

Huelsenbeck gibt eine geläufige Erklärung des Namens der Stadt „Dalian“, nämlich dass er eine Umschreibung des russischen Wortes „дальний“ sei, das „Dalny“ ausgesprochen wird und „weit weg“ bedeutet. Die Auslassungspunkte verlangsamen den Rhythmus des Satzes und demonstrieren dabei die Entfernung zwischen Europa und der Stadt Dalian im Fernen Osten. Die noch einmal auf Englisch erklärte Bedeutung des Wortes weist auf die Internationalität dieser Stadt hin, die sich mit der Kolonialgeschichte verknüpft. Es ist einleuchtend zu beobachten, wie Huelsenbeck zwischen den Eindringlingen aus dem damaligen russischen Zarenreich und denjenigen aus der konstitutionellen japanischen Monarchie unterscheidet. Während die charakteristisch russische Dekoration in der Stadt neben Plakaten in russischer Sprache Pferdekutschen sind, führen die japanischen Banken, Getreidesilos und Geschäftspaläste die Spuren des Kapitalismus ein. Huelsenbeck betrachtet diese Einflüsse der Fremden in Dalian jedoch als oberflächlich, weil das Grundlegende in seinen Augen doch chinesisch bleibt. In seiner Beschreibung der Chines*innen entsprechen einerseits das „mongolische Gelb“ und die hohen „Backenknochen“ den Eigenschaften der „Mongoliden“ in der veralteten Rassenkunde und deuten gemäß der Auffassung der Zeit anstatt auf „Modernisierung“ auf eine gewisse Primitivität hin, die einen orientalistischen Blick impliziert. Andererseits wird zugleich die Stärke der lokalen Bevölkerung durch die Ausdrücke „zäh“, „stark“ und „geballt[e]“ „Fäuste“ präsentiert. Diese „in den Taschen“ versteckte Kraft kann in den Konflikten mit den Fremden eine Rolle spielen, auf die Huelsenbeck während seiner Reise immer wieder aufmerksam wird.

In der Darstellung der Schifffahrt auf dem Fluss Yangtze berichtet Huelsenbeck von einer kurzen Diskussion zwischen den Seeleuten über die damalige Lage des Landes, während sie „auf dem Vorderdeck“ stehen, um nach Wusong hinüberzuschauen. Wusong liegt an

der Kreuzung der Flüsse Yangtze und Huangpu und gehört mit einem Fort seit der Qing-Dynastie (1636–1912) zu den wichtigen Festungen während des Kriegs. Im Jahr 1928 wurde Wusong ein Stadtbezirk von Shanghai. Kisch schildert in seiner Reisereportage mehrmals die Verwüstung in Wusong, die aus dem Bombardement der japanischen Armee Anfang des Jahres 1932 resultierte (siehe Kapitel 6.2.3.3). Auch Huelsenbeck bemerkt während seiner Reise die Konflikte zwischen den Chines*innen und Japaner*innen. In der Diskussion auf dem Schiff wird seinem Bericht zufolge Folgendes erwähnt:

„’s ist Bürgerkrieg unter den Japsen...“

„Immer feste Chinesen und Japaner in einen Topf geworfen... das kann uns nur nützlich sein...“ (Huelsenbeck 1928: 199).

Dieser Dialog zwischen den deutschen Matrosen wird wie die anderen Dialoge in *Der Sprung nach Osten* in einem umgangssprachlichen Stil dargestellt, und zwar mit pejorativer Wortwahl. In den 1920er Jahren hatte der Zweite Japanisch-Chinesische Krieg (1931–1945) noch nicht stattgefunden. Auch der Bürgerkrieg in China gegen die Warlords (1926–1928) und der Bürgerkrieg zwischen dem rechten Flügel der Guomindang unter Tschiang Kai-schek und der Kommunistischen Partei Chinas (1927–1937, 1945–1949) hatten zur Zeit von Huelsenbecks erster Chinareise im Jahre 1925 noch nicht begonnen. Es ist unklar, was er hier mit dem „Bürgerkrieg“ meint. Obwohl die Matrosen schon am Anfang der Chinareise in das Thema der bestehenden Konflikte zwischen den Chines*innen und Japaner*innen verwickelt werden, bedeutet dies keinesfalls, dass all diese Europäer*innen Aufmerksamkeit darauf richten. Im Gegenteil lassen sich anhand dieser beiden kurzen Sätze innerhalb eines längeren Dialogs belangloser Gespräche auf dem Schiff die negativen Betrachtungen und Missverständnisse dieser Europäer*innen erkennen, wenn sie von den Ereignissen in China sprechen. Aber jedenfalls bestehen die erwähnten Konflikte im damaligen China. Ein solches Spannungsverhältnis ist Huelsenbecks Reisebericht zufolge auch am Hafen von Wusong zwischen dem Agenten und den Kulis zu beobachten:

Der smarte Agent kommt [...] an Bord und sieht darauf, daß die Kulis, die wir zum Abladen mit hinaufgeschleppt hatten, das Schiff richtig verlassen. Er steht mit einer Stechuhr an der Gangway und kontrolliert, während sein Gesicht Überlegenheit ausspricht. Hauha Joha Hauhahaha... Hauha Joha Hauhahaha...

Durch zerrissene Hosen schwappt der nackte Hintere, in den Haaren klebt der Dreck. Das tappt im Gänsemarsch, schleppt Kisten und Bündel, aus denen alter Hausrat quillt. Die stumpfen Gesichter zeigen weder Freude noch Schmerz.

Hauha Joha Hauhahaha... Hauha Joha Hauhahaha...

Ich höre es noch, als die Barkasse die Nase in den gelben Jangtseschäum steckt. Der Agent steht am Heck und winkt zu uns herüber; sein weiter Mantel umflattert ihn, und der Hut sitzt ihm schief auf dem Kopf (Huelsenbeck 1928: 230).

Der Agent ist laut Huelsenbeck ein Deutscher mit chinesischer Mutter. Er tritt immer selbstbewusst auf und spricht perfekt Chinesisch (vgl. Huelsenbeck 1928: 199–200). Trotz der engen Verknüpfung zu diesem Volk empfindet der Agent kein Mitleid mit den Kulis und genießt die Überlegenheit als reicher, „smarter“ Ausländer von deutlich höherem Rang. Es ist aber ironisch, wie ihn sein Mantel und Hut in der letzten Szene lächerlich machen. Der Mantel und der Hut sollten seine höhere gesellschaftliche Stellung betonen und einen guten Eindruck hinterlassen. Stattdessen zeigen der ihn umflatternde Mantel und der schiefe Hut seine Unordnung und Schwäche, die von den Leuten auf dem Schiff beobachtet werden. Dem überlegenen Agenten gegenüber sind die Kulis in „zerrissene[n] Hosen“ arm und charakterlos. Sie werden beschrieben, als ob sie keine Menschen, sondern Maschinen wären. Als Pronomen wird sogar „das“ benutzt, um diese Gruppe „im Gänsemarsch“ darzustellen. Auch in der Schilderung der Gesichter tauchen außer der Stumpfheit keine Emotionen auf.

Um diese Eigenschaft der Kulis hervorzuheben, werden vor und nach diesem Absatz über die Kulis jeweils die Sätze der Lautmalerei zweimal wiederholt, die ihre Rufe während des Abladens unmittelbar wiedergeben. Die wiederholten Sätze bestehen jedoch nicht aus richtigen Wörtern und wirken so sinnlos, als ob es um Maschinengeräusche ginge, bei denen sich immer wieder eine Reihe von „Silben“ wiederholt. Anders als Huelsenbeck

benutzt Kisch in seiner Reportage das Stilmittel der Lautmalerei und dichtet damit kurze konkrete Poesie, um die Bewegung der Kulis lebendig darzustellen (siehe Kapitel 6.2.3.1). Im Vergleich zu Kisch ist die Schilderung der Kulis in Huelsenbecks Reisebericht nüchterner. Es muss jedoch klargestellt werden, dass Huelsenbeck mit dieser wiederholten Zeile nicht ein Element des Dadaismus zeigen will, eher das Gegenteil. Trotz der scheinbaren Sinnlosigkeit geht es hier um eine gewollt realistische Darstellung der Sprache der Kulis. Das ist eine ganz andere Funktion als bei der Dada-Sprache, die sich rein auf die Form anstatt auf den Inhalt konzentriert. Der Grund für die Sinnlosigkeit der Silben könnte möglicherweise sein, dass die Kulis wegen der Unterdrückung seitens des Agenten auf diese Weise emotionslos arbeiten müssen und ihre Worte in Huelsenbecks Ohren einfach so klingen, wobei die Spannung zwischen diesen lokalen Bewohnern und dem Agenten als Ausländer herausgestellt wird. Dazu gibt es noch einen anderen möglichen Grund, warum Huelsenbeck die sinnlos klingenden Silben benutzt, nämlich dass er persönlich die chinesische Sprache weder kennt noch sympathisch findet. Ihm zufolge schlägt bei der Ankunft in der Stadt Nanjing eine „unmelodische harte Sprache [...] an [s]ein Ohr“ (Huelsenbeck 1928: 205) und später auf der Straße wehen die „Reklamefahnen mit den Tausendfüßlerbuchstaben [...] in [s]ein Gehirn“ (Huelsenbeck 1928: 216). Gleich wie das chinesische Theater (siehe Kapitel 8.4.2) ist diese Sprache seinem europäischen Verständnis nicht zugänglich, wobei die akustische und visuelle Erfahrung in seinem Umgang sowohl mit dem Theater als auch mit der Sprache eine große Rolle spielt.

Neben der Sprache beobachtet Huelsenbeck bei seiner Ankunft in Nanjing noch eine weitere Perspektive der Spannung zwischen den Fremden und den Lokalen:

Die Eingeborenen, auch viele Frauen in schwarzen seidenen Hosen, stehen neugierig um uns herum; Kinder plärren, buddeln im Sand, spritzen Steine nach uns.

[...]

Die kleinen Häuser der Stadt stehen in unregelmäßigen Gruppen am Ufer entlang, Menschen in schwärzlicher Kleidung wimmeln aus ihnen und um sie, ballen sich zu Knäueln, lösen sich wieder. [...]

„Merkwürdige Situation hier...“

„Die Leute sehen alle feindselig... es ist Bürgerkrieg... Engländer verhaßt...“ (Huelsenbeck 1928: 205).

Die Feindseligkeit der lokalen Einwohner*innen gegenüber den fremden Besucher*innen aus dem Westen wird vor allem durch die ‚Angriffe‘ der Kinder direkt dargestellt. Des Weiteren können die depressive schwarze oder schwärzliche Farbe der Kleidung und das sich ballende und wieder lösende Gewimmel den Fremden verdächtig und sogar feindselig erscheinen. Aus diesen wahrgenommenen Elementen besteht die „[m]erkwürdige Situation“ in den Augen der neu Angekommenen. Die empfundene Feindseligkeit trägt wahrscheinlich auch dazu bei, dass Huelsenbeck von der Sprache dieser Einheimischen keinen guten ersten Eindruck bekommen kann. Diese Situation führt weiter zur Assoziation eines „Bürgerkrieg[s]“, wobei der Hass gegen die englischen Eindringlinge eine Rolle spielt, die in den lokalen Konflikten interveniert haben.

Die Spannung zwischen den Engländer*innen und den Chines*innen betrachtet Huelsenbeck während seiner Reise in Nanjing weiter. Er erwähnt in seinem Reisebericht „eine blonde Engländerin“ (Huelsenbeck 1928: 209) als Wirtin des Bridgehotels:

Aus den Augen und dem leicht angerunzelten Gesicht spricht ein grausamer Charakter, und ich denke mir, daß diese Dame in ausbrechender Wut einem Kuli mit aller Gewalt ins Gesäß treten kann. Was übrigens hier nichts Besonderes ist (Huelsenbeck 1928: 209).

Beim Lesen des ersten Satzes würde man behaupten, dass das vom Aussehen der Engländerin abgeleitete Urteil über ihren Charakter stereotyp und ungerecht sei. Aber der danach folgende kürzere Satz wirkt gegen diese Behauptung, rechtfertigt das Urteil des Reisenden und hinterlässt der Leser*in eine Überraschung. Es wird impliziert, dass es häufig passiert, dass die Engländer*innen oder auch die anderen Fremden in China einen Kuli aus Wut verprügeln, auch wenn diese blonde Dame nicht dazu gehört. Im Speiseraum dieses Bridgehotels

[...] verbeugen sich einige Smokings vor Bubiköpfen; steife spitze Worte klirren gegen Kristallschalen, Messerbänke werden gerückt.

Portland Steak mit pommes frites... coupe des fruits... pain a discrétion...

Die Wirtin macht die Honneurs, die Smokings umringen sie; von den Bubenköpfen [sic] kommt konventionelles Geflüster, während ich denke, daß es nur einer leichten Anstrengung bedürfen wird, diese sogenannte Herrenkaste, die unberechtigterweise auf dem Rücken eines großen Volkes sitzt, abzuschütteln (Huelsenbeck 1928: 209).

Die Europäer werden durch „Smokings“ symbolisiert, während die Europäerinnen sich durch „Bubiköpfe[]“ auszeichnen. Obwohl der Bubikopf ein Zeichen für die moderne ‚Neue Frau‘ sein müsste, wird im Gespräch dieser europäischen Frauen nur „konventionelles Geflüster“ ausgetauscht. An dieser Rückständigkeit im Gedanken und dem luxuriösen Leben der Europäer*innen auf Kosten der lokalen Bevölkerung übt Huelsenbeck Kritik, seiner Meinung nach kann daraus ein Potenzial zum Kampf entstehen, der die kolonialen Eindringlinge mit „nur einer leichten Anstrengung“ verscheuchen könnte.

Die Spannungen zwischen den Fremden und der lokalen Bevölkerung tragen zum Fremdenhass in den chinesischen Städten bei. Zudem gibt es noch einen weiteren Grund für den Fremdenhass, nämlich das mangelnde Verständnis der Chines*innen für die Europäer*innen. Gleich wie die verärgerten Bäuer*innen auf dem Land, die Körper, eine Europäerin, die sich in einer Rikscha durch die Gegend fahren lässt, als Faktor für Regenlosigkeit betrachten (siehe Kapitel 7.3.3), müssen die chinesischen Mönche in einem Tempel in Sumatra das Gebäude und die Umgebung nach der Besichtigung von Huelsenbeck und seinen Kollegen mit „Geknatter von Fröschen und Feuerwerk“ „von den bösen Geistern“ (Huelsenbeck 1928: 128) reinigen. Von diesem Erlebnis berichtet Huelsenbeck auch in einem Brief an seine Frau während der Reise (vgl. Huelsenbeck 1996: 106–107).

Huelsenbeck benutzt in einem Gespräch mit seinem Kollegen in seinem Reisebericht unmittelbar das Wort „Fremdenhaß“. Auf der Rückkehr von den Ming-Gräbern in Nanjing verfährt sich dem Bericht zufolge der chinesische Chauffeur, er steigt vor einem Gartentor aus und macht seinen Passagieren eine Handbewegung zum Garten hin. Da warnt vermutlich der Kollege vor dem Ausstieg:

„Um Gottes willen bleiben Sie im Wagen sitzen... bei der Nacht außerhalb der Stadt... kein Mensch ahnt... der Fremdenhaß...“ (Huelsenbeck 1928: 213).

Die Auslassungspunkte in der direkten Rede unterstreichen die Angst des Sprechenden vor dem Fremdenhass in China. Obwohl sie dem Chauffeur zuliebe aussteigen, macht sich der Reisende auf dem Weg „durch den dunklen Garten“ weiter Gedanken darüber:

Vielleicht ein paar Soldaten des Herren Wupeifu, die uns gern um die Ecke bringen möchten; man liest das öfter in den Zeitungen... sie schießen, morden, plündern und fühlen sich ganz wohl dabei (Huelsenbeck 1928: 213).

Wu Peifu war einer der in den 1920er Jahren mächtigen Warlords. Es lässt sich schwer überprüfen, ob die Soldaten unter Wu Peifu solche Taten begingen. Es ist jedoch eine Tatsache, dass die Warlords und die Soldaten zu dieser Zeit mehr Konflikte heraufbeschworen. Es kann auch nicht überprüft werden, ob Huelsenbeck dieses Gespräch mit seinem Kollegen und diese Ankunft vor dem dunklen Garten wirklich erlebte. Aber zusammenfassend ist festzustellen, dass seine Wahrnehmungen während der Chinareise ihn auf jeden Fall auf den Fremdenhass aufmerksam gemacht haben.

8.3. Die Klassenkluft in der Stadt

Shanghai gehörte zu Huelsenbecks wichtigsten Zielen in China. Schon vor seiner Ankunft schrieb er im Dezember 1924 an seine Frau, dass Shanghai „eine *vollkommen moderne Grossstadt*“ (Huelsenbeck 1996: 101; Hervorh. i. O.) sei. Nach seinem persönlichen Besuch der Stadt fügten sich diesem Eindruck noch weitere Aspekte hinzu. Am 15. März 1925 schreibt er seiner Frau:

Shanghai ist eine Weltstadt, eine eigentümliche Mischung von kompletter Zivilisation und chinesischer Kultur. Man sieht Amerikanerinnen ihr Auto lenken, auf der anderen Strassenseite trippeln die Chinesinnen in seidenen Hosen und verkrüppelten Füßen (Huelsenbeck 1996: 110).

Nicht nur in diesem Brief, sondern auch in den Passagen seines Reiseberichts über die erste angelaufene chinesische Stadt Dalian wird Huelsenbecks Beobachtung der verkrüppelten Füße der Chinesinnen dargestellt. Anders als Kisch, der in seiner

einleitenden Reportage über China dieses Phänomen zum ersten Mal ohne Kontext präsentiert (siehe Kapitel 6.2.1), und Körper, die es anhand des Beispiels ihrer Begleiterin und der alten Frauen auf dem Land schildert, um den Urgrund in dem veralteten Schönheitsideal der patriarchalischen Gesellschaft und die Rückständigkeit des in der Vergangenheit einst populären Brauchs zu erläutern (siehe Kapitel 7.3.3), führt Huelsenbeck seine Beobachtung kurz in einer direkten Rede am Ende des Absatzes über die Kolonialgeschichte der Stadt Dalian ein, ohne die Gesprächspartner genau zu nennen: „Seh’n Se, da ist noch eine Chinesin mit verkrüppelten Füßen... sie hüpfte wie ein Vögelchen...“ (Huelsenbeck 1928: 193). Mit einem Vergleich wird die Szene den Leser*innen durch die direkte Rede vor Augen geführt, ohne weitere Erklärung oder Bewertung.

Charakteristisch für Shanghai ist laut Huelsenbecks Reisebericht die Modernität unter Einfluss der westlichen Zivilisation. Bei der Ankunft des Schiffes wird die Szene am Hafen dieser Stadt beobachtet:

Das Schiff gleitet zwischen Öltanks, Fabrikschloten und Wellblechschuppen; dann erheben sich die Steinbauten Schanghais, erst kleinere, später das Astorhaus und die großen Banken, die am Hafen liegen. Ein dumpfer Lärm strömt aus dem Steinkessel in das Pfeifen, Tuten und Schrillen, wie wenn ein großes Tier in das Gepiep der Kleinen schnaubt.

[...]

„Schanghai, am Jangtse gelegen, ist die Hauptstadt des chinesischen Reiches... sie hat weit über eine Million Einwohner...“ (Huelsenbeck 1928: 230–231).

Die „Öltanks, Fabrikschloten und Wellblechschuppen“ sind die Teile der Anlagen am Hafen, die eine industrielle Modernität aufweisen, während die Steinbauten, insbesondere das Hotel Astorhaus⁵⁷ und die großen Banken, typische Gebäude westlicher Prägung

⁵⁷ Gegründet 1846 als „Richards’ Hotel and Restaurant“ war das Hotel Astorhaus eines der berühmtesten Hotels mit westlicher Investition in Shanghai, das häufig von ausländischen Besucher*innen bewohnt wurde und immer die modernsten Anlagen hatte. Das Hotel wurde 1857 in das Gebäude an der Kreuzung der Flüsse Huangpu und Suzhou verlegt und 1907 zu einem neoklassischen Barockbau renoviert und umgebaut. 1959 wurde es in „Pujiang Hotel“ umbenannt, in dem 1990 auch die Börse Shanghai gegründet wurde. Das Hotel wurde 2018 verkauft, um das Gebäude ins China Securities Museum zu transformieren, das seit Ende Dezember 2018 in Betrieb ist (vgl. <https://csm.sse.com.cn/about/introduction/>, zuletzt online

sind. Neben diesen optischen Eindrücken werden noch die akustischen Erlebnisse beschrieben, um die Lebhaftigkeit und auch ein gewisses Durcheinander am Hafen hervorzuheben, wobei der Vergleich mit der Bewegung eines Tieres die Szene noch anschaulicher darstellt. Die als Kommentar zu den ersten Eindrücken bei und nach der Ankunft fungierende direkte Rede stellt die schnelle Entwicklung dieser Großstadt heraus und unter dem Begriff „Hauptstadt“ ist die Bedeutsamkeit dieser Stadt als ökonomisches Zentrum zu verstehen.

Über die „chinesische[] Kultur“, die Huelsenbeck im Brief an seine Frau erwähnt, schreibt er auf den Seiten über Shanghai wenig. Nur in einem Satz über den ersten Eindruck vom Hafen wird die „eigentümliche Mischung“ erwähnt:

Man sieht eine Brücke, Straßenbahnen, Autobusse; Chinesen in alter Tracht mischen sich mit Überzieher und Chapeau melon (Huelsenbeck 1928: 230).

Während die modernen Verkehrsmittel und Kleider die moderne Zivilisation demonstrieren sollen, wird bei den Chinesen die „alte[] Tracht“ als mögliches Symbol für die lange Tradition oder die Armut vorgestellt.

Detaillierter beschreibt Huelsenbeck die Erlebnisse im Majestichotel in Shanghai, wo er das Leben der reichen Leute in der Stadt miterlebt und beobachtet. Die beschriebene Szene findet hauptsächlich auf dem Tanzparkett des Hotels statt. Als Repräsentant*innen der reichen Fremden werden der Direktor einer deutschen Bank und seine Familie sowie Freunde dargestellt, wobei die Frauen in „ausgeschnittene[n] Ballkleider[n]“ absichtlich mit „Geste[n] der Scham“ kokettieren und der „belebte Direktor“ seine mit Brillantringen bestückte Hand „hin und wieder hebt [...], um dem Kellner ein Zeichen zu geben“ (vgl. Huelsenbeck 1928: 235). Diese Runde charakterisiert sich in Huelsenbecks Schriften durch fingierte Gesten, die Wohlstand demonstrieren sollen, dabei jedoch eine Art Unaufrichtigkeit entlarven.

Ferner werden die reichen Chines*innen geschildert, die sich dieses „beste[] östliche[] Gasthaus[]“ (Huelsenbeck 1928: 234) leisten können:

Eine Gesellschaft arrivierter Chinesen schnattert in unserer Nähe; die Männer versuchen, ihren gelben zerfließenden Gesichtern eine Nuance der Verbindlichkeit zu geben; alle ihre Bewegungen, wenn sie Stühle zurechtrücken, Mäntel anreichen, Papierservietten aufheben, sehen so aus, als wären sie frisch von der Tanzstunde exportiert. Der Smoking steift ihnen den Rücken, sie sitzen auf einer anerkannt moralischen Unterlage...

ein.. zwei tous en avant...

Gott mit uns.. mes chers enfants⁵⁸ (Huelsenbeck 1928: 235).

Diese Männer versuchen, ihren laut Huelsenbeck für Chinesen charakteristischen gelben Gesichtern die westliche „Verbindlichkeit“ zu verleihen, was jedoch in Huelsenbecks Augen gescheitert ist: Während ihre Gesichter „zerfließen“, scheinen ihre nachahmenden Bewegungen lächerlich. Einerseits sind die Bewegungen so affektiert wie „von der Tanzstunde exportiert“, andererseits lässt sich nicht vergessen, dass selbst die Gruppe um den deutschen Bankdirektor unaufrichtig aussieht. Der Smoking fungiert als ein Symbol der westlichen Sitten der höheren Gesellschaftsschicht und bietet anscheinend Unterstützung für diese reichen Chinesen. Der Smoking könnte auch ein Symbol für die Europäer in China sein, weil Huelsenbeck in seiner Beschreibung der Fremden in einem Hotel in Nanjing die Europäer einfach durch „Smoking“ symbolisiert hat (vgl. Huelsenbeck 1928: 209; siehe Kapitel 8.2). Aus all diesen westlichen Standards besteht die „moralische[] Unterlage“, die bei den reichen Europäern Anerkennung finden soll. Aber diese reichen Chinesen können das alles nicht richtig lernen und verhalten sich nur wie in einer Tanzstunde, was durch die nächsten zwei Zeilen nach diesem Absatz, nämlich eine Ansage in der Tanzstunde, hervorgehoben wird. Diese teils auf Französisch gegebene Ansage erinnert an die Unterweisung des Tanzlehrers in Thomas Manns *Tonio Kröger*, der mit „wunderbar“ (Mann 2008: 258) hervorgebrachtem Nasal-Laut kommandiert: „Erstes Paar en avant!“; „Zweites Paar en avant!“ (Mann 2008: 259). Ähnlich wie diese von Thomas Mann ironisierte Figur François Knaak, der die französische Sprache eigentlich nicht „korrekt und tadellos“ (Mann 2008: 256) spricht

⁵⁸ Huelsenbeck verwendet hier die französischen Worte für „ein.. zwei alle vorwärts... / Gott mit uns.. meine lieben Kinder“ (Übersetzung d. V.).

und trotzdem damit prahlt (vgl. Reed 2004: 146), können auch diese reichen Chinesen keine Fremdsprache richtig sprechen. Die Unvollständigkeit der Sätze und die falsche Schreibweise der Auslassungen mit nur zwei statt drei Punkten könnten Beweise für ihr Ungeschick in der Fremdsprache sein. Eine andere mögliche Erklärung dafür ist, dass die kurzen Wortgruppen und die falsch geschriebenen Auslassungen auch Hinweise für die verschiedenen Takte des Tanzes sein könnten. Dazu ist bemerkenswert, dass der Satzteil „Gott mit uns“ auch eine Anspielung auf den Ersten Weltkrieg bzw. generell auf Militär und Imperialismus sein könnte, da die deutschen Soldaten auf der Koppel diesen Satz als Motto trugen. Ob sich diese reichen Chinesen der Konnotation des Satzes bewusst sind, ist unklar. Sie sind entweder Befürworter der Kolonialmächte oder Imitatoren, die keine klare Vorstellung von den Imitierten haben. Diesen zwei Zeilen folgt noch ein Absatz über die Chinesinnen in dieser Gruppe von Reichen:

Die Frauen glänzen in seidenen Strümpfen und feingeschweiften Stöckelschuhen, nur tragen sie noch das bunte chinesische Seidenjäckchen, und die langen Haare werden durch eine ganz unmoderne Nadel turmbauartig gehalten. Die zarten Gesichtchen sehen aus, als hätten sie gerade ein [sic] lange Krankheit überstanden. Vielleicht ist es die Krankheit ihrer konfuzianischen Knechtschaft... Die Bedienten rennen, die Stuckdekorationen werden vom Gestampf der Tanzenden und dem Lärm des Geschwätzes überprasselt.

....everybody is doing it..... (Huelsenbeck 1928: 235–236).

Die „zerfließenden“ gelben Gesichter der Männer, die für diese reichen Einheimischen laut Huelsenbeck typisch sind, sind auch bei den Frauen klar erkennbar und zeigen das Scheitern ihrer Versuche, sich westlich zu geben. Während die Strümpfe und Stöckelschuhe westliche Einflüsse sind, behalten „das bunte chinesische Seidenjäckchen“ und die „turmbauartig[e]“ Frisur mit der „ganz unmoderne[n] Nadel“ einen Teil der chinesischen Tradition bei, die Huelsenbeck der Modernität entgegensetzt. Ein anderer Teil der chinesischen Tradition, an dem Huelsenbeck Kritik übt, wird dann wieder durch eine Beschreibung des Gesichts verdeutlicht. Huelsenbeck entdeckt auf den „zarten Gesichtchen“ die Spuren der überstandenen Krankheit „ihrer

konfuzianischen Knechtschaft“, der diese chinesischen Frauen lange unterworfen gewesen seien. Ironischerweise entlarvt der Satz über die rennenden Bediensteten gleich nach den Auslassungspunkten eine Art „Knechtschaft“, die immer noch weiterbesteht, wobei die Auslassung als Gedankenpause und Wendepunkt fungiert. Mit einer englischen Version der Ansage der Tanzstunde, die wie die vorderen zwei separaten Zeilen knapp ist und wieder falsch geschriebene Auslassungspunkte aufweist, beendet Huelsenbeck seine Beschreibung der Szene auf dem Tanzparkett. Bisher ist festzustellen, dass Huelsenbeck durch die Beschreibung der reichen chinesischen Besucher*innen des Hotels die Knechtschaft der Chines*innen kritisieren will und dass er die unauthentische Nachahmung der Sitten der westlichen Gesellschaft nicht gutheißt, wobei seine „doppelte Negation von alter Kultur und moderner Zivilisation, von Konfuzianismus und Amerikanismus“ (Streim 2011: 161) präsentiert wird.

Vor der Darstellung der Szenen auf dem Tanzparkett äußert Huelsenbeck im Dialog mit einem Kollegen: „[M]an muß die Welt von unten betrachten, um sie zu verstehen...“ (Huelsenbeck 1928: 234). Dieser Kollege ist dem Bericht zufolge ein Diplomingenieur auf dem Schiff und als Sohn eines preußischen Generals war er einst Page bei einer Königin. Von seinem Vater und dem Hofleben erzählt er häufig, auch im Majestichotel. Daran übt Huelsenbeck Kritik, und durch die Hervorhebung der Betrachtung „von unten“ manifestiert er seine Anerkennung der Bedeutung der Reise vor Ort unter den Massen. In Shanghai fährt Huelsenbeck laut seinem Bericht mit einer Riksha durch die Nanjing-Road, die nach der Stadt Nanjing benannt ist und immer ein wichtiges Handelszentrum und das Zeichen der Modernität der Stadt Shanghai bleibt. Während Holitscher die Bedeutung dieser Hauptstraße für den Verkehr, den Handel, die Modernisierung und die Revolution hervorhebt (siehe Kapitel 5.4.2), beobachtet Huelsenbeck auf der Nanjing-Road:

[...] an jeder Straßenecke steht ein hochgewachsener indischer Schutzmann und wehrt den Kulis mit der Hand. Dann straffen diese die Waden wieder, es geht weiter, die Shops mit den Reklamefahnen fliegen vorbei. Die dicken Ladenbesitzer stehen vorn und machen Verbeugungen, auch wenn kein Publikum vorhanden ist; sie lächeln und drehen

sich schwerfällig in ihren seidenen Jäckchen. Von den Estraden chinesischer Kaffeehäuser dringt wirres Geschwätz und ein intensiver Geruch nach Mokka, gebratenem Fleisch und menschlichem Schweiß (Huelsenbeck 1928: 230–231).

Die Rikschakulis werden in diesem Absatz implizit mit dem indischen Schutzmann und den Ladenbesitzern verglichen. Der Schutzmann und die Ladenbesitzer können beide stehen bleiben, wie sie wollen, während die Kulis auf Anweisung des Schutzmanns die Waden straffen und ihren Körper nach vorne rücken müssen. Es lässt sich gut vorstellen, dass ihr Körper nicht senkrecht bleiben kann, wenn sie regelrecht „fliegen“ müssen. Obwohl sich die Ladenbesitzer auch ständig verbeugen, ist es ihr eigener Trick, um den Kund*innen gegenüber Höflichkeit und Gastfreundlichkeit zu demonstrieren, um noch mehr Geld verdienen zu können. Die dicke Gestalt, die Schwerfälligkeit der Bewegung und die „seidenen Jäckchen“ sind alle Zeichen dafür, dass sie anders als die Kulis ein wohlhabendes Leben führen. Während die für Huelsenbeck unverständliche Sprache wie „wirres Geschwätz“ klingt, bemerkt er genau die verschiedenen Nuancen des Geruchs der chinesischen Kaffeehäuser. Einerseits könnte das „gebratene[] Fleisch“ im Kaffeehaus eine Mischung aus chinesischem Essen und der europäischen Tradition des Kaffeetrinkens implizieren. Andererseits stammt der „intensive[] Geruch“ nach „menschlichem Schweiß“, der nicht zum Milieu eines Kaffeehauses gehören sollte, entweder aus der dicht im Kaffeehaus sitzenden Masse oder eben von dem vor dem Passagier laufenden Rikschakuli.

Neben Rikschakulis gibt es in Shanghai auch auf Baustellen Arbeiter, die Huelsenbeck zufolge „von Leiter zu Leiter wie große Affen“ (Huelsenbeck 1928: 231) gleiten. Diese armen Leute müssen wie Tiere emotionslos arbeiten, um ihren Unterhalt zu verdienen. Auf diesen Baustellen, „wo noch vor kurzem baufällige Hütten sich gegeneinander lehnten, erhebt sich ein riesiges Stahlgerüst“ (Huelsenbeck 1928: 231), was auf eine Entwicklung unter Einfluss der westlichen Technik hindeutet. Aber nur die reichen Leute können davon profitieren. Die Armen sind wie Affen, die an einem solchen neuen Bau nicht teilhaben dürfen. Huelsenbeck schildert diese Szene auf der Baustelle mit Ironie

und präsentiert implizit die Klassenkluft in Shanghai, die nicht nur in dieser Stadt zu betrachten ist.

Auch während seiner Reise in Nanjing wird Huelsenbeck auf die Kluft zwischen den Reichen und den Armen aufmerksam. Während das Bridgehotel von den reichen Europäer*innen besucht wird (siehe Kapitel 8.2), wohnen die chinesischen Kulis und Bäuer*innen in den Hütten auf den Bergen:

Nirgendwo hat dieses Nanking einen Mittelpunkt; das dehnt und reckt sich nach allen Seiten, neben Großstadtansätzen raucht der Misthaufen, hinter der Wüstenei wartet neues dichtes Menschengewimmel. [...] Um braune feste Hügel verstreut, wohnen in kleinen Hütten Bauern mit ihren Familien; Steine umschließen Garten und Land (Huelsenbeck 1928: 210).

So beschreibt Huelsenbeck seine Erlebnisse während der Fahrt „durch die hügelige Stadt“, auf der sich „[w]irre Haufen von Kulihütten, Lebensmittelläden und Bric a Brac Shops [...] mit freien Flächen“ (Huelsenbeck 1928: 210) abwechseln. Die Unsauberkeit, Primitivität und das Durcheinander dieses Wohngebietes werden stichwortartig hervorgehoben, um die armen Lebensbedingungen darzustellen.

Huelsenbeck beschreibt in seinem Reisebericht auch eine Szene vor seiner Ankunft an Land, um einen Einblick in das elende Leben der armen Chines*innen zu geben. Noch auf dem Schiff auf dem Fluss Yangtze nach Nanjing fühlt man

[m]anchmal ein Reiben, als striche ein Körper vorbei... ein Ertrunkener, ein Chinese, ein Kuli, einer von den vierhundert Millionen, die dieses Land bewohnen (Huelsenbeck 1928: 202).

Die drei zusammengestellten Vermutungen zur Identität des Leichnams im Wasser sind aus verschiedenen Perspektiven zu verstehen. Um an eine*n Ertrunkene*n zu denken, muss man nicht nach China gereist sein, es ist eher eine allgemeine Vermutung. Einem Reisenden nach China fällt der Gedanke an eine*n Chines*in schnell ein, während man Kenner*in der schlechten Lebensbedingungen der chinesischen Kulis sein muss, um diese Szene vor der Ankunft gleich mit einem Kuli zu assoziieren. Die Gegenüberstellung dieses einen zu „den vierhundert Millionen“ könnte einerseits die Nichtigkeit eines armen

Menschen in diesem großen Land aufzeigen, andererseits könnte sie auch ein Hinweis darauf sein, dass es dort noch viele armselige Menschen wie diesen gibt. Wie Streim erläutert, „dient der Kuli hier als Metapher für eine bis zur körperlichen Vernichtung gehende Ausbeutung“ (Streim 2011: 160), die von den reichen Ausländer*innen sowie Chines*innen betrieben wird und die Klassenkluft in der lokalen Gesellschaft vertieft.

8.4. Das Geschichtliche und das Revolutionäre in der Stadt Nanjing

Wie Kisch und Körber berichtet auch Huelsenbeck in seinem Reisebuch über China von der Stadt Nanjing. In einem Brief an seine Frau konstatiert er, dass der Aufenthalt in Nanjing und die Fahrt auf dem Yangtze-Fluss zu dem Interessantesten an seiner Reise gehörten (vgl. Huelsenbeck 1996: 110). Einerseits ist die Stadt „von europäischer Zivilisation sogut wie unberührt“ und ihm zufolge kann man „dort China an der Quelle studieren“ (vgl. Huelsenbeck 1996: 110), wobei er die alten Bauten sowie die alte Schauspielkunst persönlich erlebt hat. Andererseits nimmt er während der Reise auch die Entwicklung der Revolution in China wahr, die in seinen Betrachtungen einen unübersehbaren Platz erhält.

8.4.1. Zeugen der langen Geschichte der Stadt

Auf seiner „Autofahrt zu den Minggräbern“ (Huelsenbeck 1928: 209) begegnet Huelsenbeck seinem Buch zufolge den Stadtmauern, die „[h]och und fest“ da stehen,

Zeugen vergangener soliderer Jahrhunderte. Der Abend tönt die Zinnen dunkelblau, die grauen Steine erheben sich zu Dächern, eichenbohlene Tore öffnen sich auf kleine Höfe [...] (Huelsenbeck 1928: 210).

Die Personifikation der Stadtmauern, des Abends, der Steine und der Tore verleiht dieser Passage eine gewisse Lebendigkeit und trägt dazu bei, die Bewegung der Sichtlinie des Reisenden vom Auto aus darzustellen. Die Häufung dunkler Farben – dunkelblau, grau und das dunkle Eichenholz – beschreibt einerseits die Änderung des Lichtes bei Eintritt der Dämmerung und weist andererseits möglicherweise auf die Spuren der zerfallenden kaiserlichen Macht in der langen Geschichte dieser Stadt hin. Den Chines*innen

gegenüber sind die Japaner*innen in Huelsenbecks Augen „neuerungssüchtig“ (Huelsenbeck 1928: 164): Sie folgen ständig neuen Tendenzen, um modern zu werden und es werde nur noch eine Generation dauern, bis die Japaner*innen alle genauso wie die Europäer*innen aussehen – „man muß sich beeilen, wenn man noch was sehen will“ (Huelsenbeck 1928: 165). Wenn man das traditionelle China besichtigen möchte, hat man im Vergleich dazu mehr Zeit. Huelsenbeck nimmt sich während seiner Reise seinem Bericht zufolge Zeit, um neben den Stadtmauern noch die Ming-Gräber zu besuchen, nämlich die Gräber der chinesischen Kaiser der Ming-Dynastie (1368–1644), die für ihn „eine ganz dicke Sensation“ (Huelsenbeck 1996: 110) sind:

Das Grabhaus ist ein rotangestrichener fester Block mit einem umzintten Dach, auf das man hinaufgehen kann. Der Verfall rieselt und bohrt hinter den Wänden, es tropft, knarrt, Mörtel fällt; von irgendwo weht ein braunes Blatt vor unsere Füße (Huelsenbeck 1928: 212).

Das seit Langem existierende Grabhaus erlebt allmählich einen Verfall, der sich wie fließendes Wasser verbreitet und Spuren der Geschichte aufdeckt. Huelsenbecks Meinung nach werden die Gräber der Kaiser der vergangenen Dynastie trotz der Festigkeit dieses Blocks in Verfall geraten, da sie gegen die fortschrittlichen Entwicklungen wirken. Dieses Argument äußert Huelsenbeck auch durch einen Monolog der vor den Gräbern aufgestellten Steintiere:

„Seit Jahrhunderten sitzen wir hier auf unseren breiten steinernen Hinterteilen so wie uns der Bildhauer seinerzeit geschaffen hat. Wir bewachen die Ming-Toten, all-rigth [sic]. Die Sache ist ganz nett, kann aber auch mal langweilig werden, zumal man nicht mit Sicherheit weiß, ob die Ming-Kaiser in dem Haus, das dort steht, auch begraben liegen. Der Gedanke, hier Hunderte von Jahren umsonst zu hocken, ist schrecklich. Es muß etwas geschehen, die Revolution von Sunyatsen hat einen guten Anfang gemacht... aber nun dalli...“

Ich höre die Bestien murmeln und als wir die Allee passiert haben, sehe ich mich scheu nach ihnen um (Huelsenbeck 1928: 211–212).

Der Monolog verleiht der Szene zusammen mit der anschließenden Beschreibung des

Beobachters eine groteske Färbung. Einerseits lässt sich in dem Monolog ein ironischer Ton bemerken. Andererseits müssen diese beiden Abschnitte im Kontext weiter analysiert werden, um die mögliche Bedeutung dieser Ironie zu interpretieren. Obwohl diese Allee mit den riesigen Steintieren in Huelsenbecks Augen „ein künstlerisches Wunder“ (Huelsenbeck 1928: 211) ist, bedeutet es für ihn nicht, dass die von diesem Wunder repräsentierte Dynastie und die einst herrschenden Kaiser aner kennenswert sind. Es wird eine Erleichterung für die Steintiere mit den „unheimlich wartende[n] Augen in ihren Felsköpfen“ (Huelsenbeck 1928: 211) sein, wenn die Ming-Kaiser „begraben liegen“. Das erwartete „Begrabensein“ besagt nicht nur, dass es in der archäologischen Forschung strittig ist, ob der erste Kaiser der Ming-Dynastie wirklich unter dem Bau beerdigt wurde, wie er vor dem Tod selbst angekündigt hatte, während der zweite Kaiser nach der Usurpation des dritten Kaisers vermisst blieb und der dritte Kaiser die Hauptstadt von Nanjing nach Beijing verlegte. Seitdem wurden die späteren Kaiser dieser Dynastie in Beijing beerdigt. Die Erwartung des „Begrabenseins“ kann auch darauf hinweisen, dass die Kaiser der vergangenen Dynastie von der Bevölkerung vergessen werden sollten, wozu auch die Steintiere, für die die von Sun Yat-sen geführte Revolution gegen den Absolutismus der Kaiserzeit ein „gute[r] Anfang“ ist, „nun dalli“ zu sagen scheinen. Die Verbindung zwischen dem „Begrabensein“ und dem „Vergessensein“ des Kaisers zusammen mit dem Zerfall der Dynastie wird durch Huelsenbecks Eingeständnis auf der folgenden Seite nach dem Monolog der Steintiere noch verstärkt:

Herrscher, denen ein Erdteil untertan war [...]

Herrscher, denen man göttliche Ehren erwies...

Proskynese, Kotau... Kopfab schlagen... wir wollen ruhig eingestehen, daß wir das alles nicht mehr begreifen (Huelsenbeck 1928: 212).

Huelsenbeck spricht ein „wir“ an, das einerseits eine Bezeichnung für die fremden Besucher*innen aus Europa, andererseits auch allgemein ein Appell an die neueren Generationen sein könnte. Für die veralteten Sitten der kaiserlichen Dynastie haben „wir“ in diesem Sinne kein Verständnis und stattdessen suchen „wir“ im revolutionären Zeitalter nach neuen Möglichkeiten.

8.4.2. Theatererlebnisse in der Stadt

Vor der Erörterung von Huelsenbecks Betrachtungen der revolutionären Möglichkeiten in der chinesischen Stadt ist es aufschlussreich, seine Theatererlebnisse in China zu analysieren. Im Gegensatz zu der Entschlossenheit gegen die hierarchische Gesellschaftsform der vergangenen Dynastie, die zusammen mit den Gräbern der Kaiser in Vergessenheit geraten sollte, nimmt Huelsenbeck zum traditionellen chinesischen Theater eine andere Haltung ein. Er greift in seinem Reisebericht dieses Thema auf, das auch in vielen anderen Texten eine Rolle spielt. Schon in Hermann Hesses Reisebericht *Abend in Asien*, der in seinen Band *Aus Indien* (1913) aufgenommen wurde, wird Hesses Besuch eines chinesischen Theaters in Malaysia während seiner Asienreise im Jahre 1911 detailliert beschrieben. Auch Bertolt Brecht besuchte 1935 in Moskau eine Aufführung von Mei Lanfang, einem der berühmtesten Peking-Oper-Meister, die seinen Aufsatz *Verfremdungseffekte in der chinesischen Schauspielkunst* (1936) initiiert hat (vgl. Ding 1982: 32). Dazu stellen, wie schon kurz erläutert, auch Kisch (siehe Kapitel 6.3.3) und Körber (siehe Kapitel 7.3.2) ihre Erfahrungen mit dem chinesischen Theater dar. Zusammen mit den anderen Beschreibungen der Theatererlebnisse in den Reiseberichten von Hesse, Kisch und Körber werden Huelsenbecks Passagen darüber im nachfolgenden Kapitel vergleichend dargelegt. All diese Autor*innen beachtetten während ihrer Besuche den Inhalt und die Themen, die Masken, Kostüme und die Spielweise, die Musik sowie das Publikum des Schauspiels.

Wegen der fremden Sprache ist es für diese Reisenden aus Europa schwierig, den Inhalt des chinesischen Theaters zu verstehen. Huelsenbeck gesteht in seinem Bericht ganz direkt: „Was wird gespielt? Wir wissen es nicht“ (Huelsenbeck 1928: 215). Was er sehen kann, versucht er unmittelbar zu beschreiben, wobei die Hauptrollen als „[e]in alter Mann“ und „ein[] weibsähnliche[s] Geschöpf“ (Huelsenbeck 1928: 215) bezeichnet werden. Das von Huelsenbeck vorsichtig als „weibsähnlich“ notierte „Geschöpf“ auf der Bühne könnte eine von einem Mann gespielte weibliche Rolle sein. Auch Körber macht auf solche Rollen aufmerksam und stellt fest, dass Frauenrollen wie in Japan von

Männern gespielt werden (vgl. Körber 1936: 290), während Kisch davon berichtet, dass Frauenrollen „in neuerer Zeit [...] hie und da auch von Frauen verkörpert“ werden (Kisch 1953: 273). Ein anderer Grund, warum die Reisenden wenig vom chinesischen Stück verstehen, ist, dass die Vorstellung mehrere Stunden über Tage und Nächte dauern kann. Das bestätigen Hesse, der „nicht ein Zehntel sah“ (Hesse 1980: 24), sowie Körber, die in ihrer Reportage eine Vorstellung „von 3–11 Uhr“ (Körber 1936: 290) erwähnt.

Trotz der Schwierigkeiten im Verständnis des chinesischen Theaters nimmt Körber während ihrer Reise zur Kenntnis, dass die Themen des klassischen Dramas in China wohl aus „der Geschichte, der Volkslegende“ oder den „Prinzipien des Konfuzius: Wahrhaftigkeit, Treue, Keuschheit“ (Körber 1936: 291) hervorgehen. Sie führt in ihrem Reisebericht die Beispiele *Die Weisen aus dem Hause Chao* und *Der Kreidekreis*⁵⁹ an und konstatiert, dass *Der Kreidekreis* „[t]hematisch interessant“ sei (vgl. Körber 1936: 291). Ihr gegenüber kritisiert Kisch in seiner Reportage, dass das altchinesische Theater „der Glorifizierung von Dynastie und Adel und Mandarinentugend“ (Kisch 1953: 267) diene und zu konservativ sei.

Kisch übt auch Kritik an den gemalten Masken und der Spielweise der Schauspieler, und zwar durch eine Reihe rhetorischer Fragen wie z. B.:

Wozu einen Festgenommenen brutal am Wickel packen – die symbolisch ausgestreckten Hände eines Balletts von Häschern ist als konventionelles Zeichen für Verhaftung allgemein bekannt. [...] Was braucht der Schalksnarr Pritsche und Schelle und zwiefarbige Livree, wenn ihn doch schon ein weißes Pflaster auf der Nase als Schalksnarren kenntlich macht? [...] Wozu Kulissen bauen, wenn Großväter und Enkel wissen, daß das graue Banner, unter dem der Schauspieler hindurchschreitet, das Stadttor

⁵⁹ Im Spiel *Der Kreidekreis* geht es um eine Gerichtsverhandlung, bei der zwei Frauen, die darüber streiten, wer von ihnen ein Kind gehört, das Kind aus einem Kreidekreis herausziehen sollten. Die leibliche Mutter will das Kind nicht verletzen und lässt es von der anderen Frau greifen. Damit werden die Taten dieser anderen bösen Frau verurteilt, die aus Eifersucht ihren Gatten vergiftet, der Zweitfrau den Mord angehängt und ihr ihr Kind weggenommen hat. Die ursprüngliche Geschichte entstand in der Yuan-Dynastie (1278–1368) als ein „Zaju“-Spiel von Li Xingdao. 1832 wurde das Stück ins Französische übersetzt und veröffentlicht und 1876 von Wollheim da Fonseca ins Deutsche übersetzt. Direkt aus dem Chinesischen übersetzte Alfred Forke den Text 1926 ins Deutsche. Der dramatische Stoff wurde mehrmals bearbeitet, wie z. B. bei Klabund (*Der Kreidekreis*, erschienen 1925, Uraufführung am 2. Januar 1925), Johannes von Guenther (*Der Kreisekreis*, erschien 1942, Uraufführung im Januar 1943) und Bertolt Brecht (*Der kaukasische Kreidekreis*, entstand 1944/45, Uraufführung am 4. Mai 1948) (vgl. Chen 1991: 1–2).

ist? [...] Was oben aufgezählt wurde, gehört zum Grundriß der höfisch-feudalistischen Bühnenkunst Chinas [...] (Kisch 1953: 269–270).

Auch die symbolische Art und Weise des Schauspiels betrachtet Kisch als konservativ. In den rhetorischen Fragen setzt er diese charakteristischen Szenen des chinesischen Theaters ironisch mit den Szenen in Parallele, die in einem europäischen Theater zu sehen sind, um die Schwäche und Rückständigkeit des chinesischen Theaters hervorzuheben. Gerade diese spezifischen Elemente des chinesischen Dramas werden von Körber und Hesse hingegen hochgeschätzt. Für Körber sind es besonders „die Masken, die interessieren, die Kostüme in ihrer abwechslungsfarbigen Buntheit und vor allem das Spiel und der Vortrag“ (Körber 1936: 290). Nur mit den Tönen und Schritten, die alle genau „nach der Konvention“ (Körber 1936: 290) geregelt sind, kann in ihren Augen „die bunte Pracht des klassischen Theaters“ (Körber 1936: 293) dargestellt werden. Diese Regeln beeindrucken auch Hesse:

Es wurde in alten Kostümen ein altes Stück gespielt [...] Da war alles gemessen, studiert, nach alten heiligen Gesetzen geordnet und in rhythmischem Zeremoniell stilisiert, jede Gebärde exakt und mit ruhiger Andacht ausgeführt, jede Bewegung vorgeschrieben und voll Sinn, studiert und von der ausdrucksvollen Musik geführt (Hesse 1980: 25).

Diese eigenartigen Gesetze und Rhythmen, die etwas anderes als die Kleidung und Bewegung der Menschen im Alltagsleben darstellen, entsprechen auch den Prinzipien von Bertolt Brechts Dramentheorie. Nachdem Brecht 1935 in Moskau der genannten Vorführung der Peking-Oper von Mei Lanfang beigewohnt hatte, veröffentlichte er im folgenden Jahr, wie schon erwähnt, den Aufsatz *Verfremdungseffekte in der chinesischen Schauspielkunst* (vgl. Ding 1982: 32), in dem er die Masken und Spielweise des chinesischen Artisten anerkennt (vgl. Brecht 1967: 620–621). Er findet im chinesischen Theater praktische Beispiele für seine eigene Theorie des epischen Theaters. Zu den Masken und der Schauspielkunst schreibt Huelsenbeck in seinem Reisebericht wenig. Er erwähnt nur „ein[en] Rock oder ein[en] Schleier“ (Huelsenbeck 1928: 215) der weiblichen Rollen, also ein Stück Kleidung oder Schmuck, das die von einem Mann gespielte Frauenrolle kennzeichnet. Da er das Theater in Nanjing besucht, ist es

vermutlich ein Typ des chinesischen Theaters in Südchina, in dem keine charakteristischen Kostüme oder Masken wie in der Peking-Oper benutzt werden.

Eine Gemeinsamkeit aller vier Reisenden ist jedoch, dass die Begleitmusik des chinesischen Theaters bei ihnen weniger Resonanz findet. Huelsenbeck schildert die Musik als „langgezogene[] Schreie“ – „es kratzt und knirscht, als übe sich eine Säge auf einem menschlichen Wirbel; Messer werden geschliffen, Schränke und Stühle gerückt“ – und die Schläge der Gongs klingen für ihn „patriarchalisch“ dröhnend (vgl. Huelsenbeck 1928: 215). Kisch beschreibt die Musik in seiner Reportage als „eindringlich“ und betont noch zusätzlich in Klammern: „[F]ür des Westlers Ohren: zu eindringlich“ (Kisch 1953: 269). Für Körber sind die Schlaginstrumente und Zimbeln „ohrenbetäubend“ und die Orchester „überschreiend“ (Körber 1936: 288). Sie konstatiert noch: „Der Europäer hält es nicht lange aus, des Orchesters wegen“ (Körber 1936: 290). Dabei nennen Kisch und Körber unmittelbar ihre Perspektive als „Westler[*in]“ oder „Europäer[*in]“. Die viel benutzten Schlaginstrumente sind auch für Hesse störend, aber im Vergleich zu den anderen drei Autor*innen zeigt er mehr Toleranz für die Musikanten des chinesischen Schauspiels:

Auf der geräumigen Bühne saß eine Schar Musikanten, das Drama begleitend und seinen Takt kunstvoll betonend; auf jeden betonten Schritt des Helden fiel ein betonter Schlag der weichtönenden Holztrommel. [...] Eine schöne, einfache Melodie kehrte häufig wieder, eine kurze, monotone Weise in Moll, die ich später tausendmal wieder hörte, denn es war gar nicht, wie ich meinte, stets dieselbe Tonfolge, sondern es war die chinesische Grundmelodie, deren zahllose Variationen wir zum Teil kaum wahrnehmen können, da die chinesische Tonleiter viel kleiner differenzierende Töne hat als unsre. Was uns dabei stört, ist der allzu reichliche Gebrauch von Pauke und Gong; im übrigen ist diese Musik so fein und klingt abends von der Veranda eines festlichen Hauses so lebensfroh und oft so leidenschaftlich, lustbegierig, wie nur irgendeine gute Musik bei uns daheim es tun kann (Hesse 1980: 25).

Abgesehen vom häufigen Gebrauch von Pauke und Gong schätzt Hesse die Musik im chinesischen Theater, wobei sein Interesse für die chinesische Grundmelodie erweckt

wird. In seinen Beschreibungen wird diese Musik auch ständig mit „unsre[r]“ Musik „daheim“ verglichen, um die Qualität dieser Musik im Osten herauszustellen.

Ein anderer Unterschied im Vergleich zum Westen besteht für die Reisenden im Verhalten des Publikums. Hesse notiert das Rauchen der Männer und das Teeschlüpfen der Frauen (vgl. Hesse 1980: 24), während Körber daneben noch fliegende heiße Handtücher, den Verkauf von Kernen und Süßigkeiten sowie das Lachen und die Zurufe der Zuschauer*innen schildert. Eine ähnliche Umgebung beschreibt auch Kisch in seiner Reportage:

[...] noch ehe das Spiel auf der Bühne beginnt, hat das Spiel der Handtücher begonnen
[...] so schwirren die leinenen Vögel vor und während der Aufführung durch das Haus.
Das Publikum im unverdunkelten Zuschauerraum fährt sich mit den heißen, dampfenden Tüchern über Stirn, Hals, Ohren und Augen [...], außerdem fächelt man sich, trinkt Tee, spricht mit dem Sitznachbar, knackt Sonnenblumenkerne, knackt Mohnblumenkerne, knackt Melonenkerne, raucht Zigaretten und kauft Schokolade oder Reispasteten von den Händlern, die ununterbrochen entlang der Sitzreihen hausieren.

Fürwahr, der europäische Schauspieler würde sich ein anderes Publikum wünschen, und fürwahr, der europäische Schauspieler hätte recht. Hingegen gibt es für den chinesischen Schauspieler kein idealeres Publikum als das chinesische (Kisch 1953: 264–265).

Die Handtücher werden metaphorisch als stetig fliegende Vögel dargestellt. Was die chinesischen Zuschauer*innen tun, wird ganz genau aufgezählt, wobei die kurzen wiederholten Satzteile die Ärgerlichkeit lebendig betonen. Als europäischer Zuschauer wünscht Kisch sich ein anderes Publikum in einem verdunkelten Raum, wie es im Westen üblich ist. Dazu gibt es noch Zuschauer*innen und Bühnenarbeiter sowie Schwarzhörere*innen auf der Bühne oder hinter den Kulissen, die nicht nur für Kisch, sondern auch für Huelsenbeck störend sind (vgl. Kisch 1953: 265; Huelsenbeck 1928: 215–216). Diese Zuschauer*innen sowie die Bühnenarbeiter betrachtet Körber jedoch als einen Teil des Theatererlebnisses: „Niemand beachtet sie, niemand weist sie hinaus, sie stören nicht“ (Körber 1936: 290).

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Autor*innen wegen mangelnder

Sprachkenntnisse dazu tendieren, das chinesische Theater vor Ort in akustischer und visueller Hinsicht zu betrachten. Da sie die Handlung nicht verstehen können, richten sie die Aufmerksamkeit auf die bemalten Gesichter, die Kostüme und die Spielweise der Schauspieler, die eigenartige Musik sowie das störende Publikum. Während dieser Theatererlebnisse vergleichen sie das chinesische Theater stets mit dem klassischen europäischen Theater und vertreten mehr oder weniger den Standpunkt des Westens. Unter ihnen nimmt Kisch die kritischste Haltung ein, weil das altchinesische Theater für ihn „eine höfisch-feudale Kunstform“ (Kisch 1953: 267) ist. Er konstatiert:

Dieses Theater ist konservativ, in einem Maße konservativ, daß es jeden Zusammenhang mit dem Leben, auch nur die geringste Wirkungsfähigkeit auf die Zeit verloren hat.

[...] es muß als historische Kategorie stehen und fallen (Kisch 1953: 267–268).

Als „ein Eiapopeia für das Volk“ (Kisch 1953: 267) liegen die konservativen Gedanken Kisch zufolge an der Wurzel dieser Kunstform, die dabei helfen, Gesellschaftsformen der älteren Zeit beizubehalten und die Revolution zu verhindern, weil sich das Publikum daran gewöhnt hat und immer „die gleichen Gesten, die gleiche Stimmlage, die gleichen Worte“ (Kisch 1953: 268) sehen und hören will. Deswegen kann das altchinesische Theater seiner Meinung nach nicht reformiert oder gerettet werden. Stattdessen muss es verfallen und wird verschwinden.

Diese von Kisch kritisierten traditionellen Elemente des Theaters werden von Körber und Hesse hochgeschätzt. Körber erkennt die Konvention des chinesischen Theaters und ihre Variationen als klassisch und prächtig an. Im Vergleich zur „grauen Schlichtheit“ des neuen Bauernstücks mit völlig westlicher Technik bevorzugt Körber die „bunte Pracht des klassischen Theaters“, da sie meint, dass es „die Aufgabe des Ostens“ sei, „alte Farbigekeit und Schönheit“ der vergangenen Zeit mit der neuen Kultur zu verbinden (vgl. Körber 1936: 293). Körber unterscheidet zwischen den Aufgaben des Ostens und des Westens und bleibt in diesem Fall eine orientalistische Beobachterin aus dem Westen. Ihr gegenüber schätzt Hesse das chinesische Theater noch höher, wenn er meint:

Es gibt in Europa kein einziges Opernhaus, in dem Musik und Bewegungen des Bühnenbildes so tadellos, so exakt und glänzend harmonisch miteinander gehen wie hier

in dieser Bretterbude. [...] Im ganzen Theater war außer der primitiven elektrischen Beleuchtung nichts Europäisches und Fremdes; eine alte, durch und durch stilisierte Kunst schwang ihre alten, heiligen Kreise weiter (Hesse 1980: 25).

Nicht nur im Vergleich zum malaiischen und singalesischen Theater, sondern auch dem europäischen Theater gegenüber ist das alte chinesische Theater in Hesses Augen eine harmonische, heilige Kunst. Er betrachtet diese Kunstform aus dem Osten als Europäer, bewundert jedoch die alten Konventionen ohne einen Vorzug für die europäische Tradition.

Anders als die anderen drei Autor*innen hat Huelsenbeck eher ein gemischtes Gefühl bezüglich dieser asiatischen Kunstform:

Herz und Kopf werden vertauscht, so wie sich die Gestalten auf der Bühne vertauschen; mein Herz sagt mir klar, daß ich mit diesem Asien nichts zu tun habe, doch mein Kopf fühlt die Beziehung der menschlichen Dinge und neigt sich ihnen zu.

[...] Ausbrüche der Freude und des Hasses; mir scheint, die Traditionsbereiten, Bodenständigen zanken mit den Fortschrittlichen, doch kann es auch umgekehrt sein, kein Europäer findet sich aus Tumult und Wirrnis zu zivilisatorischer Klarheit (Huelsenbeck 1928: 215–216).

Obwohl er rational der fremden Vorstellung auf der Bühne gewogen ist, empfindet Huelsenbeck keine direkte Anerkennung. Die Ausdrücke wie „vertauscht“, „Freude“ gleichzeitig zusammen mit „Hass“, der Konflikt zwischen den lokalen Erlebnissen und den fortschrittlichen Ideen in seinem Kopf sowie „Tumult und Wirrnis“ demonstrieren Huelsenbecks Verwirrung. Die Theaterelemente, die er als „Europäer“ kennt, unterscheiden sich von dieser Vorstellung in Asien und können ihm nicht dabei helfen, das chinesische Theater zu verstehen und zu genießen. Aber trotz der mangelnden Klarheit fühlt er sich mit diesen menschlichen Dingen verbunden. Damit ist diese neue Kunstform eine Herausforderung für das gewohnte System der Kategorien des Fortschritts und der Zivilisation bei Huelsenbeck geworden.

8.4.3. Hindernisse und Hoffnungen der Revolution in der Stadt

Neben dem verwirrenden Theatererlebnis wird Huelsenbeck in der Stadt Nanjing immer wieder auf das Fortschrittliche und Revolutionäre aufmerksam. Es ist bemerkenswert, dass Huelsenbeck laut seinem Reisebericht schon vor seiner Ankunft in Nanjing sein Interesse für die sozialistische Revolution zeigt. Es wird ihm warm, wenn er in Japan einen „sozialistische[n] Umzug“ mit einer „rote[n] Fahne“ und „verelendete[n], entschlossene[n] Gesichter[n]“ sieht und dabei die „[b]egeisterten Zurufe“ der „Internationale[n]“ hört (vgl. Huelsenbeck 1928: 165). Bei der Besichtigung der Forts in Lüshunkou (Port Arthur) sieht Huelsenbeck, dass es nach dem Russisch-Japanischen Krieg verwüstet „wie vor Jahren“ (Huelsenbeck 1928: 194) geblieben ist. Er kritisiert den Mikado in Tokio und den Zaren in Petersburg, die sich ihres Lebens freuen, während die armen Völker in den Schlachten getötet werden (vgl. Huelsenbeck 1928: 194). Er sehnt sich nach einer „Weltrevolution“ (Huelsenbeck 1928: 194).

Huelsenbeck erfährt seinem Reisebericht zufolge kurz nach der Ankunft des Schiffes in China vom Kapitän vom Tod Friedrich Eberts (1871–1925), seit 1913 Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands:

„Doktor, ich wollte Sie neulich schon sprechen... ich muß Ihnen was sagen...“

„Ich höre, Kapitän...“

„Hm... wolln Sie nen Grog...“

„Na...“

„Also der Ebert ist tot... ich hab's aus der Zeitung... der Agent hat sie mir gegeben...“

Ich werde weiß und rot, der Kapitän merkt mir die Erregung an.

„Ich weiß, daß Sie Sozialist sind... ich bin keiner...“

„Weiß ich auch, Kapitän...“

[...]

„Ich möchte nicht, daß die Leute ein Jubelfest feiern, wenn sie hören, daß der Ebert tot ist. Dürfte Ihnen auch nicht sehr angenehm sein...“

„Ich wäre entsetzt...“

Wir fahren den Jangtsekiang hinauf [...] (Huelsenbeck 1928: 197–198).

Nach der Route des Dampfers ist Huelsenbeck Anfang März 1925 in China angekommen. Durch diesen Dialog wird diese für ihn erschreckende Nachricht Ende Februar wiedergegeben, wobei die damalige komplizierte politische Stimmung reflektiert wird. Die für Huelsenbeck typische Dialogform trägt, genauso wie Kisch es fordert, zum „Schwung“ seines Reiseberichts bei, indem sowohl die Information als auch die Emotion und der Standpunkt demonstriert werden.

Aus seinem sozialistischen Standpunkt heraus beobachtet Huelsenbeck während seines Aufenthalts in Nanjing die möglichen revolutionären Tendenzen und präsentiert in seinem Reisebericht vor allem das, was die chinesische Revolution aus zwei Richtungen verhindern könnte. Auf der einen Seite versuchen die englischen Eindringlinge zu der Zeit seiner Reise, dem Neuen entgegenzuwirken, das „gegen die Unterdrückungsmethoden aufstehen wird“ (Huelsenbeck 1928: 206). Das Ereignis wird mit dem Taipingaufstand in Nanjing fast hundert Jahren vorher in Parallele gesetzt, um zu kritisieren, dass sich die englischen Eindringlinge nur um ihre kolonialen Interessen kümmern (vgl. Huelsenbeck 1928: 206). Auf der anderen Seite stellt Huelsenbeck fest, dass das „unveränderte[] Volk“ des „konfuzianische[n] China[s]“ (Huelsenbeck 1928: 211) der Revolution Schwierigkeiten bereiten könnte, als er sieht, wie eine Frau „vor einem flammenden Holzstoß“ kniet und sich mit gehobenen Händen niederbeugt (vgl. Huelsenbeck 1928: 210). Während die „von unten heraufkommen[de]“ chinesische Revolution nur mit Ideen anstatt mit Befehlen „von oben“ wie in Japan das Volk beeinflussen kann (vgl. Huelsenbeck 1928: 207), beschäftigt sich das Volk immer noch viel mit den konservativen Traditionen, worin Huelsenbeck eine Gefahr für das Revolutionäre sieht.

Trotz der Schwierigkeiten bemerkt Huelsenbeck die neuen Entwicklungen in China. Vor allem werden die Parolen von Sun Yat-sen weiter von der Armee von Guomindang in Guangzhou getragen, die zum Sturz der Qing-Dynastie der Mandschus beitrugen, obwohl es zu der Zeit seiner Reise Gegenmeinungen von den Generälen und Diadochen gibt (vgl. Huelsenbeck 1928: 207). Auf das Tradieren der Parole legt Huelsenbeck viel Wert, da sie seiner Meinung nach zum Sieg führen kann. Er wiederholt:

Kanton wird siegen...

Kanton muß siegen... (Huelsenbeck 1928: 207).

Die zwei jeweils als eigenständiger Absatz geschriebenen Sätze drücken die Notwendigkeit des Sieges der revolutionären Regierung in Huelsenbecks Augen aus, obzwar die Auslassungspunkte auf die Schwierigkeiten hinweisen könnten. Huelsenbeck ist auch davon überzeugt, dass die Regierung in Guangzhou das „unveränderte[] Volk“ ändern kann – „Kinos, Volksredner, Schreibmaschinen... Motorcars...“ (Huelsenbeck 1928: 211) – nicht nur technisch, sondern auch ideell, mit dem Auftauchen der „Volksredner“. Unter den fortschrittlichen Ideen erkennt Huelsenbeck während seiner Reise schon die ersten Spuren der Frauenemanzipation in Nanjing. Er nimmt wahr, dass bei einer Versammlung der chinesischen Mittelschullehrer auch „Lehrerinnen“ anwesend sind, die es „seit Sunyatsen gibt“ (Huelsenbeck 1928: 208), was Sun Yat-sens Bedeutung für die chinesische Revolution noch einmal betont.

Huelsenbeck hebt die Notwendigkeit einer Revolution in China in seinem Reisebericht noch an einer anderen Stelle hervor. In einer bizarren Szene, in der sich der Chauffeur auf der Rückkehr von den Ming-Gräbern verfährt und den Wagen vor einem Haus der Chines*innen parken muss, begegnen diese Besucher aus Deutschland dem Reisebericht zufolge chinesischen Herren, die sich verbeugen und versuchen, sie „in ihrer Sprache“ (Huelsenbeck 1928: 214) anzusprechen. Da sagt der Reisende „plötzlich laut auf deutsch“:

Ich bedaure sehr, daß ich mich mit Ihnen nicht verständigen kann... in unseren Schulen lernt man nicht chinesisch... später vielleicht, wenn Sie Ihre große Revolution hinter sich haben... (Huelsenbeck 1928: 214).

Mit dieser „plötzlich[en]“ Reaktion auf Deutsch konstatiert Huelsenbeck, dass er bereit wäre, mehr über die chinesische Sprache und Kultur zu lernen, vorausgesetzt, dass die chinesische Revolution erfolgreich ist.

Bisher ist festzustellen, dass Huelsenbeck einerseits die kolonialen Mächte in China kritisiert, die die chinesische Bevölkerung unterdrücken und möglicherweise neue Entwicklungen verhindern. Andererseits sind in seinen Augen auch das knechtische

Benehmen und die uralten Sitten der chinesischen Einwohner*innen rückständig. Sie führen beide zu mehr Konflikten und Fremdhass, zu deren Beseitigung Huelsenbeck zufolge eine Revolution in China nötig und dringlich ist.

Vor seiner zweiten Chinareise Anfang 1929 und der Veröffentlichung seines Reiseromans *China frisst Menschen* (1930) wurde die Regierung unter der Leitung Tschiang Kai-scheks 1927 in Nanjing begründet, die trotz der Konflikte mit der Kommunistischen Partei Chinas und der von Kisch und Körber kritisierten Kompromisse und der Zusammenarbeit mit den Großmächten auch zur modernen Entwicklung der chinesischen Gesellschaft beitrug. Verknüpft mit seinen Erlebnissen in Nanjing beschreibt Huelsenbeck in *China frisst Menschen* die Stadt erneut: „Da sass nun die neue Regierung neben den uralten Ming-gräbern und suchte eine Formel für die Zukunft“ (Huelsenbeck 1930: 311). Das Revolutionäre an dieser neuen „Formel“ erklärt er auch in einem nach seiner zweiten Chinareise verfassten Aufsatz:

Als Folge des Fremdeneinbruchs, unter dem Druck der Bibeln, Maschinengewehre, Dieselmotoren und Hebekräne hat man in China begriffen, daß es heutzutage, wenn man nicht restlos von seinen lieben Nachbarn aufgefressen werden will, unmöglich ist, konfuzianisch-taoistisch zu leben (Huelsenbeck 1929, zit. nach Streim 2011: 162).

Stattdessen brauche das Land eine Revolution.

8.5. Zusammenfassung

„Weltdada“, einer der vielen Beinamen Huelsenbecks, spielt nicht nur auf seinen weltweiten Einfluss als Mitbegründer und wichtiger Chronist des Dadaismus, sondern auch auf seine Weltreisen und daraus entstandenen Reiseberichte an. Das Land China besuchte Huelsenbeck zweimal. Nach der ersten Reise als Schiffsarzt 1924/25 veröffentlichte er 1928 den Reisebericht *Der Sprung nach Osten* und nach dem zweiten Aufenthalt 1929 im Auftrag der *Berliner Illustrierten Zeitung* bearbeitete er seinen China-Roman *China frisst Menschen* (1930). In den beiden Werken gibt es Figuren mit ähnlichen Charakteristika und einen übereinstimmenden thematischen Schwerpunkt – den deutschen Waffenschmuggel, den Huelsenbeck auch in einer anderen Reportage

kritisiert. Trotz dieser Ähnlichkeiten differenziert sich *Der Sprung nach Osten* von dem späteren Roman *China frisst Menschen*, indem der Reisebericht die Erlebnisse und Beobachtungen des Reisenden während der gesamten Fahrt und Reise darstellt, anstatt sich nur auf die Schicksale der Schiffsbesatzung zu konzentrieren.

Im Vergleich zu den Reisereportagen von Holitscher, Kisch und Körber verfügt Huelsenbecks Reisebericht über einen romanhaften Charakter, der durch die Beschreibungen des abenteuerlichen Lebens auf dem Schiff und das Einbeziehen von Gesprächen in direkter Rede herausgestellt wird, in denen auch viele Geschichten erzählt werden. Mit dieser Art zu schreiben präsentiert Huelsenbeck die Konflikte und Spannungen zwischen den Fremden und den Einheimischen sowie die Klassenkluft zwischen den Reichen und den Armen in den chinesischen Städten Dalian, Shanghai und Nanjing. Obwohl er bei der Schilderung der Kulis eine Lautmalerei mit wiederholten Silben verwendet, steht dies nicht mit dem Dadaismus im Zusammenhang, denn er will damit die Geräusche vor Ort anschaulich darstellen, anstatt sich nur auf die Form zu konzentrieren.

Von einem vom Dadaismus distanzierten Standpunkt aus beobachtet Huelsenbeck die Stadt Nanjing detailliert aus verschiedenen Perspektiven. Während die kaiserlichen Bauten in seinen Augen zusammen mit der vergangenen Dynastie verfallen und verschwinden werden, bietet das chinesische Theater dem Reisenden ein verwirrendes Erlebnis, das für sein gewohntes System der westlichen Schauspielkunst herausfordernd ist. Im Vergleich zu Huelsenbeck vertritt Kisch dem chinesischen Theater gegenüber wegen dessen höfischer Bezüge eher einen ablehnenden Standpunkt, während Körber und Hesse die Pracht dieser traditionellen Kunst anerkennen.

Auch für Huelsenbeck ist es – ebenso wie für die bereits betrachteten anderen drei linken Reiseschriftsteller*innen – von Bedeutung, die Notwendigkeit einer Revolution in China zu unterstreichen. Mit der von Sun Yat-sen geleiteten Revolution als „gute[m] Anfang“ braucht die chinesische Gesellschaft in seinen Augen weitere revolutionäre Bewegungen, die die Unterdrückungen durch die fremden Eindringlinge sowie die Rückständigkeit der lokalen Einwohner*innen beseitigen sollen.

9. Fazit

In den in der vorliegenden Arbeit analysierten Reiseberichten über China – Arthur Holitschers *Das unruhige Asien*, Egon Erwin Kischs *China geheim*, Lili Körbers *Begegnungen im Fernen Osten* und Richard Huelsenbecks *Der Sprung nach Osten* – werden verschiedene Facetten der Städte des revolutionären Chinas der 1920er und 1930er Jahre inszeniert. Kischs Reportage-Theorie entsprechend fungieren die Reiseberichte sowohl als Kunstformen wie auch als „Kampfformen“, mit denen die Autor*innen nicht zuletzt ihre politischen Intentionen zum Ausdruck bringen.

9.1. Die Kunstformen der Reiseberichte der linken Schriftsteller*innen

Die vier linken Reiseschriftsteller*innen konturieren beim Schreiben verschiedene Kunstformen, die ihre China-Reiseberichte wie von Kisch gefordert nicht nur inhaltlich zuverlässig, sondern auch in künstlerischer Hinsicht treffend gestalten. Sie stehen in engem Zusammenhang mit der Journalistik, wobei die Grenzen zwischen Journalismus und Literatur auch überschritten werden.

Um die Glaubwürdigkeit ihrer Texte zu verstärken, fügen die Autor*innen mit erklärenden oder zitierenden Passagen dokumentarische Gesten ein. Holitscher erwähnt in seinen Reportagen über die revolutionäre Stadt Guangzhou zweimal die Unterstützung eines Dolmetschers, um den Leser*innen zu verdeutlichen, wie er Gespräche mit einem Chinesen geführt hat und zu von Europäer*innen selten besuchten Straßen und Häusern gelangt ist, wobei diese nur in den Guangzhou-Reportagen zu findenden Erklärungen auch die Wichtigkeit dieser Stadt für Holitscher hervorheben. In seiner Reportage über Shanghai gibt Holitscher an, dass er sich unter schwierigen politischen Bedingungen mit Studenten und Gewerkschaftsführern getroffen habe, aber wegen der knappen Zeit nicht alle von ihnen erhaltenen Informationen habe nachprüfen können. Zusammen mit den in Beijing nachgeholten Ergänzungen gibt er die gesammelten Informationen in seinem Reisebericht wieder. Aber seiner Meinung nach wären eigentlich weitere Gespräche mit erfahrenen Revolutionär*innen nötig gewesen, um etwas Kompetentes aussagen zu können. Diese Vorsichtigkeit entspricht dem journalistischen Charakter des Reiseberichts,

der einem gewissen Wahrheitsanspruch gerecht werden soll, und sie erfordert zudem das Mitdenken der Leser*innen.

Kischs Gewohnheit, vor dem Schreiben einer Reportage zahlreiche detaillierte Recherchen anzustellen, lässt sich auch in seinen China-Reportagen erkennen. Mit einem stark faktenorientierten Stil führt er häufig präzise Zahlen und Details an, die er ohne genaue Beobachtung und Nachforschung nicht zur Kenntnis hätte nehmen können. Um die gravierenden Gesundheitsprobleme der Kinderarbeiterinnen zu entlarven, zitiert Kisch beispielsweise direkt aus der Klinikakte die Krankheitsgeschichte eines chinesischen Mädchens, die für alle Mädchen in der Shanghaier Tuberkuloseklinik repräsentativ ist. Bei der Darstellung der prägnanten Lebensgeschichte sowie des Gesundheitsstatus dieses Mädchens und seiner Familienmitglieder wird das Format der Krankheitsgeschichte mit kursiven Ausdrücken wie „*Aus dem Status praesens*“ und „*Diagnose*“ beibehalten. Die kurzen Gespräche mit dem behandelnden Arzt, die vor und nach der Aufzeichnung dieser Geschichte stattfinden, betonen noch weiter die Wahrhaftigkeit der berichteten Fakten. Die skandalöse Arbeitssituation der minderjährigen und erwachsenen Arbeiter*innen unterstreicht Kisch zudem anhand des Scheiterns der Arbeitsschutzgesetzgebung 1924 zugunsten der ausländischen Interessen, das im Bericht der Shanghai Child Labour Commission und in englischen Zeitungen vermerkt wurde. Dabei wird einerseits Kischs Arbeitsweise des Nachschlagens präsentiert, andererseits wird auch sein antikolonialer Standpunkt zu Papier gebracht.

Auch Körber führt in ihren Reportagen dokumentarische Informationen an und stellt die entsprechenden Quellen dar. Um die militärischen Provokationen der Japaner in unterschiedlichen chinesischen Städten ab Anfang der 1930er Jahre als historischen Hintergrund der chinesisch-japanischen Konflikte vorzustellen, zitiert Körber ihr zufolge wörtlich nach dem Memorandum des Völkerbundexperten und listet die geschichtlichen Ereignisse auf. Als Ergänzung zu ihrer Reportage über die Fabriken und die Arbeitersiedlung schlägt Körber im von H. G. W. Woodhead herausgegebenen Band *The China Year Book 1934* nach und berichtet damit ähnlich wie Kisch von einem gescheiterten Versuch der Einführung einer einheitlichen chinesischen

Arbeitsschutzgesetzgebung im Jahr 1929, was die kolonialen Unterdrückungen hervorhebt, die Körber kritisieren will. Sie führt auch Artikel aus der Zeitung *Peiping Chronicle* an, um die Armut der einheimischen Bevölkerung und die berichtete Gefahr des ökonomischen Bankrotts des Landes herauszustellen.

Diese dokumentarischen Gesten der Autor*innen tragen zur Annäherung an den Wahrheitsanspruch des Reiseberichts bei und ermöglichen den Schriftsteller*innen, durch das Zitieren von faktischen Texten nicht selbst miterlebte Ereignisse mit Informationen zu ergänzen, wodurch auch den Leser*innen ein unmittelbarer Zugang zu diesen faktischen Texten geboten wird, die ihre Leseerfahrung bereichern können.

Wegen der mangelnden chinesischen Sprachkenntnisse tendieren die deutschsprachigen Reiseschriftsteller*innen in manchen Situationen dazu, sich auf akustische und visuelle Erlebnisse zu konzentrieren. Huelsenbecks Erfahrung mit der chinesischen Sprache ist dabei als Beispiel zu nennen. Anders als Holitscher, der die Schriftzeichensprache des „uralten Kulturvolkes“ hochschätzt, hält Huelsenbeck sie für eine „unmelodische harte Sprache“, die schon bei seiner Ankunft in Nanjing an sein Ohr schlägt. Visuell ist für ihn auch unangenehm, dass die vielen ungewöhnlichen „Tausendfüßlerbuchstaben“ auf den Reklamefahnen „in [s]ein Gehirn“ „wehen“. Dieser negative Eindruck von der Sprache steht möglicherweise mit der schon am Hafen beobachteten Feindseligkeit der Einheimischen gegenüber den Fremden in Zusammenhang. Ohne sie inhaltlich zu verstehen, beschreibt Huelsenbeck auf seine Art und Weise, was er gehört und gesehen hat.

Es ist bemerkenswert, dass Huelsenbeck, Kisch und Körber wie zuvor schon Hermann Hesse während ihrer Asienreise den Besuch des chinesischen Theaters als wichtige Erfahrung mit der chinesischen Kultur ansehen. Ihre Theatererlebnisse werden hauptsächlich aus der akustischen und visuellen Perspektive demonstriert. Da sie die Handlungen sprachlich nicht verstehen können, richten sie ihre Aufmerksamkeit auf die bemalten Gesichter, die Kostüme und die traditionelle Spielweise der Schauspieler, die eigenartige Musik sowie das störende Verhalten des Publikums. Im Vergleich mit der

europäischen Tradition des Theaters entwickeln sie ihren jeweils eigenen Standpunkt: Huelsenbeck empfindet eine Zuneigung zu dieser traditionellen Kunst, ohne sie in seinem gewohnten System der Kenntnisse anzuerkennen, während Kisch das Theater als „eine höfisch-feudale Kunstform“ ablehnt. Hochschätzung gewinnt diese Tradition bei Körber als orientalistisch geprägter Beobachterin aus dem Westen und bei Hesse als Bewunderer der chinesischen Kultur.

Eine andere wichtige Szenerie, in deren Schilderung Holitscher, Huelsenbeck und Kisch ihre akustischen und visuellen Beobachtungen hervorheben, ist die der schwerbeladenen Kulis am Hafen. Um die anstrengende Arbeit zu verrichten, singen oder schreien die Kulis rhythmisch, damit sich alle an ein gemeinsames Tempo halten können. Holitscher erwähnt schon in seinen Reportagen über Indien den Gesang der indischen Kulis auf dem Land, der in Gedichtform mit Lautmalerei wiedergegeben wird. Demgegenüber betrachtet er den Gesang der chinesischen Kulis in Guangzhou als die eigentliche, harmonische Musik der Stadt und versucht, sie durch den Vergleich mit dem Kreischen eines ungeölten Rades oder der Stimme einer gewürgten Kehle zu beschreiben, wobei die Strapazen und die Kraft der Kulis bei der anstrengenden Arbeit betont werden. Anders als Holitscher demonstrieren Huelsenbeck und Kisch das chinesische „Kulilied“ direkt mit den gehörten Silben. Huelsenbeck formuliert die Silben in zwei Zeilen sich wiederholender Lautmalerei und unterstreicht durch die Sinnlosigkeit der Silben die geradezu maschinelle Arbeitsweise der Kulis, womit auch Kritik an der Unterdrückung seitens der ausländischen Agenten in Shanghai impliziert wird. Kisch kombiniert seine akustische und visuelle Erfahrung dadurch, dass er aus den gehörten Silben konkrete Poesie dichtet. Während die sechs Silben die Melodie des Kuliliedes charakterisieren, werden die Bewegungen der Kulis auf der Rampe, die sie hinauf- oder hinabsteigen, auf der sie einander überholen oder sich kreuzen, auch grafisch lebendig dargestellt. Diese Lautmalerei oder konkrete Poesie fungiert als „Spotlight“ im Text und fokussiert die angestregten, aber auch kräftigen Kulis, auf die die Autor*innen aufmerksam geworden sind.

Mit der schönen Sprache und eingefügten Textformen wie dem oben erwähnten Gedicht vom Gesang der indischen Kulis sind Holitschers Reisereportagen in Kischs Augen eines der vorbildlichen Beispiele für den künstlerischen „Tatsachenbericht“. Auch Kisch selbst kombiniert seine Reisereportagen mit anderen literarischen Formen. Neben der konkreten Poesie beschreibt er in einem angeblichen Brief an seinen Sohn (der ein selbstständiges Kapitel der Reportagensammlung darstellt) den Tempel der Züchtigung in Beijing. Er schildert die von den Statuen dargestellten Strafen für die „Sündigen“, warnt seinen Sohn in übertriebenem Ton davor und kritisiert damit ironisch den Aberglauben der chinesischen Massen. Außerdem steht das letzte Kapitel seiner Sammlung in der Form eines Kasperltheaters, in dem die historischen Vorgänge und Probleme in Beijing sowie wahre Persönlichkeiten neben erfundenen Figuren vorgeführt werden. Damit übt Kisch heftige Kritik an dem Nichtstun und Luxus der ausländischen Gesandten und der einheimischen Mächtigen im Alltag sowie dem Intrigenspiel zwischen den verschiedenen Mächten in der kolonisierten Stadt. Durch die Dramatisierung des Schicksals eines jungen chinesischen Revolutionärs und die Pointe mit seinem ausgerufenen Appell an das Land und Volk hebt Kisch die Dringlichkeit der Revolution hervor, die auch die chinesischen Massen aufwecken soll.

Die Gedichtform findet sich auch in Körbers Reisereportagen, und zwar als deutsche Übertragung eines bekannten chinesischen Gedichtes von Li Bai, die kurz vor dem Ende ihrer letzten China-Reportage ihr Heimweh darstellt. Durch das zitierte Gedicht verbindet Körber ihre persönlichen Gefühle mit dem chinesischen Kontext und beschreibt anschließend ihre Abschiedsszene mit den chinesischen Freund*innen. Körber zieht auf diese Weise häufig ihre persönlichen Erlebnisse als Einführung, Übergang oder Abschluss ihrer Reportagen heran. Auch die Eindrücke von den roten Städten der chinesischen Kommunist*innen, die den Ausländer*innen kaum zugänglich sind, präsentiert Körber durch einen Bericht der Erlebnisse von Siu-Dachen, ihrer legendären Begleiterin in Shanghai. Obwohl es schwierig ist, die Wahrhaftigkeit der Identität und der Erzählung der Begleiterin zu überprüfen, werden damit Körbers Kenntnisse und Meinungen in Bezug auf die chinesischen „Roten“ und die relevanten historischen

Ereignisse vorgestellt, wobei die chinesischen Kommunist*innen als Hoffnungsträger*innen der korrupten Armee der regierenden Guomindang gegenübergestellt werden.

Verglichen mit den Reisereportagen von Holitscher, Kisch und Körber gibt es in Huelsenbecks Reisebericht mehr erzählerische Formen, mit denen er die abenteuerlichen Erlebnisse auf dem Schiff darstellt. Von diesen Erlebnissen sowie den beobachteten Eigenschaften der Schiffsbesatzung und der während der Reise angetroffenen Personen greift Huelsenbeck auch später bei der Bearbeitung seines China-Romans viele Stellen auf. Es ist auffällig, dass Huelsenbeck sowohl in seinem Reisebericht als auch im späteren Roman häufig die Dialogform in direkter Rede benutzt. Diese in seinem Bericht meistens zwischen den Seeleuten geführten Gespräche präsentieren in einem umgangssprachlichen Stil und manchmal mit pejorativer Wortwahl Klischees und Vorurteile über den Fernen Osten, den historischen Hintergrund der miterlebten Ereignisse und aktuelle Entwicklungen in den fernen Ländern sowie die unterschiedlichen Gedanken darüber.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die dokumentarische Geste, der Fokus auf der Schilderung akustischer und visueller Erfahrungen sowie die Einführung von verschiedenen Textformen in den Reisebericht die stilistischen Charakteristika der Reiseberichte dieser linken Reiseschriftsteller*innen aus der Zeit der Weimarer Republik darstellen, die auch in anderen Reiseberichten weiter erforscht werden können.

9.2. Die „Kampfformen“ der Reiseberichte der linken Schriftsteller*innen

In die Reiseberichte der linken Schriftsteller*innen fließen ihre politischen Ansichten ein, die mit den beobachteten Situationen in China in Zusammenhang stehen. Ganz in Kischs Sinne fungieren die Berichte auf diese Weise als „Kampfformen“, die eine Polemik gegen die kolonialen und imperialistischen Taten der Großmächte in China anführen und eine gesellschaftliche, proletarische Revolution sowie die Emanzipation der chinesischen Bevölkerung unterstützen.

Als entscheidender Teil der historischen Vorbedingungen des revolutionären Chinas in den 1920er und 1930er Jahren gilt der Status des Landes als „Halbkolonie des Westens“, in der der Staat und die größeren Städte trotz der formellen politischen Souveränität unter Kontrolle der imperialistischen Großmächte stehen. Die Beschreibungen der unmenschlichen Unterdrückungen und der kolonialen Geschäfte dieser fremden Eindringlinge und des kaum möglichen Überlebens der ausgebeuteten chinesischen Einwohner*innen untermauern in den Reiseberichten der vier Schriftsteller*innen ihre Argumente für die Notwendigkeit und Dringlichkeit einer Revolution in China. Auf die revolutionären Kräfte und Potenziale in diesem Land legen die linken Autor*innen viel Wert.

Mit sozialistischer Überzeugung schenkt Huelsenbeck der Revolution unter der Führung von Sun Yat-sen Aufmerksamkeit, durch die 1912 die kaiserliche Dynastie gestürzt und ein modernes China gegründet wurde. Bei seinem Besuch der Gräber der chinesischen Kaiser artikuliert er, dass der alte Bau zusammen mit dem kaiserlichen System verfallen und vergessen werden sollte. In seinen Augen wird und muss die von Sun Yat-sen ins Leben gerufene Guangzhou-Regierung siegen, damit sie das Land und Volk sowohl technisch als auch ideell revolutionieren kann.

Sowohl in seinem Reisebericht als auch in seinem späteren Roman nach seiner zweiten Chinareise thematisiert Huelsenbeck den deutschen Waffenschmuggel nach China, der in den 1920er und 1930er Jahren zugunsten der kolonialen Interessen ein offenes Geheimnis bleibt. Huelsenbeck konstatiert in seinem Reisebericht in einer für ihn charakteristischen Gesprächsform, dass die kriegerischen Konflikte in China durch dieses schwarze Geschäft verschlimmert werden und immer mehr arme chinesische Bewohner*innen ums Leben kommen, wobei seine antikoloniale Perspektive durch die klar ablehnende Stellungnahme verdeutlicht wird.

Auch Holitscher schätzt Sun Yat-sens Errungenschaften hoch und ist laut seiner Reportage bei einer Parade der Guangzhou-Regierung anwesend, wo er die Armee, die

engagierten Studierenden und die armen, jedoch starken Arbeiter*innen beobachtet, die alle mögliche revolutionäre Kräfte sind. In Hinblick auch auf Intellektuelle und emanzipierte Frauen stellt Holitscher fest, dass die revolutionäre Stadt Guangzhou sowie das ganze Land eine „Gelbe Hoffnung“ verkörpern, die unter russischen Einflüssen steht. Fest von der russischen Ideologie überzeugt, ist Holitscher von der Möglichkeit einer proletarischen Revolution in China begeistert. Sowohl in der revolutionären Parade in Guangzhou als auch in den neuen Phänomenen in Shanghai sieht er Spuren der russischen Ideen. Er postuliert, dass die Entwicklung in Shanghai eindeutig dahingeht, dass durch das Zusammenwirken der Studentenschaft und des Industrieproletariats eine proletarische Revolution stattfinden wird. Obwohl die chinesischen Einwohner*innen in den Konflikt zwischen der Gewalt des modernen, industriellen Systems aus Amerika und der Parole zur Bekämpfung dieses Systems aus Russland verwickelt werden, können sie laut Holitscher all dies überleben. Holitscher stellt in seiner Reportage eine Art gemeinsame Gesinnung des chinesischen Volkes fest, die trotz der Vielfältigkeit der Völkerschaften und Sprachgebiete in diesem großen Land alle Menschen einigen kann. Aus dieser Gesinnung wird ihm zufolge die Kraft des antiimperialistischen und antikolonialen Kampfes in China entstehen.

Zur Zeit der Reise von Kisch und Körber wirkt das Revolutionäre in China nicht nur antikolonial und antiimperialistisch, sondern auch gegen die Guomindang-Regierung unter Sun Yat-sens Nachfolger Tschiang Kai-shek in Nanjing. Kisch nennt die Guomindang die einheimischen „Helfershelfer“ der ausländischen Großmächte und kritisiert sie dafür, dass sie sich nicht um die elende Bevölkerung kümmert und entgegen Sun Yat-sens Vermächtnis antikommunistisch und antirevolutionär wirkt.

Kisch lenkt seinen Fokus auf die Schwierigkeiten und Probleme des Landes in Umbrüchen und entlarvt mit seiner präzisen Schreibweise die Brutalität der Unterdrückung und Ausbeutung seitens der ausländischen Eindringlinge in China, an denen er harsche Kritik übt. Auch dem Argument der Kolonist*innen, dass die Modernisierung der Großstadt Shanghai die kolonialen Taten rechtfertigen könnte,

widerspricht Kisch in seiner Reportage eindeutig, indem er die allgemeinen Entwicklungen nach der Industriellen Revolution auf der ganzen Welt und die einzigartige geographische Lage der Stadt Shanghai als hinreichende Voraussetzungen für die Entstehung eines Welthafens und Handelszentrums annimmt.

Durch seine Beobachtungen, Recherchen und mögliche Treffen mit den Prominenten im Kreis der chinesischen Kommunist*innen lernt Kisch die proletarische Revolution in China kennen, die alle Grausamkeiten der Gesellschaft abschaffen und der Bevölkerung dienen kann. Er betrachtet die chinesische Revolution im Zusammenhang weltpolitischer Auseinandersetzungen und setzt seine Hoffnung auf den kommunistischen Weg aus der Sowjetunion, den die revolutionären Chines*innen ihm zufolge gehen werden.

Auch Körber besucht Sun Yat-sens Grab in Nanjing, wobei sie einerseits die Bedeutsamkeit des Grabs und dieser Persönlichkeit anerkennt, andererseits den entfernten Ort des Grabs im Vergleich zu dem des Mausoleums Lenins in Moskau hervorhebt und damit auf die Unvollständigkeit der Revolution Sun Yat-sens hindeutet. Als Sympathisantin des Kommunismus betrachtet Körber die russischen Einflüsse in der Stadt, die richtungweisend für die kommunistische Revolution in China sein können, während sie die Kraft der Kulis, die sich ihrer Meinung nach mit den Ereignissen auf der Welt beschäftigen und ehrwürdige Persönlichkeit werden können, sehr schätzt.

Als eine ‚Neue Frau‘ der Weimarer Republik richtet sie auch viel Aufmerksamkeit auf die Frauenemanzipation, die in ihren Augen ein unentbehrlicher Teil der Revolution ist. Körber konstatiert in der Reportage, dass viele Freiheitsideen aus dem Westen durch die Bildung eingeführt werden und auch zur Frauenemanzipation beitragen können. Während der Reise wird sie auf die Bubiköpfe der jungen Chinesinnen aufmerksam, die auch im Schwimmbad mit Schwimmtrikot und Gummihaut als „Sportgirls“ auftauchen, was zum modischen deutschen Bild der ‚Neuen Frauen‘ passt. In Bezug auf die verbotene und veraltete Sitte der gebundenen Füße der Chinesinnen beschreibt Körber nicht wie die anderen Autoren nur die Szenen, in denen sie diese beobachtet, sondern erklärt durch das Beispiel ihrer Begleiterin auch den Urgrund dieser Sitte im veralteten Schönheitsideal der

patriarchalischen Gesellschaft. Im Gegensatz zu den anderen Reiseschriftstellern beurteilt Körber den Konfuziustempel in Beijing kritisch, weil Konfuzius ihrer Ansicht nach Befürworter des Ständestaates und der Entrechtung der Frauen ist. Diese Beurteilung und ihre Kritik an den mangelnden Kenntnissen der Chinesinnen über Schwangerschaftsverhütungen und -abbrüche verknüpfen sich eng mit den brisanten Themen der Frauenemanzipation in der Weimarer Republik.

Zusammenfassend formuliert bringen die Reiseberichte dieser linken Schriftsteller*innen aus der Zeit der Weimarer Republik ihre politischen Intentionen implizit oder manchmal auch explizit zum Ausdruck, wobei auch der Wahrheitsanspruch der Leser*innen an diese Texte mit journalistischen Bezügen grundsätzlich erfüllt wird. Während ihrer Reisen und beim Schreiben ihrer Reiseberichte schenken die Schriftsteller*innen dem revolutionären China der 1920er und 1930er Jahre Beachtung und bieten den Leser*innen die Möglichkeit, dieses Land im Fernen Osten bei der Lektüre ihrer Reiseberichte „von der Rückseite“ erneut zu entdecken.

10. Literaturverzeichnis

Reiseberichte

Asch, Hannah: Fräulein Weltenbummler. Reiseerlebnisse in Afrika und Asien. Berlin: August Scherl GmbH. 1927.

Benjamin, Walter: Moskau. In: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. IV. I. Hg. v. Tillman Rexroth. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972, S. 316–348.

Bögli, Lina: Immer vorwärts. Frauenfeld: Huber 1915.

von Bunsen, Marie: Im Fernen Osten. Eindrücke und Bilder aus Japan, Korea, China, Ceylon, Java, Siam, Kambodscha, Birma und Indien. Leipzig: Koehler & Amelang 1934.

Filchner, Wilhelm: In China. Auf Asiens Hochsteppen. Im ewigen Eis. Rückblick auf 25 Jahre der Arbeit und Forschung. Freiburg: Herder & Co. 1930.

Fischer, Otto: Wanderfahrten eines Kunstfreundes in China und Japan. Stuttgart u. Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1939.

Frohnmeier, Oskar: Kwangtung. Bern u. Leipzig: Verlag Paul Haupt 1930.

Genschow, A.: Unter Chinesen und Tibetanern. Rostock: Volckmann 1905.

Hedin, Sven Anders: Von Peking nach Moskau. Leipzig: Brockhaus 1924.

Hesse, Hermann: Abend in Asien. In: ders.: Aus Indien. Aufzeichnungen, Tagebücher, Gedichte, Betrachtungen und Erzählungen. Zusammengestellt u. ergänzt v. Volker Michels. Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1980, S. 22–25.

Hesse, Hermann: Aus Indien. Aufzeichnungen, Tagebücher, Gedichte, Betrachtungen und Erzählungen. Zusammengestellt u. ergänzt v. Volker Michels. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1980.

Hesse, Hermann: Spazierfahrt in der Luft. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 13. Betrachtungen und Berichte I. 1899–1926. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2003b, S. 190–195.

Hesse, Hermann: Im Flugzeug. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 13. Betrachtungen und Berichte I. 1899–1926. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2003c, S. 316–323.

- Hesse, Hermann: Luftreise. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 14. Betrachtungen und Berichte II. 1927–1961. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2003e, S. 72–77.
- von Heyking, Elisabeth: Tagebücher aus vier Weltteilen: 1886/1904. Hg. v. Grete Litzmann. Leipzig: Koehler & Amelang 1926.
- Holitscher, Arthur: Amerika heute und morgen: Reiseerlebnisse. Berlin: S. Fischer Verlag 1912.
- Holitscher, Arthur: Drei Monate in Sowjetrußland. Berlin: S. Fischer Verlag 1921.
- Holitscher, Arthur: Das unruhige Asien. Reise durch Indien – China – Japan. Berlin: S. Fischer Verlag 1926.
- Huelsenbeck, Richard: Der Sprung nach Osten. Bericht einer Frachtdampferfahrt nach Japan, China und Indien. Dresden: Jess 1928.
- Huelsenbeck, Richard: Afrika in Sicht. ein Reisebericht über fremde Länder und abenteuerliche Menschen. Dresden: Jess 1928.
- Jessen, Peter: Japan, Korea, China. Reisestudien eines Kunstfreundes. Leipzig: E. A. Seemann Verlag 1921.
- Karlin, Alma M.: Einsame Weltreise. Erlebnisse und Abenteuer einer Frau im Reich der Inkas und im Fernen Osten. Freiburg: Kore 1995.
- Katz, Richard: Funkelnder Ferner Osten! Erlebtes in China – Korea – Japan. Berlin: Ullstein 1931.
- Graf Keyserling, Hermann: Das Reisetagebuch eines Philosophen. 3. Aufl. Darmstadt: Reichl 1920.
- Kisch, Egon Erwin: Hetzjagd durch die Zeit. Berlin: Erich Reiss Verlag 1926.
- Kisch, Egon Erwin: Wagnisse in aller Welt. Berlin: Universum-Bücherei für Alle 1927.
- Kisch, Egon Erwin: Zaren, Popen, Bolschewiken. Berlin: Erich Reiss Verlag 1927.
- Kisch, Egon Erwin: Paradies Amerika. Berlin: Erich Reiss Verlag 1930.
- Kisch, Egon Erwin: Asien gründlich verändert. Berlin: Erich Reiss Verlag 1932.
- Kisch, Egon Erwin: China geheim. Berlin: Erich Reiss Verlag 1933.
- Kisch, Egon Erwin: Eintritt verboten. Paris: Éditions du Carrefour 1934.

- Kisch, Egon Erwin: Abenteuer in fünf Kontinenten. Paris: Éditions du Carrefour; Moskau: Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in der UdSSR 1936.
- Kisch, Egon Erwin: Landung in Australien. Amsterdam: Allert de Lange 1937.
- Kisch, Egon Erwin: Entdeckungen in Mexiko. Mexico: Editorial El Libro Libre 1945.
- Kisch, Egon Erwin: China geheim. Berlin: Aufbau-Verlag 1953.
- Kisch, Egon Erwin: China geheim. Photographiert v. Wilhelm Thiemann. Berlin: Aufbau-Verlag 1986.
- Körber, Lili: Begegnungen im Fernen Osten. Budapest: Biblos-Verlag 1936.
- Mann, Klaus und Erika: Rundherum. Berlin: S. Fischer Verlag 1929.
- Pfeiffer, Ida: Eine Frauenfahrt um die Welt. Reise von Wien nach Brasilien, Chili, Otahaiti, China, Ost-Indien, Persien und Kleinasien. Wien: Carl Gerold 1850.
- Polo, Marco: The Travels of Marco Polo. Edited with an introduction by Manuel Komroff. Based on the Marsden and Yule Translations. New York: W. W. Norton & Co. 2003.
- Polo, Marco: The Travels of Marco Polo. Edited by Sir Edward Denison Ross. Based on the Italian version of Luigi Foscolo Benedetto and the translation of Aldo Ricci. First published in 1931. London u. New York: Taylor & Francis 2005.
- Polo, Marco: Travels of Marco Polo (auf Englisch und Chinesisch) (马可·波罗游记 (中英对照)). Übersetzt und angemerkt von Qianfan Yu. Beijing: China Book Press 2009.
- Schalek, Alice: Japan, das Land des Nebeneinander. Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei. Illustriertes Reisewerk. Breslau: Ferd. Hirt 1925.
- Schmitthenner, Heinrich: Chinesische Landschaften und Städte. Stuttgart: Strecker und Schröder 1925.
- Wegener, Georg: Zur Kriegszeit durch China: 1900/1901. Berlin: Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur 1902.
- Wegener, Georg: Im innersten China: eine Forschungsreise durch die Provinz Kiang-si. Berlin: August Scherl G.m.b.H. 1926.
- Witte, Johannes: Sommer-Sonntage in Japan und China. Reise-Erlebnisse in Ostasien im Jahre 1924. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1925.

Andere Primärliteratur

Baum, Vicki: Hotel Shanghai. Amsterdam: Querido 1939.

Bethge, Hans: Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. Leipzig: Insel Verlag 1907.

Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel Nr. 110 (R. 52) 1933.

Debon, Günther: Li Tai-bo. Rausch und Unsterblichkeit. München u. a.: Verlag Kurt Desch 1958.

Dent, Huntley: LEHÁR: Das Land des Lächelns. In: Fanfare. The Magazine for Serious Record Collectors. Vol.42 (5), (01.05.2019), S. 317–318.

Döblin, Alfred u. Hans Wilhelm: Berlin-Alexanderplatz. Drehbuch von Alfred Döblin und Hans Wilhelm zu Phil Jutzis Film von 1931. Mit einem einführenden Essay v. Fritz Rudolf Fries. München: Ed. Text + Kritik 1996.

Eich, Günter: Aus dem Chinesischen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.

Erpenbeck, Fritz: Die historischen Uhren und der spritzige Stil. In: Fritz Hofmann (Hg.): Servus, Kisch! Erinnerungen. Rezensionen. Anekdoten. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1985, S. 116–120.

Fassbinder, Rainer Werner u. Harry Bär: Der Film „Berlin Alexanderplatz“: ein Arbeitsjournal. Frankfurt am Main: Zweitausendeins 1980.

Forke, Alfred: Blüten Chinesischer Dichtung, aus der Zeit der Han- und Sechs-Dynastie; II. Jahrhundert vor Christus bis zum VI. Jahrhundert nach Christus. Magdeburg: Commv. Faber'sche Buchdr. 1899.

Gill: Buchbesprechung: Lili Koerber: Begegnungen im Fernen Osten. In: Pariser Tageblatt. Bd. 4, Nr. 831 (22.03.1936), S. 3–4.

Gu Hongming (Ku Hung-Ming bzw. 辜鸿铭): Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. Kritische Aufsätze. Hg. mit einem Vorwort v. Alfons Paquet. Jena: Diederichs 1911.

- Gu Hongming (Ku Hung-Ming bzw. 辜鸿铭): Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg. Mit einem Vorwort v. Oscar A. H. Schmitz. Leipzig: Brandstetter 1916.
- Hausmann, Manfred: Hinter dem Perlenvorhang. Gedichte nach dem Chinesischen. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1954; 2., neubearbeitete Aufl. 1956.
- Hedin, Sven Anders: Ossendowski und die Wahrheit. Leipzig: Brockhaus 1925.
- Heilmann, Hans: Chinesische Lyrik vom 12. Jahrhundert v. Chr. bis zur Gegenwart (Die Fruchtschale. Bd. 1). München u. Leipzig: Piper, 1905.
- Hervey de Saint-Denys, Léon: Poésies de l'époque des T'ang. Étude sur l'art poétique en Chine. Paris: Amyot 1862.
- Hesse, Hermann: Klingsors letzter Sommer. Erzählungen. Berlin: S. Fischer Verlag 1920.
- Hesse, Hermann: Gesammelte Briefe. Bd. 1. 1895–1921. Hg. v. Ursula u. Volker Michels. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1973.
- Hesse, Hermann: Alter Wein in neuen Schläuchen. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 16. Die Welt im Buch I. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren 1900–1910. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002a, S. 257–266.
- Hesse, Hermann: Confucius deutsch. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 16. Die Welt im Buch I. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren 1900–1910. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2002b, S. 465–467.
- Hesse, Hermann: Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 17. Die Welt im Buch II. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren 1911–1916. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2002c, S. 78–79.
- Hesse, Hermann: Josef Knecht an Carlo Ferromonte. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 12. Selbstzeugnisse, Erinnerungen, Gedenkblätter und Rundbriefe. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2003a, S. 685–691.
- Hesse, Hermann: Chinesen. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 13. Betrachtungen und Berichte I. 1899–1926. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2003d, S. 323–327.
- Hesse, Hermann: Chinesische Betrachtung. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 15. Die politischen Schriften. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2004, S. 297–299.

- von Heyking, Elisabeth: Tschun. Eine Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas. Berlin: Ullstein 1914.
- Hofmann, Fritz (Hg.): Servus, Kisch! Erinnerungen. Rezensionen. Anekdoten. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1985.
- Holitscher, Arthur: Geleitwort. In: Heinz v. Perckhammer: Peking. Berlin: Albertus-Verlag 1928a, S. VI–XIV.
- Holitscher, Arthur: Mein Leben in dieser Zeit. Der „Lebensgeschichte eines Rebellen“ zweiter Band. Potsdam: Gustav Kiepenheuer Verlag 1928b.
- Holitscher, Arthur: Reisen. Ausgewählte Reportagen und autobiographische Berichte. Berlin: Verlag Volk und Welt 1973.
- Holitscher, Arthur: Ravachol und die Pariser Anarchisten. Frankfurt am Main: Verlag Freie Gesellschaft 1977.
- Holitscher, Arthur: Ansichten: Essays, Aufsätze, Kritiken, Reportagen; 1904 – 1938. Berlin: Verlag Volk und Welt 1979.
- Holitscher, Arthur: Der Narrenführer durch Paris und London. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1986.
- Huelsenbeck, Richard: En avant Dada. Die Geschichte des Dadaismus. Hannover u. a.: Steegemann 1920.
- Huelsenbeck, Richard: Dada siegt!: Eine Bilanz des Dadaismus. Berlin: Malik-Verlag Abteilung Dada 1920.
- Huelsenbeck, Richard (Hg.): Dada Almanach. Im Auftrag des Zentralamts der deutschen Dada-Bewegung. Berlin: Erich Reiss Verlag 1920.
- Huelsenbeck, Richard: China frisst Menschen. Zürich: Orell Füssli 1930.
- Huelsenbeck, Richard: Reise bis ans Ende der Freiheit. Autobiographische Fragmente. Heidelberg: Schneider 1984.
- Huelsenbeck, Richard: An Beate Huelsenbeck (Auf der Elbe 18/XII 24). In: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): Weltdada Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern. Innsbruck: Haymon 1996, S. 98.

- Huelsenbeck, Richard: An Beate Huelsenbeck (Rotterdam 19/XII 24). In: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): *Weltdada Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern*. Innsbruck: Haymon 1996, S. 98–99.
- Huelsenbeck, Richard: An Beate Huelsenbeck (Rotterdam 26/XII 24). In: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): *Weltdada Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern*. Innsbruck: Haymon 1996, S. 100–101.
- Huelsenbeck, Richard: An Beate Huelsenbeck (Vor Manila 7/II 25). In: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): *Weltdada Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern*. Innsbruck: Haymon 1996, S. 106–107.
- Huelsenbeck, Richard: An Beate Huelsenbeck (Dalny 5/III 25). In: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): *Weltdada Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern*. Innsbruck: Haymon 1996, S. 108–109.
- Huelsenbeck, Richard: An Beate Huelsenbeck (Shanghai 15/III 25). In: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): *Weltdada Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern*. Innsbruck: Haymon 1996, S. 110.
- Huelsenbeck, Richard: An Beate Huelsenbeck (Vor Manila 21/III 25). In: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): *Weltdada Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern*. Innsbruck: Haymon 1996, S. 111.
- Huelsenbeck, Richard: An Beate Huelsenbeck (Dortmund 7.6.26). In: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): *Weltdada Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern*. Innsbruck: Haymon 1996, S. 116.
- Hundhausen, Vincenz: *Chinesische Dichter in deutscher Sprache*. Beijing u. a.: Pekinger Verlag 1926.
- Kafka, Franz: *Amerika [Der Verschollene]*. München: Kurt Wolff Verlag 1927.
- Kisch, Egon Erwin: *Wesen des Reporters*. In: *Das literarische Echo* 20, Nr. 8 (15. Januar 1918), S. 437–440.
- Kisch, Egon Erwin: *Debut beim Mühlenfeuer*. In: *ders.: Marktplatz der Sensationen*. Berlin: Aufbau-Verlag 1947a, S. 110–121.

- Kisch, Egon Erwin: Von der Reportage. In: ders.: Marktplatz der Sensationen. Berlin: Aufbau-Verlag 1947b, S. 251–261.
- Kisch, Egon Erwin: Der rasende Reporter. Mit einem Nachwort v. Hans-Albert Walter. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1985.
- Kisch, Egon Erwin: Soziale Aufgaben der Reportage. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Bd. 10. Mein Leben für die Zeitung 1926–1947. Journalistische Texte 2. Hg. v. Bodo Uhse u. Gisela Kisch. Fortgeführt v. Fritz Hofmann u. Josef Poláček. 2. Aufl. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1993a, S. 9–12.
- Kisch, Egon Erwin: Welche neuen Gestaltungsmöglichkeiten geben Ihnen die neuen Inhalte, das außerliterarische Ziel der proletarischen Literatur? In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Bd. 10. Mein Leben für die Zeitung 1926–1947. Journalistische Texte 2. Hg. v. Bodo Uhse u. Gisela Kisch. Fortgeführt v. Fritz Hofmann u. Josef Poláček. 2. Aufl. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1993b, S. 268–269.
- Kisch, Egon Erwin: Eine gefährliche Literaturgattung. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Bd. 10. Mein Leben für die Zeitung 1926–1947. Journalistische Texte 2. Hg. v. Bodo Uhse u. Gisela Kisch. Fortgeführt v. Fritz Hofmann u. Josef Poláček. 2. Aufl. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1993c, S. 396–397.
- Kisch, Egon Erwin: Reportage als Kunstform und Kampfform. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Bd. 10. Mein Leben für die Zeitung 1926–1947. Journalistische Texte 2. Hg. v. Bodo Uhse u. Gisela Kisch. Fortgeführt v. Fritz Hofmann u. Josef Poláček. 2. Aufl. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1993d, S. 397–400.
- Kisch, Gisela: Kisch aus der Nähe. Anlässlich eines Treffens im Klub tschechoslowakischer Journalisten im April 1955. In: Fritz Hofmann (Hg.): Servus, Kisch! Erinnerungen. Rezensionen. Anekdoten. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1985, S. 67–68.
- Klabund: Li-tai-pe. Nachdichtungen v. Klabund. Leipzig: Insel Verlag 1915.

- Konfuzius: Kungfutse. Gespräche. Aus dem Chinesischen verdeutscht u. erläutert v. Richard Wilhelm. Jena: Diederichs 1910.
- Körper, Lili: Eine Frau erlebt den roten Alltag: Ein Tagebuch-Roman aus den Putilowwerken. Berlin: Rowohlt 1932.
- Körper, Lili: Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland: Roman. Wien: Lanyi; Zürich: Verlag der Genossenschaftsbuchhandlung 1934.
- Körper, Lili: Was will Japan in China? In: Pariser Tageblatt. Bd. 4, Nr. 764 (15.01.1936a), S. 1–2.
- Körper, Lili: Bei einer chinesischen Aerztin in Schanghai. In: Pariser Tageblatt. Bd. 4, Nr. 866 (26.04.1936b), S. 4.
- Körper, Lili: Sato-san, ein japanischer Held. Ein satyrischer Zeitroman. Wien u. Leipzig: Nath 1936.
- Körper, Lili: Die Ehe der Ruth Gompertz: Roman. Mannheim: Persona-Verlag Buchholz 1984.
- Kramer, Roland L.: Review of *The China Year Book 1934*. In: The Annals of the American Academy of Political and Social Science. Vol. 180, Socialism, Fascism, and Democracy (01.07.1935), S. 236.
- Lao Tse: Die Bahn und der rechte Weg. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht v. Alexander Ular. Leipzig: Insel-Verlag 1903.
- Lao Tse: Lao Tszes Buch vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut (Tao-te-king). Aus dem Chinesischen übersetzt u. mit Einleitung v. Julius Grill. Tübingen: Mohr 1910.
- Lao Tse: Tao Te King. Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Aus dem Chinesischen verdeutscht u. erläutert v. Richard Wilhelm. Jena: Diederichs 1911.
- Lessner, Joanne Sydney: LEHÁR: Das Land des Lächelns. In: Opera News. Vol.79 (9), (01.03.2015), S. 56.
- Liang Qichao (Liang Ki Tschau bzw. 梁启超): Kurzer Überblick über die Buddhistische Psychologie. Teil 1–3. Übersetzt v. Richard Wilhelm. In: Richard Wilhelm (Hg.):

- Sinica. Zeitschrift für Chinakunde und Chinaforschung. 3. Jahrgang, H. 1 (1929), S. 18–27.
- Liang Qichao (Liang Ki Tschau bzw. 梁启超): Kurzer Überblick über die Buddhistische Psychologie. Teil 4–6. Übersetzt v. Richard Wilhelm. In: Richard Wilhelm (Hg.): Sinica. Zeitschrift für Chinakunde und Chinaforschung. 3. Jahrgang, H. 2 (1929), S. 68–83.
- Löhndorff, Ernst Friedrich: Unheimliches China. Ein Reisebericht. Bremen: Schünemann 1939.
- Lucke, Walter: Ins Land der fliegenden Köpfe. Reiseerlebnisse im Osten. Hamburg: Uhlenhorst-Verlag [ca. 1935].
- Lukács, Georg: Meister der Reportage. In: Fritz Hofmann (Hg.): Servus, Kisch! Erinnerungen. Rezensionen. Anekdoten. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1985, S. 40–41.
- Mann, Thomas: Tonio Kröger. In: ders.: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Bd. 2.1: Frühe Erzählungen 1893–1912. 2. Auflage. Hg. v. Terence J. Reed. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2008, S. 243–318.
- Mao, Dun (茅盾): Tribut der Schriftsteller Chinas. In: Franz Carl Weiskopf (Hg.): Kisch-Kalender. Berlin: Aufbau-Verlag 1955, S. 77.
- Marx, Karl: Die Revolution in China und in Europa. In: Karl Marx. Friedrich Engels. Werke. Bd. 9. Berlin/DDR: Dietz Verlag 1960, S. 95–102.
- Marx, Karl u. Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten (geschrieben 1845–1846, nach den Handschriften). In: Karl Marx. Friedrich Engels. Werke. Bd. 3. Berlin/DDR: Dietz Verlag 1978, S. 9–530.
- Musil, Robert: Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden. Hg. v. Adolf Frisé. Hamburg: Rowohlt 1955.

- Ossendowski, Ferdinand: Tiere, Menschen und Götter. Einzig berecht. dt. Übers. der amerikan. Orig.-ausg. Hg. v. Wolf von Dewall. Frankfurt am Main: Frankfurter Societäts-Dr. 1923.
- Ossendowski, Ferdinand: Hinter Chinas Mauer. Übersetzt v. Ernst Otto Marbach. Dresden: Carl Reissner 1929.
- Reich-Ranicki, Marcel: Egon Erwin Kisch, der rote Reporter. In: ders.: Die Ungeliebten Sieben Emigranten. Pfullingen: Verlag Günther Neske 1968, S. 35–42.
- Said, Edward W.: Orientalismus. Aus dem Englischen v. Hans Günter Holl. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2009.
- Schwarz, Ernst: Li Tai-bo. Berlin: Verlag Neues Leben 1979.
- Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben. In: ders.: Gesamtausgabe. Hg. v. Otthein Rammstedt. Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen. 1901–1908. Bd. I. Hg. v. Rüdiger Kramme, Angela Rammstedt u. Otthein Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995, S. 116–131.
- Tang, Liangli (T'ang Leang-Li bzw. 汤良礼): China in Aufruhr. Mit Vorwort v. Hans Driesch u. Cai Yuanpei (Tsai Yuan-Pei bzw. 蔡元培). Verdeutsch v. Else Baronin Werkmann. Leipzig u. Wien: Weller 1927.
- Tschuang Tse: Reden und Gleichnisse. Deutsche Auswahl v. Martin Buber. Leipzig Insel-Verlag 1910.
- Tschuang Tse: Dschuang Dsi. Das wahre Buch vom südlichen Blütenland. Aus dem Chinesischen übertragen u. erläutert v. Richard Wilhelm. Jena: Diederichs 1912.
- Tucholsky, Kurt: Gesamtausgabe. Texte und Briefe. Bd. 1: Texte 1907–1913. Hg. v. Bärbel Boldt, Dirk Grathoff u. Michael Hepp. Reinbek: Rowohlt 1997.
- Tucholsky, Kurt: Gesamtausgabe. Texte und Briefe. Bd. 9: Texte 1927. Hg. v. Gisela Enzmann-Kraiker, Ute Maack u. Renke Siems. Reinbek: Rowohlt 1998.
- Tucholsky, Kurt: Gesamtausgabe. Texte und Briefe. Bd. 5: Texte 1921–1922. Hg. v. Roland u. Elfriede Links. Reinbek: Rowohlt 1999.
- Tucholsky, Kurt: Gesamtausgabe. Texte und Briefe. Bd. 7: Texte 1925. Hg. v. Antje Bonitz, Dirk Grathoff, Michael Hepp u. Gerhard Kraiker. Reinbek: Rowohlt 2002.

- Uhse, Bodo: Tagebuch aus China. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Bd. 5 / Erster Halbband. Reise- und Tagebücher I. Hg. v. Günter Caspar. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1981, S. 5–154.
- Walravens, Hartmut (Hg.): Li T'ai-po: Gesammelte Gedichte: Teil 1: Übersicht über die Übersetzungen des Erwin Ritter von Zach und Wiedergabe der Bücher XI – XV der deutschen Fassung, ursprünglich erschienen in *De Chinese revue*, Batavia. Wiesbaden: Harrassowitz 2000.
- Walravens, Hartmut (Hg.): Li T'ai-po: Gesammelte Gedichte: Teil 2: Die Bücher XVI bis XXV und XXX der chinesischen Gesamtausgabe in deutscher Fassung, ursprünglich erschienen in *Die Deutsche Wacht*, Batavia. Wiesbaden: Harrassowitz 2005.
- Walravens, Hartmut (Hg.): Li T'ai-po: Gesammelte Gedichte: Teil 3: Die Bücher I bis X der chinesischen Gesamtausgabe in deutscher Fassung, mit Ergänzung v. Alfred Hoffmann. Wiesbaden: Harrassowitz 2007.
- Weiskopf, Franz Carl (Hg.): *Kisch-Kalender*. Berlin: Aufbau-Verlag 1955.
- White, Bill: LEHÁR: Das Land des Lächelns. In: *Fanfare. The Magazine for Serious Record Collectors*. Vol.38 (4), (01.03.2015), S. 358–360.
- Wilhelm, Richard (Übersetzer): *I Ging. Das Buch der Wandlungen*. Aus dem Chinesischen verdeutscht u. erläutert v. Richard Wilhelm. Düsseldorf u. a.: Diederichs 1923.
- Williams, Christopher: LEHÁR: Das Land des Lächelns. In: *Fanfare. The Magazine for Serious Record Collectors*. Vol.31 (6), (01.07.2008), S. 176–177.
- Woodhead, H. G. W. (Hg.): *The China Year Book 1934*. Shanghai: The North-China Daily News and Herald, Ltd 1934.
- Yuanwu: Bi-Yän-Lu. Meister Yüan-wu's Niederschrift von der Smaragdenen Felswand, verfasst auf dem Djia-schan bei Li in Hunan zwischen 1111 und 1115, in Druck erschienen in Sitschuan um 1300. Verdeutscht u. erläutert v. Wilhelm Gundert. München u. Wien: Hanser 1960.

- Zeng, Baosun (Tseng Pao-sun bzw. 曾宝荪): *The Chinese Woman Past and Present* [1931]. In: Yu-ning Li (李又宁) (Hg.): *Chinese Women Through Chinese Eyes*. Armonk u. London: M. E. Sharpe 1992, S. 72–86.
- Zhou, Libo (周立波): *China geheim (秘密的中国)*. Dritter Abdruck der Auflage vom Jahre 1981. Vom Englischen ins Chinesische übersetzt v. Libo Zhou. Beijing: Qunzhong Verlag 1985.
- Zhou, Libo (周立波): Nachwort des Übersetzers (译后附记). In: Egon Erwin Kisch: *China geheim (秘密的中国)*. Vom Englischen ins Chinesische übersetzt v. Libo Zhou. Shanghai: Orient Publishing Center 2001a, S. 204–205.
- Zhou, Libo (周立波): Noch ein Nachwort (再一个附记). In: Egon Erwin Kisch: *China geheim (秘密的中国)*. Vom Englischen ins Chinesische übersetzt v. Libo Zhou. Shanghai: Orient Publishing Center 2001b, S. 206.

Sekundärliteratur

- Aurnhammer, Achim: Vicki Baums Roman *Hotel Shanghai* (1939) im Kontext der deutschen Shanghai-Romane. In: Maoping Wei (Hg.): *Zhong De wenxue guanxi yanjiu wenji: Vorträge eines im Oktober 2003 an der Shanghai International Studies University abgehaltenen bilateralen Symposiums*. Shanghai: Shanghai Foreign Language Education Press 2005, S. 214–235.
- Bae, Ki-Chung: *Chinaromane in der deutschen Literatur der Weimarer Republik*. Marburg: Tectum-Verlag 1999.
- Bartholdy, A. Mendelssohn (Hg.): *Der Lytton-Bericht. Bericht der Untersuchungskommission des Völkerbundes über den chinesisch-japanischen Streit in der Mandschurei mit Schlußbericht der Völkerbundversammlung vom 24. Februar 1933 und Anhängen*. Leipzig: Bernhard Tauschnitz 1933.
- Bräuner, Harald u. Mechthild Leutner: „Im Namen einer höheren Gesittung!“. Die Kolonialperiode, 1897–1914. In: Mechthild Leutner u. Dagmar Yü-Dembski (Hg.): *Exotik und Wirklichkeit. China in Reisebeschreibungen vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. München: Minerva-Publ. 1990, S. 41–52.

- Brenner, Peter J.: Einleitung. In: ders. (Hg.): Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989, S. 7–13.
- Brenner, Peter J.: Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Tübingen: Niemeyer 1990.
- Bronsen, David: Joseph Roth: eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1974.
- Carter, David: East Asian Cinema. Harpenden: Kamera Books 2007.
- Chen, Jen-Te: Der Kreidekreis in der Deutschen Dramenliteratur. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 1991.
- Chen, Zhuangying: Hermann Hesse und der chinesische Lyriker Li Tai Pe. In: Yushu Zhang u. Horst Thomé (Hg.): Literaturstraße. Bd. 5. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 89–99.
- Chobot, Manfred: Arthur Holitscher (1869–1941). In: Literatur und Kritik. H. 389/390 (2004), S. 99–110.
- Curcio, Vincent: Henry Ford. New York: Oxford University Press 2013.
- Ding, Yangzhong: Brecht's Theatre and Chinese Drama. In: Antony Tatlow u. Tak-Wai Wong (Hg.): Brecht and East Asian Theatre. The Proceedings of a Conference on Brecht in East Asian Theatre. Hong Kong: Hong Kong University Press 1982, S. 28–45.
- Ebel, Uwe: Die skandinavische Reisebeschreibung von Linné bis Andersen im Kontext der europäischen Literatur. In: Neohelicon 11 (1984), S. 301–322.
- Esselborn, Karl: Vom Auszug in die Fremde zur interkulturellen Mobilität. Das Reisetema in aktuellen deutschsprachigen Prosatexten für den Bereich interkulturelle Germanistik / DaF. In: Info DaF. 32. Jahrgang. Nr. 1 (Februar 2005), S. 3–13.
- Füllner, Karin: Richard Huelsenbeck, der Meister-Dada. In: Richard Sheppard: Richard Huelsenbeck. Hamburger Bibliographien Bd. 22. Unter Mitarbeit v. Karin Füllner. Mit Beiträgen v. Rolf Italiaander u. Hans J. Kleinschmidt. Hamburg: Hans Christians Verlag 1982, S. 28–45.
- Grab, Walter: Reportage als Sozialkritik. In: Walter Grab (Hg.): Friedrich von der Trenck. Hochstapler und Freiheitsmartyrer. Kronberg im Taunus: Scriptor 1977, S. 167–180.

- Gruner, Fritz: Egon Erwin Kisch und China. Eine Betrachtung zum Buch „China geheim“ ein halbes Jahrhundert nach seinem Erscheinen. In: Adrian Hsia u. Sigfrid Hoefert (Hg.): Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert. Bern: Peter Lang 1992, S. 179–188.
- Haupt, Klaus: Frühjahr 1932: China-Berichterstatte für die Prager Presse. In: Klaus Haupt u. Harald Wessel: Kisch war hier. Reportagen über den „Rasenden Reporter“. Berlin: Verlag der Nation 1985, S. 130–141.
- Herren, Madeleine: Internationale Organisationen seit 1865. Eine Globalgeschichte der internationalen Ordnung. Darmstadt: WBG 2009.
- Hertling, Viktoria: Abschied Von Europa: Zu Lili Körbers Exil in Paris, Lyon und New York. In: *The Germanic Review* 62.3 (1987), S. 118–129.
- Hertling, Viktoria: Vorwort. In: Lili Körber: Begegnungen im Fernen Osten. Eine Reise nach Japan, China und Birobidschan im Jahr 1934. Wien: Promedia 2020, S. V–XVIII.
- Herzog, Andreas: Holitschers Reisebericht *Das unruhige Asien*. Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung interkultureller Aspekte. In: Tom Kindt u. Katalin Teller (Hg.): *Narratologie interkulturell. Studien zu interkulturellen Konstellationen in der deutschsprachigen und ungarischen Literatur 1880–1930*. Frankfurt am Main: Peter Lang 2005, S. 127–156.
- Herzog, Andreas: „Writing culture“ – Poetik und Politik. Arthur Holitschers *Das unruhige Asien*. In: *KulturPoetik*. Bd. 6, H. 1 (2006), S. 20–36.
- Hille, Almut: „Tausendjährige Augen“. Beobachtungen in China von Autorinnen der Weimarer Republik. In: Almut Hille, Gregor Streim u. Lu Pan (Hg.): *Deutsch-chinesische Annäherungen. Kultureller Austausch und gegenseitige Wahrnehmung in der Zwischenkriegszeit*. Köln u. a.: Böhlau 2011, S. 173–186.
- Hsia, Adrian: Hermann Hesse und China. Darstellung, Materialien und Interpretation. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1981.
- Huang, Chaoran: Die Wandlungen des Stadtlebens der ‚Neuen Frauen‘ in der Weimarer Republik am Beispiel von Vicki Baums *stud. chem. Helene Willfüer*. In: Yalin Feng

- u. a. (Hg.): Literaturstraße. Bd. 20, H. 2. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann 2019, S. 195–208.
- Huang, Chaoran: Hermann Hesses Asienreise und seine Betrachtungen zum „Geiste Chinas“. In: Michael Jaeger, Benjamin Langer u. Mingchao Mao (Hg.): Ost-westliche Erfahrungen der Modernität. Der chinesisch-deutsche Ideenaustausch und die Bewegung des 4. Mai 1919. Berlin u. Boston: de Gruyter 2021, S. 191–205.
- Jäger, Jens: Fotografie und Geschichte. Frankfurt u. New York: Campus Verlag 2009.
- Kaes, Anton: Einleitung. In: ders. (Hg.): Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur. 1918–1933, Weimarer Republik. Stuttgart: Metzler 1983, S. XIX–LII.
- Kaes, Anton: Schreiben und Lesen in der Weimarer Republik. In: Bernhard Weyergraf (Hg.): Literatur der Weimarer Republik 1918–1933. München u. Wien: Carl Hanser Verlag 1995, S. 38–64.
- Kahlo, Gerhard: Malayisch-deutsches und deutsch-malayisches Wörterbuch. Berlin: Akademie-Verlag 1950.
- Kapfer, Herbert u. Lisbeth Exner: Vorwort. In: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): Weltdata Huelsenbeck. Eine Biografie in Briefen und Bildern. Innsbruck: Haymon 1996, S. 6–11.
- Kähler, Hermann: Berlin – Asphalt und Licht: Die grosse Stadt in der Literatur der Weimarer Republik. Westberlin: Verlag das Europäische Buch 1986.
- Keller, Andreas u. Winfried Siebers: Einführung in die Reiseliteratur. Darmstadt: WBG 2017.
- Klein, Ulrich: Reiseliteraturforschung im deutschsprachigen Raum. In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte 87 (1993), S. 286–319.
- Klipstein, August: Käthe Kollwitz: Verzeichnis des graphischen Werks für die Jahre 1890–1912 unter Verwendung des 1913 erschienenen Oevrekataloges v. Prof. Dr. Johannes Sievers. Bern: Klipstein & Co., vormals Gutekunst & Klipstein 1955.
- Kolb, Eberhard u. Dirk Schumann: Die Weimarer Republik. 8., überarbeitete u. erweiterte Aufl. München: Oldenbourg Verlag 2013.

- Komroff, Manuel: Introduction. In: Marco Polo: The Travels of Marco Polo. Edited with an introduction by Manuel Komroff. Based on the Marsden and Yule Translations. New York: W. W. Norton & Co. 2003, S. V–XXXII.
- Kostenzer, Caterina: Die literarische Reportage. Über eine hybride Form zwischen Journalismus und Literatur. Innsbruck u. a.: StudienVerlag 2009.
- Krämer-Prein, Gabriele: Der Buchhandel war immer deutsch. Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ vor und nach der Machtergreifung. In: Ulrich Walberer (Hg.): 10. Mai 1933: Bücherverbrennung in Deutschland und die Folgen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1983, S. 285–302.
- Kreis, Gabriele: Vorwort. In: Lili Körber: Die Ehe der Ruth Gompertz. Mit einem Vorwort v. Gabriele Kreis. Mannheim: Persona Verlag 1984, S. 5–13.
- Leiskau, Katja u. a.: Deutsche illustrierte Presse – Journalismus und visuelle Kultur in der Weimarer Republik. In: Katja Leiskau, Patrick Rössler, Susann Trabert (Hg.): Deutsche illustrierte Presse: Journalismus und visuelle Kultur in der Weimarer Republik. Baden-Baden: Nomos 2016, S. 11–24.
- Lemke, Ute: Lili Körber: von Moskau nach Wien. Eine österreichische Autorin in den Wirren der Zeit (1915–1938). Siegen: Böschen 1999.
- Leutner, Mechthild: Helden, ihre Kämpfe und ihre Siege. Sven Hedin und Wilhelm Filchner in China und Zentralasien. In: Wolfgang Kubin (Hg.): Mein Bild in deinem Auge. Exotismus und Moderne: Deutschland-China im 20. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995, S. 83–102.
- Leutner, Mechthild: Die Fremde und das eigene Ich. Reisebeschreibungen von Frauen über China. In: Peter J. Brenner (Hg.): Reisekultur in Deutschland. Von der Weimarer Republik zum „Dritten Reich“. Tübingen: Niemeyer 1997, S. 177–209.
- Link, Manfred: Der Reisebericht als literarische Kunstform von Goethe bis Heine. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophischen Fakultät der Universität Köln 1963.
- Mai, Gunther: Die Weimarer Republik. 3., durchgesehene Aufl. München: Verlag C.H.Beck 2018.

- Mertens, Volker: Vom Land des Lächelns zum Land des Grauens. China auf der Musikbühne der zwanziger Jahre. In: Almut Hille, Gregor Streim u. Lu Pan (Hg.): Deutsch-chinesische Annäherungen. Kultureller Austausch und gegenseitige Wahrnehmung in der Zwischenkriegszeit. Köln u. a.: Böhlau 2011, S. 131–154.
- Mühlhahn, Klaus: Herrschaft und Widerstand in der „Musterkolonie“ Kiautschou. Interaktionen zwischen China und Deutschland, 1897–1914. München: Oldenbourg Verlag 2000.
- Müller-Hofstede, Christoph: Reich und rastlos? Chinas Aufstieg in der internationalen Ordnung. In: Doris Fischer u. Christoph Müller-Hofstede (Hg.): Länderbericht China. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2014, S. 807–840.
- Neugebauer, Heinz: Entwicklung und Bedeutung der proletarisch-revolutionären Literatur in Deutschland (1918–1933). In: Kollektiv für Literaturgeschichte im Volkseigenen Verlag Volk und Wissen (Hg.): Proletarisch-revolutionäre Literatur 1918 bis 1933. Ein Abriß. Berlin: Verlag Volk und Welt 1962, S. 5–23.
- Oehler, Hans-Albrecht: Elisabeth Oehler-Heimerdinger (1884–1955). Wie mir die Chinesen Freunde wurden. In: Birgit Knorr u. Rosemarie Wendel (Hg.): Frauen im deutschen Südwesten. Stuttgart u. a.: Verlag W. Kohlhammer 1993, S. 186–192.
- Öhlschläger, Claudia: Das punctum der Moderne. Feuilletonistische und fotografische Städtebilder der späten 1920er und frühen 1930er Jahre. In: Zeitschrift für Germanistik 22 (2012) 3, S. 540–557.
- Petersen, Klaus: Die „Gruppe 1925“. Geschichte und Soziologie einer Schriftstellervereinigung. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1981.
- Polaschegg, Andrea: Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert. Berlin u. New York: de Gruyter 2005.
- Prümm, Karl: Die Stadt der Reporter und Kinogänger bei Roth, Brentano und Kracauer. Das Berlin der zwanziger Jahre im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“. In: Klaus Scherpe (Hg.): Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1988, S. 80–105.

- Reed, Terence J.: Thomas Mann. Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher. Bd. 2,2: Frühe Erzählungen, 1893–1912, Kommentar. Hg. v. Heinrich Detering u. a. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2004.
- Reif, Wolfgang: Exotismus im Reisebericht des frühen 20. Jahrhunderts. In: Peter J. Brenner (Hg.): Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989, S. 434–461.
- Riha, Karl: Dada (Dadaismus). In: Dieter Borchmeyer u. Viktor Žmegač (Hg.): Moderne Literatur in Grundbegriffen. Tübingen: Niemeyer 1994, S. 63–68.
- Rönnefarth, Helmut K. G. u. Heinrich Euler: Konferenzen und Verträge. 4, A, Neueste Zeit 1914–1959. 2., erweiterte u. veränderte Aufl. Würzburg: A. G. Ploetz 1959.
- Safranski, Rüdiger u. Walter Fähnders: Proletarisch-revolutionäre Literatur. In: Bernhard Weyergraf (Hg.): Literatur der Weimarer Republik 1918–1933. München u. Wien: Carl Hanser Verlag 1995, S. 174–231.
- Schaub, Christoph: Proletarische Welten. Internationalistische Weltliteratur in der Weimarer Republik. Berlin u. Boston: de Gruyter 2019.
- Schlenstedt, Dieter: Egon Erwin Kisch. Leben und Werk. Berlin: Volk u. Wissen 1970.
- Schlenstedt, Dieter: Egon Erwin Kisch. Sein Leben und Werk. Berlin: Volk u. Wissen 1985.
- Schlieker, Kerstin: Frauenreisen in den Orient zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Weibliche Strategien der Erfahrung und textuellen Vermittlung kultureller Fremde. Berlin: WiKu-Verlag 2003.
- Schuster, Ingrid: China und Japan in der deutschen Literatur 1890–1925. Tübingen u. a.: Francke 1977.
- Schütz, Erhard: Autobiographien und Reiseliteratur. In: Bernhard Weyergraf (Hg.): Literatur der Weimarer Republik 1918–1933. München u. Wien: Carl Hanser Verlag 1995, S. 549–600.
- Seifert, Heribert: „Ein weises Kind geht durch die Welt“. Die Reisen des Arthur Holitscher. In: Neue deutsche Hefte 31 (1984), S. 48–61.

- Sheppard, Richard: Bibliographie Richard Huelsenbeck. In: ders.: Richard Huelsenbeck. Hamburger Bibliographien Bd. 22. Unter Mitarbeit v. Karin Füllner. Mit Beiträgen v. Rolf Italiaander u. Hans J. Kleinschmidt. Hamburg: Hans Christians Verlag 1982, S. 60–132.
- Siegel, Christian Ernst: Egon Erwin Kisch. Reportage und politischer Journalismus. Bremen: Schünemann Universitätsverlag 1973.
- Sprengel, Peter: „Die Bahn ward verloren“ – Gerhart Hauptmanns China-Lektüren nach 1918. In: Almut Hille, Gregor Streim u. Lu Pan (Hg.): Deutsch-chinesische Annäherungen. Kultureller Austausch und gegenseitige Wahrnehmung in der Zwischenkriegszeit. Köln u. a.: Böhlau 2011, S. 105–130.
- Stahl, Helga: Vom Kaiserreich zur Volksrepublik: Chinas langes 20. Jahrhundert. In: Doris Fischer u. Christoph Müller-Hofstede (Hg.): Länderbericht China. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2014, S. 181–220.
- Strand, David: Rickshaw Beijing. City People and Politics in the 1920s. Berkeley u. a.: University of California Press 1989.
- Streim, Gregor: Das Erwachen des Kulis. China in den Reisereportagen der Weimarer Republik (Richard Huelsenbeck – Arthur Holitscher – Egon Erwin Kisch). In: Almut Hille, Gregor Streim u. Lu Pan (Hg.): Deutsch-chinesische Annäherungen. Kultureller Austausch und gegenseitige Wahrnehmung in der Zwischenkriegszeit. Köln u. a.: Böhlau 2011, S. 155–171.
- Unger, Torsten: Erlebnisfähigkeit, unbefangene Zeugenschaft und literarischer Anspruch. Zum Reportagekonzept von Egon Erwin Kisch und seiner Durchführung in *Paradies Amerika*. In: Bernd Blöbaum u. Stefan Neuhaus (Hg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003, S. 173–194.
- Vogelsang, Kai: Geschichte Chinas. 3., durchgesehene und aktualisierte Aufl. Stuttgart: Reclam 2013.
- Walter, Hans-Albert: „Der größte Phantast der Realität“. Ein Vorschlag, wie Kisch zu lesen sei. In: Egon Erwin Kisch: Der rasende Reporter. Mit einem Nachwort v. Hans-Albert Walter. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1985, S. 331–352.

- Wiede, Wiebke: Rasse im Buch. Antisemitische und rassistische Publikationen in Verlagsprogrammen der Weimarer Republik. München: Oldenbourg Verlag 2011.
- Witte, Bernd: Traumstadt Berlin. In: Franz Hessel: Spazieren in Berlin. Mit einem Geleitwort v. Stéphane Hessel u. einem Nachwort v. Bernd Witte. Neu hg. v. Moritz Reininghaus. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2011, S. 287–299.
- Xu, Fangfang: „Auch Shanghai hatte sich sehr verändert“. Der Wandel des Shanghai-Bildes in der deutschsprachigen Literatur 1898–1949. Würzburg: Ergon-Verlag 2015.
- Yu, Qianfan (余前帆): Vorwort des Übersetzers (译者前言). In: Travels of Marco Polo (auf Englisch und Chinesisch) (马可·波罗游记 (中英对照)). Übersetzt und angemerkt von Qianfan Yu. Beijing: China Book Press 2009, S. 1–15.
- Yü-Dembski, Dagmar: Traum und Wirklichkeit. Rezeption und Darstellung Chinas in der Weimarer Republik. In: Mechthild Leutner u. Dagmar Yü-Dembski (Hg.): Exotik und Wirklichkeit. China in Reisebeschreibungen vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München: Minerva-Publ. 1990, S. 53–65.
- Zou, Li (邹理): Zhou Libo und die Rezeption von *China geheim* in China (周立波与《秘密的中国》在中国的传播). In: Modern Chinese Literature Studies (中国现代文学研究丛刊), Nr. 10 (2013), S. 190–199.

Online-Ressourcen

- Abend, Hallett: Japanese Warning is Sent to Nanking; Tokyo Voices Belief Missing Consul Met Violence and Holds China Responsible. In: The New York Times. 13.06.1934, S. 1.
<https://www.nytimes.com/1934/06/13/archives/japanese-warning-is-sent-to-nanking-tokyo-voices-belief-missing.html> (zuletzt online am 28.04.2022).
- Der SEVERUS Verlag.
<http://www.severus-verlag.de/> (zuletzt online am 08.11.2019).

Geyken, Frauke: Ein neuer Ausschluss 1928–1945.

<https://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/frauenwahlrecht/279341/ein-neuer-ausschluss> (Lizenz CC BY-NC-ND 3.0 DE, zuletzt online am 08.11.2020).

Japanese Vice Consul Found. In: San Pedro News Pilot, Vol. 7, Nr. 86. 13.06.1934, S. 2.

<https://cdnc.ucr.edu/?a=d&d=SPNP19340613.2.30&e=-----en--20--1--txt-txIN-----1> (zuletzt online am 28.04.2022).

Katalog der Deutschen Nationalbibliothek: unter den Schlüsselwörtern „Arthur Holitscher“.

<https://portal.dnb.de/opac/simpleSearch?query=Arthur+Holitscher> (zuletzt online am 08.11.2019).

Katalog der Deutschen Nationalbibliothek: unter den Schlüsselwörtern „China geheim“.

<https://portal.dnb.de/opac/simpleSearch?query=China+geheim> (zuletzt online am 13.06.2020).

Katalog der Deutschen Nationalbibliothek: unter den Schlüsselwörtern „Lili Körber“.

<https://portal.dnb.de/opac/simpleSearch?query=Lili+K%C3%B6rber> (zuletzt online am 15.04.2021).

Lili Körber: Die Ehe der Ruth Gompertz.

http://www.personaverlag.de/seiten/titel/koerber_ruthGompertz.htm (zuletzt online am 15.04.2021).

Mackie Messer – Brechts Dreigroschenfilm.

https://www.filmportal.de/film/mackie-messer-brechts-dreigroschenfilm_ed759db8d1dc4531bac52f8d36e1c770 (zuletzt online am 12.11.2021).

nan: Im Exil brachte die ibizenkische Kargheit seinen Geist zum Erblühen. 80 Jahre jährt sich der Tod des deutsch-jüdischen Kulturkritikers Walter Benjamin.

<https://ibizakurier.de/im-exil-brachte-die-ibizenkische-kargheit-seinen-geist-zum-erbluehen/> (zuletzt online am 25.09.2021).

Перминов В. В. (Perminov V. V.): Хорват Д. Л. (Horvat, D. L.).

<http://www.encycl.chita.ru/encycl/person/?id=5125> (zuletzt online am 08.11.2021).

Profil des China Securities Museums.

<https://csm.sse.com.cn/about/introduction/> (zuletzt online am 08.11.2021).

Zeng Baosun (Tseng Pao Swen). Prominent Chinese Christian educator who embraced Chinese ideals and Christian education. In: Biographical Dictionary of Chinese Christianity (BDCC).

<http://bdconline.net/en/stories/zeng-baosun/> (zuletzt online am 07.11.2021).

11. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1. Fotos der „Verbotenen Stadt“ von Witte, Holitscher und Asch.....45

Quellen:

Witte, Johannes: Im Kaiserpalast in Peking. In: ders.: Sommer-Sonntage in Japan und China. Reise-Erlebnisse in Ostasien im Jahre 1924. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1925, Tafel 10.

Holitscher, Arthur: Tor zur Kaiserstadt. In: ders.: Das unruhige Asien. Reise durch Indien – China – Japan. Berlin: S. Fischer Verlag 1926.

Asch, Hannah: Große Audienzhalle in der „Verbotenen Stadt“. In: ders.: Fräulein Weltenbummler. Reiseerlebnisse in Afrika und Asien. Berlin: August Scherl GmbH. 1927.

Abb. 2. Fotos der Verfasser unterwegs von Witte und Holitscher.....45

Quellen:

Witte, Johannes: D. Witte (sitzend) mit Missionar Matzat auf der Fahrt über Land in Schantung. In: ders.: Sommer-Sonntage in Japan und China. Reise-Erlebnisse in Ostasien im Jahre 1924. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1925, Tafel 14.

Holitscher, Arthur: Der Verfasser unter chinesischen Arbeitern auf der Fahrt nach Canton. In: ders.: Das unruhige Asien. Reise durch Indien – China – Japan. Berlin: S. Fischer Verlag 1926.

12. Anhang: Übersicht chinesischer Namen und Begriffe

In dieser Dissertation wird bei der Nennung chinesischer Namen, Ortsnamen, Begriffe und anderer Eigennamen die heute allgemein übliche Pinyin-Umschrift verwendet, außer bei den Umschriften, die immer noch universal benutzt werden. Zum Vergleich und zur besseren Orientierung sind unten in Tabelle 1 die üblichen Pinyin-Umschriften der erwähnten Namen und Begriffe neben die Umschriften gesetzt, in denen die Autor*innen sie kennengelernt bzw. selbst gebraucht haben. In Tabelle 2 wird die von Pinyin abweichende Umschrift, die trotzdem benutzt wird, der Pinyin-Umschrift und der anderen Umschrift der Autor*innen gegenübergestellt.

Tabelle 1:

Pinyin-Umschrift aktuell	Umschrift der Autor*innen
Baiyun Guan	Pei Yün Kuan
Beihai	Pei-Hai
Beijing	Peking
Changchun	Chanchun
Changsha	Tschangsha
Dalian	Dairen, Dalny
Dongshan	Tungschan
Fujian	Fudzian
Fuzhou	Futschau
Guanyin	Gua-Nin
Guangzhou	Canton, Kanton
Guilin	Kueilin
Guomindang	Kuomintang
Hankou	Hankow
Harbin	Charbin
Henan	Honam
Hongkou-Bezirk	Hongkew-Bezirk
Huangpu Fluss	Whangpoo

Huangpu-Kadetten	Whampoo-Kadetten
Jiangxi	Kiangsi
Jiaozhou	Kiautschou
Jiujiang	Kiukiang
Lüshunkou	Port Arthur
Majiang	Mah Jongg
Manzhouli	Mandschuria, Manchouli
Mei Lanfang	Mei Lan-fang
Nanjing	Nanking
Pukou	Pukau
Qianmen Dajie	Tjen-Men-Da-Dje
Qinhuai-Fluss	Tschin-Hwaj-Fluss
Qingdao	Tsingtau
Ruijin	Juikin
Shamian	Schamien
Shandong	Schantung
Shanghai	Schanghai
Shenyang	Mukden
Shiba Yu	Schö-Ba-Jü
Tianjin	Tientsin
Tongji-Universität	Universität von Tungchi
Wanbaoshan	Wanpaoshan
Weihai	Weiheiwai
Wusong	Wusung
Wuxi	Wusih
Yantai	Tschifu
Zeng Baosun	Pao Sweng Tseng
Zhabei	Tschapei, Chapei
Zhang Xueliang	Tschang Tso-liang
Zhang Zongchang	Tschang Tsung-tschan

Tabelle 2:

Von Pinyin abweichende Umschrift	Pinyin-Umschrift	Andere Umschrift(en) der Autor*innen
Harbin	Ha'erbin	Charbin
Hongkong	Xianggang	
I Ging	Yijing	Itsching
Lao Tse	Laozi	Lao Tsze
Macao	Aomen	
Mandschukuo	Manzhouguo	
Sun Yat-sen	Sun Zhongshan, Sun Yixian	
Tschiang Kai-schek	Jiang Jieshi	Tschan-Kai Tschek, Tschang Kai Tschek
Tschuang Tse	Zhuangzi	Tschuang-Tse, Dschuang Dsi
Yangtze Fluss	Changjiang	Jangtsekiang, Yang-Tse-Kiang

Abstract

Die vorliegende Dissertation befasst sich mit deutschsprachigen Reiseberichten aus der Zeit der Weimarer Republik, in denen verschiedene Facetten der Städte des revolutionären Chinas der 1920er und 1930er Jahre inszeniert werden. Anhand der bisherigen Forschungsdiskussionen zum Reisebericht und der Reportage-Theorie Egon Erwin Kischs werden die Eigenschaften des Reiseberichts, der von den Schriftsteller*innen mit der Tatsache als „Bussole“ und der „logischen Phantasie“ als „Fernrohr“ verfasst wird, als Kunst- und „Kampfform“ herauskristallisiert. Die vier Hauptteile widmen sich den Analysen von Arthur Holitschers *Das unruhige Asien*, Egon Erwin Kischs *China geheim*, Lili Körbers *Begegnungen im Fernen Osten* und Richard Huelsenbecks *Der Sprung nach Osten*, die jeweils den Blick auf die Städte und die Schreibverfahren der Autor*in thematisieren. Mit der Studie wird deutlich, dass sich als Kunstform in diesen Reiseberichten die dokumentarische Geste, der fokussierte Blick auf die akustischen und visuellen Erfahrungen sowie die Einführung von verschiedenen Textformen feststellen lässt. Mit dem Reisebericht als „Kampfform“ bringen die linken Schriftsteller*innen auch ihre politischen Intentionen implizit oder explizit zum Ausdruck, wobei grundsätzlich erfüllt zu werden versucht wird, dem Wahrheitsanspruch der Leser*innen an diese Texte mit journalistischen Bezügen gerecht zu werden.

This dissertation concerns the German travel journals in the Weimar Republic, which present the different aspects of the cities in the revolutionary China of the 1920s and 1930s. Based on the previous academic discussions about the travel journals and Egon Erwin Kisch's theory of the reportage, the features of the travel journals, which are written by the authors with the fact as “compass” and the “logical fantasy” as “telescope”, are summarized as artistic and “combat” form. The four major parts focus on the analysis of Arthur Holitscher's *Das unruhige Asien*, Egon Erwin Kisch's *China geheim*, Lili Körber's *Begegnungen im Fernen Osten* and Richard Huelsenbeck's *Der Sprung nach Osten*, which demonstrates the cities and each author's writing methods. The analysis shows the documentary gestures, the attention on acoustic and visual experiences as well as the addition of various text forms, each of which presents the artistic form in these travel journals. The left-wing authors also release their political intentions implicitly or explicitly in the travel journals as “combat” form, whereby they attempt to generally fulfill the reader's demands for the facts in these texts with journalistic characteristics.

Eigenständigkeitserklärung

Ich erkläre gegenüber der Freien Universität Berlin, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Quellen und Hilfsmittel angefertigt habe. Die vorliegende Arbeit ist frei von Plagiaten. Alle Ausführungen, die wörtlich oder inhaltlich aus anderen Schriften entnommen sind, habe ich als solche kenntlich gemacht. Diese Arbeit wurde in gleicher oder ähnlicher Form noch bei keiner anderen Universität als Prüfungsleistung eingereicht.

Ort/Datum: Berlin, 09.12.2021

Unterschrift: Chasram Huang